Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich

Fedor von Zobeltitz







Chronik
der Gesellschaft unter
dem letzten Kaiserreich

Gustav Sellckau

Chronik

der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich

Von
Fedor von Zobeltitz

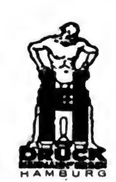
Zweiter Band 1902—1914



Zweite Auflage

1 9 2 2

Alster-Verlag — Hamburg


DRUCK
HAMBURG

1 9 0 2

Begegnungen mit dem Prinzen Georg

5. Mai

Der Tod des greisen Prinzen Georg hat in der Berliner Hofgesellschaft keine Lücke hinterlassen. Die Zeiten, da sich der Prinz dann und wann noch einmal, etwa bei besonders festlichen Gelegenheiten, großen Empfängen und nationalen Feiern, im Schlosse zeigte, sind längst vorüber. Auch sein intimerer Freundeskreis ist bis auf wenige zusammengeschmolzen. Dem Volke stand er, so wie sein Bruder Prinz Alexander, absolut fern. Wenn er die Linden hinabschritt, um im Tiergarten seinen täglichen Spaziergang zu unternehmen, grüßten ihn nicht viele. Die wenigsten wußten, daß ein Hohenzoller an ihnen vorüberschlenderte. So lange der alte Kaiser noch lebte, trug Prinz Georg auf diesen Spaziergängen stets Generalsuniform, im Winter mit einem Pelzrock darüber, im Sommer mit geöffnetem Paletot; er wußte, daß der Kaiser es nicht gern sah, wenn sich die Prinzen seines Hauses in der Öffentlichkeit in Zivil zeigten. Wer mit dem Prinzen Georg einmal näher zusammengekommen ist, wird sein Hinscheiden schmerzlich bedauern. Wie ich selbst mit ihm vor mehr als zwanzig Jahren bei der guten alten Frau von Hohenhausen bekannt wurde, habe ich schon erzählt. Aber heute kann ich einiges nachholen. Meine erste Unterhaltung mit dem Prinzen Georg wird mir unvergeßlich sein. Ich hatte damals soeben einen ersten schweren Anfall von „Dichteritis" überwunden und tobte beständig in holdem Wahnsinn, schimpfte auf das Epigonentum und hielt nicht viel von Schiller. Dem

Prinzen mochte das lustig vorkommen; er erbat sich mein Erstlingswerk, schrieb mir ein paar Tage später ein liebenswürdiges Wort darüber und ersuchte mich, ihn gelegentlich zu besuchen. Ich sehe das prinzliche Arbeitszimmer noch vor mir und höre den prächtigen alten Herrn noch reden. Er hatte bereits seine Dramen „Phädra“, „Die Voisin“, „Cleopatra“ und vielleicht noch dieses oder jenes andere aufführen lassen. Ich entsinne mich auch, daß er lange über den Ausdruck „Epigonentum“ sprach, gegen dessen geringschätzige Bedeutung er sich verwahrte; um Ausbau und Weiterbau der großen Vorbilder handele es sich bei den Epigonen, nicht um lächerliche Nachahmung. So ähnlich. Er sprach ruhig, langsam und fast würdevoll; den Eindruck vornehmer Würde empfing man sofort von ihm. Als sein Drama „Bianca Capello“ unter der Direktion Robert Buchholz' im damaligen National-Theater aufgeführt wurde, schickte der gütige Prinz mir ein Billett. Das Drama hatte großen Erfolg, allerdings mehr beim Publikum als bei der Kritik. Es gab damals Kritiker, die es schon von vornherein nicht für angezeigt hielten, daß ein Prinz dichtete. Seit Jahren hat er nichts mehr veröffentlicht; von einer Seite, der man Vertrauen schenken kann, höre ich aber, daß sein literarischer Nachlaß reich sein soll. Auch einen Roman soll er begonnen, doch halbfertig liegengelassen haben. Dabei mag daran erinnert werden, daß man ihn bei Erscheinen von Gregor Samarows europäischer Banise „Um Szepter und Kronen“ vielfach für den Verfasser dieses Romans gehalten hat, ebenso für den Autor eines 1870 anonym herausgekommenen anderen Romans „Glück auf im Fürstenhause“, als dessen Verfasser ich erst nach langem Suchen einen achtzigjährigen praktischen Juristen Joh. Wilh. Mejer eruieren konnte. Bei den Antiquaren Berlins sah man den Prinzen in früheren Jahren häufiger; er war indessen nicht das, was man mit „Bibliophile“ zu bezeichnen pflegt, fahndete selten auf literarische oder typographische Raritäten, sondern durchstöberte am liebsten die Mappen nach alten Kupferstichen und Radierungen. Soviel ich weiß, hat er sein stilles, vornehmes Palais, in dem auch Prinz Alexander bis zu seinem Tode wohnte, schon vor einiger Zeit an das Hausministerium gegen

eine Leibrente verkauft. Vor einem Dutzend Jahren war ich da auch einmal zum Frühstück geladen, gemeinsam mit Wildenbruch und Richard Voß — — vorbei, vorbei! . . .

Emil Burwig und die Glanzzeit des Berliner Balletts

26. Mai

Das fünfzigjährige Tänzerjubiläum, das der ehemalige Solotänzer unserer Hofoper, Emil Burwig, dieser Tage gefeiert hat, ruft die Erinnerung an die Glanzzeit des Balletts in Berlin zurück. Heute ist das Ballett ein Stiefkind unseres Hoftheaters; nur gelegentlich wird noch dann und wann ein einaktiges Tanzbild aufgeführt, und der Stil der modernen Oper hat auch aus den Musikdramen die Balletteinlagen so gut wie verbannt. Ehemals war das anders. Noch unter dem alten Kaiser spielte das Ballett eine große Rolle; Kaiser Wilhelm war ein Freund der choreographischen Kunst und sein Auge erfreute sich gern an bunten und wechselvollen Tanzbildern. Auf seine Veranlassung wurde Paul Taglioni 1869 zum Ballettdirektor ernannt. Taglioni war damals schon ein Mann von sechzig Jahren und bereits seit länger als dreißig Jahren in Berlin engagiert, hatte auch schon eine Reihe großer Balletts geschrieben, wie „Flick und Flock“, „Satanella“, „Ellinor“ u. a., denen sich später noch „Fantaska“, „Militaria“ — ein Kriegsballett, das die Siege von 1870 verherrlichte — und „Madelaine“ anreihten. Unter Taglioni stand das Berliner Ballett in seiner Blüte. Unvergeßlich sind jedem Ballettfreund die Tage der Marie Taglioni, der David, Granzow, Zucchi, Lenoir, Forsberg und unserer großen Pantomimisten Ehrlich, Graeb, Müller, Guillemin. Übrigens war auch schon der Großvater Taglionis ein berühmter Tänzer und sein Vater, Philipp Taglioni, ein bedeutender Choreograph, anfänglich Ballettmeister in Stockholm, dann unter König Jerôme in Kassel und zuletzt in Warschau; er starb bald nach dem französischen Kriege im Hause seiner, mit dem Grafen Voisins vermählten Tochter in Paris. Ein Bruder von ihm war Ballettmeister in Turin; auch seine Schwestern Josefine und Luise gehörten kurze Zeit dem Ballett

an; seine älteste Tochter Marie wurde bekanntlich Fürstin Windisch-Graetz; seine zweite Tochter Auguste habe ich noch als Schauspielerin gekannt. Das alles gehört der Vergangenheit an, der Vergangenheit leider auch unser Ballett. Auf die schöne Zucchi, heute Fürstin Trubetzkoi, folgte die dell'Era, mit der niedlichen Urbanska die letzte Rose im Tanzreigen unserer Hofoper. Aber es wird ja nicht mehr getanzt ...

Herr Saunders von den „Times" und Herr von Bonnefon vom „Figaro" — Peters und der Tuckerbrief — Die Bülow-Marie

1. Juni

Häufiger ist letzthin der unheilvollen Tätigkeit gedacht worden, die der Berliner Korrespondent der Londoner „Times", Herr Saunders, seit Jahren ausübt. In der Berliner Journalistik weiß man lange, daß der genannte Herr seine widerwärtige Verhetzungspolitik auf Londoner Anweisungen hin betreibt, die vielleicht seinen eigenen Intentionen durchaus entsprechen mögen. Zur Verschärfung des wenig erfreulichen Verhältnisses zwischen Deutschland und England hat Mr. Saunders übrigens nicht allein beigetragen; die meisten der übrigen englischen Korrespondenten leisten ihm dabei Unterstützung und Gefolgschaft. Und dabei leben fast alle diese Herren seit langen Jahren unter uns und werden mit beispielloser Gastfreundschaft behandelt, zu allen öffentlichen Festen herangezogen, mit Einladungen überschwemmt und haben überdies zu ihrer politischen Information Beziehungen, wie sie einheimischen Journalisten nicht immer vergönnt werden. Gerade die englischen Journalisten sind bisher von unserer diplomatischen Gesellschaft unerhört bevorzugt und verwöhnt worden; man vergleiche damit die mannigfaltigen Schwierigkeiten, mit denen die Vertreter der deutschen Presse in London zu kämpfen haben, wenn es sich um die Erreichung wichtiger Nachrichten handelt. Und für die weitgehende und große Liebenswürdigkeit, die man den Engländern in Berlin bereitet, revanchieren sich die Herren durch eine wahrhaft niederträchtige, infam verlogene Art der Berichterstattung. Man hat vielfach darüber gespöttelt,

daß ein Mann wie Mr. Saunders zu den parlamentarischen Abenden des Grafen Posadowsky überhaupt herangezogen wurde. Wie ich höre, ging die letzte Einladung aber auf eine Anregung des Geheimrats Dr. Hammann zurück; Baron Richthofen wollte Gelegenheit finden, Mr. Saunders einmal gehörig seine Meinung zu sagen. Und das hat er ja auch getan. Es ist nur die Frage, ob es etwas helfen wird.

Weniger noch als die Engländer finden sich die Franzosen in den deutschen Verhältnissen zurecht. Wenn man die Berichte des Herrn von Bonnefon im „Figaro" liest, kann man zuweilen daran zweifeln, ob Verständnislosigkeit oder böser Wille sie diktiert hat. Er besitzt die gute Eigenschaft, Tatsachen umzukehren und die Wahrheit geradezu auf den Kopf zu stellen. Im allgemeinen kann man wohl behaupten, daß die ausländische Presse — mit verschwindenden Ausnahmen — von ihren Berliner Korrespondenten in einer Weise bedient wird, die von unsern politischen und sozialen wie auch gesellschaftlichen und künstlerischen Zuständen ein absolut falsches Bild entwirft. Man lese beispielsweise den Bericht des Herrn von Bonnefon über die Reichstagssitzung, in der die Abschaffung des elsaß-lothringischen Diktaturparagraphen behandelt wurde. Über Kunst und Literatur in Deutschland sind die französischen Blätter besonders trefflich unterrichtet. Ich entsinne mich, daß sie den guten Otto Erich Hartleben gelegentlich zu einem Freiherrn von Hartleben und aktiven Offizier gemacht haben. In einem andern Blatte wurde Begas der Führer der Sezession genannt. Am vergnügtesten gestimmt aber hat mich die Schilderung eines Berliner Weihnachtsfestes, die ich einmal im „Temps" fand. Das klang wahrhaftig so ungefähr, als lägen wir noch auf Bärenhäuten und ließen das Methorn im Kreise wandern.

Ungemein interessiert hat die Nachricht über die Ermittlung jener Persönlichkeit, die den vielgenannten Tuckerbrief erfunden hat, der 1896 Herrn Bebel die Unterlage zu seinen Angriffen gegen Dr. Karl Peters bot. Daß damit der ehemalige Leutnant von Br. gemeint sein soll, gegen den Peters nunmehr auf dem Klagewege vorgehen will, scheint wohl zweifellos. Peters besitzt eine starke Anhängerschaft in Berlin. Die

Eigentümlichkeit seines persönlichen Auftretens und die Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Ansichten zu vertreten pflegt, haben ihm freilich auch viele Gegner geschafft. Aber man hat doch nicht vergessen, daß seine staunenswerte Energie unsere Kolonialbewegung erst in Fluß gebracht hat. In vielen Dingen hat man ihm bitter Unrecht getan. Daß es besser gewesen wäre, ihn festzuhalten und an die geeignete Stelle zu setzen, statt ihm durch einen törichten Prozeß den Aufenthalt in Deutschland zu verleiden, ist eine Ansicht, die auch in maßgebenden Kreisen vielfach geteilt wird.

Von Peters bis zur Bülow-Marie ist ein hübscher Gedankensprung. Aber auch Peters gehörte zu den Protegés der Bülow-Marie. Ich glaube, daß dieser Name die Leser außerordentlich fremdartig berühren wird. Und doch ist die Bülow-Marie eine populäre Persönlichkeit in Berlin. Als in den fünfziger Jahren die ersten Sodawasser-Buden in der preußischen Hauptstadt aufgestellt wurden, um zur Sommerzeit die Durstigen zu laben und zu erquicken, sei's „mit" oder „ohne" (nämlich Himbeersaft), da taufte ein berühmt gewordener Diplomat die Verkäuferinnen in diesen Buden „Sodalisken". Eine solche „Sodaliske" war die Bülow-Marie. Sie hatte ihren Standplatz in einer Bude an der Potsdamer Brücke und verkaufte hier auch Journale und Zeitschriften. Als Hans von Bülow in Berlin wohnte, ging er nie an der dicken Marie vorüber, schenkte ihr zuweilen auch Konzertbilletts und soll ihr sogar einmal einen Kuß gegeben haben. Nun war die Marie freilich nie eine Schönheit, aber damals ein recht frisches, rundliches und nettes Ding, und da Bülow häufig originelle Anwandlungen hatte, so mag an der Kußgeschichte schon etwas Wahres sein. Jedenfalls hieß die Sodaliske an der Potsdamer Brücke von da ab die Bülow-Marie, und alle Welt kannte sie, und besonders die aus den Kreisen der Literatur und Musik hatten sie in ihr Herz geschlossen. Der alte Fontane plauschte öfters mit ihr, und wenn Rudolf Löwenstein, der Unvergessene, an ihrer Bude vorüberkam, blieb er ein paar Minuten stehen und ließ sich von ihr erzählen, was es Neues gab. Sie war immer eingeweiht in allerhand große und kleine Geheimnisse

und wußte in der Tagesliteratur genau Bescheid. Als die „Zukunft“ begründet wurde, bemühte sie sich, mit flammenden Worten für Maximilian Harden einzutreten und wurde eine Verkünderin seines journalistischen Ruhmes. Damals schrieb Harden seine Apostata-Briefe gegen die Finanz-Gesellschaft, und einen dieser Berichte, in dem ein als großer Gourmand bekannter Bankier zerpflückt wurde, hatte er „Trüffelpüree“ betitelt. Dieses „Zukunft“-Heft fand rasenden Absatz und mußte neu gedruckt werden, und wenn man bei der Bülow-Marie danach fragte, erklärte sie: „Trüffelpüree ist nicht mehr da, wird aber bald frisch serviert werden . . .“ Und nun hat die Bülow-Marie ihrer kleinen Bude Valet gesagt. Sie ist nicht jünger geworden und fror im Winter in ihrer offenen Holzbaracke und im Sommer bekam sie häufig nasse Füße. Da hat sie nun eine Stellung als Garderobenfrau angenommen. Sie wird vielen fehlen, die über die Potsdamer Brücke gehen und bei ihr ihre Zeitung zu kaufen pflegten. Aber vielleicht setzt man ihr an dieser Stelle einmal einen Denkstein und schreibt darauf: „Hier stand und lebte die Bülow-Marie und verbreitete Bildung . . .“

Direktionswechsel im Deutschen Theater — Literarische Strömungen — Rathenaus „Impressionen“

3. August

Alles, was dem Theater nahesteht, spricht noch heute mit Eifer über den bevorstehenden Direktionswechsel bei den Bühnen in der Schumann- und der Charlottenstraße. Sicher ist, daß Dr. Brahm die Kündigung L'Arronges nicht ganz unerwartet kam. Die letzten Jahre sind für Brahm keine allzu glänzenden gewesen. Die Neuheiten der Hauptstützen seines Repertoirs schlugen nicht ein; nur Hartlebens Offizierstragödie machte eine Ausnahme. Es ist kein Geheimnis, daß L'Arronge, obwohl auch er zur Zeit seiner Direktionsführung Hauptmann gern und bereitwillig hat zu Worte kommen lassen, der jüngeren Richtung wenig Sympathien entgegenbringt. Und bei seiner Kündigung mag auch in der Tat der Umstand mit-

gesprochen haben, daß er bei der von Brahm bevorzugten, wenn auch künstlerisch begründeten Einseitigkeit des Repertoirs befürchtete, das Deutsche Theater würde sich nicht auf seiner Höhe halten können. Aber der Hauptgrund für ihn, Lindau an Stelle Brahms zu setzen, war sein Freundschaftsgefühl für ersteren. Lindau hat sich am Berliner Theater nie so recht behaglich gefühlt; das Finanzkomitee sprach in alle Dinge hinein; die Kasse gab den Ausschlag und nicht das künstlerische Feinempfinden; es war ein ewiger Ärger. Die Vorverhandlungen zwischen L'Arronge und Lindau reichen weit zurück, und wäre Brahms Kontrakt früher abgelaufen, so würde Lindau wahrscheinlich heute schon Direktor des Deutschen Theaters sein. Aus gelegentlicher Unterhaltung mit Lindau glaube ich versichern zu können, daß er an einen „völligen Bruch mit dem Realismus“ gar nicht denkt. Aber er wird sich allerdings bemühen, weniger einseitig zu sein als Brahm, wird die verstoßenen Klassiker wieder aufnehmen und auch dem heiteren Genre einen Platz einräumen, wird also vermutlich das Deutsche Theater im Sinne L'Arronges weiterführen. Vergessen wird man die Direktion Brahm freilich nicht.

Es gibt in der Literatur Strömungen voll Launenhaftigkeit wie in der Mode. Die Mode macht zuweilen auch die Literatur, schraubt minderwertige Talente in die Höhe, verhilft dann und wann aber auch einmal wirklichem Können zum Siege. So war es mit Gustav Frenssen, dessen prächtiger, wenngleich ein wenig in die Breite verlaufender Bauernroman „Jörn Uhl“ ganz plötzlich von der Mode emporgeschnellt wurde. Auf irgendeiner Soiree wurde zuerst davon gesprochen; man lobte die Eigenart des Verfassers, und das Lob sprach sich weiter herum, und schließlich mußte ein jeder „Jörn Uhl“ gelesen haben: das gehörte schon zum guten Ton. Vor zwei Jahren ging es mit Wassermanns „Renate Fuchs“ ähnlich; ein Jahr zuvor wurde Gabriele Reuter auf den Schild erhoben. Aber auch viel Spreu fliegt in die Luft beim Auf und Nieder dieser Modewinde. So wurde Marie Madeleine entdeckt und von hysterischen Frauenzimmern und grünen Jungen vergöttert, und auch ihrer Nachfolgerin, die sich den poetischen Namen Dolorosa zugelegt hat,

singt man in gewissen Kreisen Hymnen. Aber die Nietzsche-schen Literaturweiber stehen doch nicht mehr auf stolzem Piedestal. Man lacht über das Tagebuch der Vera, und die unverstandenen Frauen finden nur noch in engeren Zirkeln zärtliches Mitleid.

Augenblicklich stehen Walter Rathenaus „Impressionen" im Mittelpunkt des gesellschaftlich-literarischen Disputs. Das Buch würde unter der Flut der Neuigkeiten, die alltäglich auf den Büchermarkt geworfen werden, vermutlich verschwinden, nähme sein Verfasser nicht eine geachtete Stellung in der Berliner Industriewelt ein und trüge das erste Kapital nicht den Titel „Höre Israel". Es ist ein buntes Durcheinander von Reiseeindrücken, kunstgeschichtlichen Aphorismen und allerhand Reflexionen über Welt und Menschen und dies und das. Daß es ein feingebildeter, kluger und gut beobachtender Mensch geschrieben hat, merkt man aus jeder Seite. Aber man kauft das Buch doch nur wegen des ersten Kapitels. In ihm sagt der Verfasser, der sich selber zum Judentum bekennt, seinen Stammesgenossen allerhand Aufrichtigkeiten und nimmt dabei kein Blatt vor den Mund. Vielleicht übertreibt er hier und da ein wenig; so sagen die, die es wissen müssen. Aber im allgemeinen zeichnet er die typischen Schwächen Israels doch mit kräftigen Strichen, und, man kann es nicht leugnen, der Wahrheit gemäß. So mußte es denn kommen, daß das Buch große Verstimmung hervorgerufen hat, und — daß man es fleißig kauft . . .

Der Besuch König Victor Emanuels — Die Festvorstellung im Opernhaus

1. September

Auch dieser Tage Glanz verrauscht. Es war in der Tat eine Reihe farbenschimmernder Bilder, die Berlin anläßlich des Besuchs Victor Emanuels bot, und diesmal hatte sich merkwürdigerweise auch kein sozialdemokratischer Widerstand gefunden, als es sich um die Bewilligung der Gelder zur Ausschmückung der Straßen und Plätze handelte. Ich war in aller Herrgottsfrühe aus meiner Sommerfrische nach Ber-

lin geeilt und konnte zunächst der Auffahrt am Potsdamer Bahnhof beiwohnen. Ähnliches hat man oft gesehen; aber der Anblick ist doch immer wieder von sich gleichbleibendem Zauber. Auch Himmel und Sonne zauberten mit; es war wahrhaftig ein ganz italienisches Wetter, das der fürstliche Gast aus seiner Heimat in unsere Sommerkühle gebracht zu haben schien. Der ziemlich schmucklose Potsdamer Bahnhof war unter seiner Zier von Tannengrün, Girlanden, Fahnen, Rosazeen- und Palmengruppen kaum wiederzuerkennen. Und dieses bunte Gewimmel auf dem weiten Platz, diese vielhundertköpfige Menge, die ein umfangreiches Aufgebot an Polizeimacht wieder und wieder zurückdämmen mußte, die wie Meeresflut auf- und niederwogte und sich auch in die Seitenstraßen verteilte und alle benachbarten Lokale besetzt hielt! Da rückten die Gardekürassiere heran, die Stahlhelme leuchtend im Sonnenschein, eine glänzende Elitetruppe. Und nun nahten auch die für den Empfang bestimmten Herren: als einer der ersten Graf Lanza, den Berlin seit langen Jahren kennt, aber wohl bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in Generalsuniform gesehen hat. Die hohe Gestalt des Grafen Hülsen-Häseler ist schon von weitem erkennbar; die Ähnlichkeit mit seinem verstorbenen Vater wird immer stärker. Der Reichskanzler ist behäbig geworden; die blaue Husarenattila, die er mit Vorliebe trägt, seit er vom Rittmeister zum Obersten befördert worden ist, sitzt ihm so prall wie Herrn von Podbielski die rote Husarka. Da sind auch die beiden ersten kaiserlichen Stallmeister: der elegante Graf Wedel und der kleine geschmeidige und zierliche Herr von Esebeck. Noch ein zweiter Wedel ist zur Stelle: unser römischer Botschafter, der erste, dem königliche Huld den hohen Orden vom Schwarzen Adler verlieh. Und nun eine Änderung im Straßenbilde, ein neues Tableau im Kinematographen. Der Fahrdamm ist wie rein gefegt; rechts und links Menschenmauern. Dann brausender Jubel, Hurra- und Evvivarufe. Die Kürassiere schwenken ein und traben voran; der erste Galawagen mit den Monarchen folgt; rechts eskortiert ihn Graf Wedel, links General von Hoepfner. Die blaue Attila der Bockenheimer Husaren kleidet die kleine Gestalt Victor Emanuels vortrefflich; auch der Kaiser, in Generals-

gala und mit den Ketten des Annunziatenordens, sieht gut aus. Aber mehr noch fast erregt der Wagen der Kaiserin die Aufmerksamkeit des Publikums. Der Kronprinz, Prinz August Wilhelm und Prinzeß Viktoria Luise begleiten sie. Und dies kleine Prinzeßchen sieht süß aus in ihrem rosa Kleidchen und mit dem großen weißen Hut, unter dem zwei blaue Kinderaugen neugierig in das bunte Gewühl hineinschauen. Einen ernsten Eindruck gewährt Signor Prinetti, der italienische Minister des Äußern, der im Wagen des Grafen Bülow sitzt: eine große hagere Gestalt in Ministeruniform, auf dem schmalschläfigen Kopf den Dreispitz, das Gesicht von dunklem Vollbart umgeben.

Der und jener mag sich gewundert haben, daß König Victor Emanuel auf die Ansprache des Oberbürgermeisters französisch geantwortet und in seiner Entgegnung betont hat, er sei der deutschen Sprache nicht mächtig. Als der König bei dem Begräbnisse Kaiser Friedrichs — damals noch als Kronprinz — in Berlin eintraf, sprach er die ihn empfangende Ehreneskorte in ziemlich akzentfreiem Deutsch an. Aber unsere liebe Muttersprache ist hart für eine romanische Zunge und schwer zu lernen und vergißt sich auch wieder leicht, wenn man nicht in der Übung bleibt. —

Sehr interessant war die Festvorstellung im Opernhause. Daß man einen Akt „Aïda" gab, geschah wohl aus Rücksicht auf den italienischen Tonmeister. Aber daß man als Abschluß den vierten Akt aus „Carmen" gewählt hatte, noch dazu mit Kürzungen, die nur die Beine des Ballettkorps, aber nicht die Kehlen der Sänger und Sängerinnen in Bewegung brachten, ist ziemlich unverständlich. Auf Szene und Bühnenbild achteten freilich die wenigsten. Das Bild des Zuschauerraumes war hundertmal hübscher. Die Ausschmückung zeigte viel Geschmack: die italienischen Farben herrschten vor. Nur der Parfümeur hatte des Guten zuviel getan: es duftete wie im Boudoir einer schönen Frau. Die große Hofloge ist für das Kaiserpaar und seine Gäste reserviert. In der rechten Orchesterloge sieht man die Minister, wenigstens ein paar, die Herren v. Schönstedt und von Hammerstein, zu denen auch noch der jüngste im vereinigten Ministerium tritt: Herr Budde. In der Proszeniums-

loge der gleichen Seite, aus der sonst Graf Hochberg den Bühnenvorgängen zu folgen pflegt, haben Graf und Gräfin Bülow sich niedergelassen; zwischen ihnen sitzt Herr Prinetti, und alle drei sprechen in seiner Heimatsprache, die unser Reichskanzler gut beherrscht. Die Diplomatie füllt die Logen des ersten Ranges. Das gleißt und glitzert: China prangt in großer Gala, in gelben, violetten und himmelblauen Seidenjacken und in Gewändern mit überreicher Stickerei; Japan ist schmuckloser, auch Persien trägt nur einen Frack, freilich mit flimmerndem Sonnenorden und dem Bilde des Schahs auf der Brust; die anderen Gesandten und Botschafter sind meist in ihrer Diplomatenuniform erschienen. Man freut sich, daß Graf Waldersee wieder völlig gesundet scheint; er sieht in seiner Ulanenuniform wie ein junger Rittmeister aus . . . Und nun erscheint Graf Hochberg in der Mittelloge und vertritt an dieser Stelle den Oberzeremonienmeister: das Publikum erhebt sich und wendet sich der Loge zu, die sich im Augenblick mit einer glänzenden Gesellschaft füllt. Victor Emanuel trägt wieder die Uniform seiner dreizehnten Husaren, der Kaiser diesmal die seiner Leibhusaren: schwarze Attila mit Silberverschnürung, darüber den Dolman, in der Hand die Bärenmütze mit dem großen silbernen Totenkopf. Ringsum die Mitglieder des Kaiserhauses, dahinter die Hofdamen und die Suite. Wir erkennen die Gräfin Brockdorff, Fräulein von Gersdorff, die Komtesse Dohna, die Marquise Imperiali, die Gräfin Stolberg: die meisten Damen in Weiß, Lichtgrün und Fliederfarbe. Unter den italienischen Offizieren fällt ein General mit ungeheurem Schnauzbart durch seine Ähnlichkeit mit dem Großvater des Königs auf . . .

Virchows Tod

8. September

Wer Rudolf Virchow nach seiner Heimkehr von Harzburg gesehen hat, der wußte, daß der greise Gelehrte bereits an der Schwelle des Todes stand. Auf dem gelben und eingefallenen Antlitz lag schon der hippokratische Zug; die Ärzte, die ihn begleiteten, waren jeden Augenblick darauf gefaßt, daß das große Menschenherz stillstehen würde. Es hat auch nicht

lange mehr geschlagen. In der ganzen Welt wird man um ihn trauern. Es berührt wenig erfreulich, daß die Blätter der Linken auch den Abschluß dieses reichen Lebens für ihre parteipolitischen Zwecke auszubeuten suchen. Denn von seiner politischen Befangenheit hat Virchow sich nie freizumachen verstanden: er ist allezeit der typische „Berliner Stadtverordnete" geblieben. So wäre es besser gewesen, man hätte an seinem Sarge von seiner politischen Tätigkeit geschwiegen. Die Welt kennt ihn nicht als den nörgelnden Bismarckgegner, sondern als Leuchte deutscher Wissenschaft, deren Glanz auch noch in die kommenden Jahrhunderte fallen wird. Erhaben über Haß und Gunst der Parteien, wird uns das Andenken an diesen Unvergeßlichen heilig sein.

Der kleine, einfache, unscheinbare Mann war kein Gesellschaftsmensch. Namentlich in den letzten Jahren hielt er sich sichtlich zurück und zeigte sich nur noch bei seinen Verwandten und nächsten Freunden. In einem solchen Freundeskreise, im Hause eines Forschungsgenossen auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie, habe ich Virchow zum letzten Male gesehen. Es war bei Gelegenheit eines Herrendiners, dem zahlreiche Berühmtheiten beiwohnten. Man sah da viele hohe Orden, Kreuze und Sterne und Halsdekorationen. Nur Virchow erschien im schwarzen Frack ohne jedweden Ordensschmuck. Für den Nachhauseweg fand er keinen Wagen, so daß ich ihm meine Droschke anbieten konnte. Da haben wir noch ein halbes Stündchen miteinander geplaudert und schieden schließlich mit einem beiderseitigen „Auf Wiedersehen". Doch als ich ihn wiedersah, hielt schon der Tod neben ihm Wacht.

Ahlwardts Rückkehr und der gute Ton

30. September

Ein Heil ist uns widerfahren, und Berlin singt Jubelhymnen: Ahlwardt ist wieder da und hat sich seinem jauchzenden Volke gezeigt. In Kellers Festsälen in der Koppenstraße hat er erklärt, daß er sich nunmehr von neuem mit aller Kraft der Agitation widmen und im Reichstage verschiedene

„Mißstände“ zur Sprache bringen würde. Es ist mir ein ganz besonderes Vergnügen gewesen, den großen Ahlwardt wieder einmal bewundern zu können. Er ist älter geworden und hat auch an Sicherheit des Auftretens verloren. Oder vielleicht hat uns nur der Graf Pückler aus Klein-Tschirne verwöhnt, der die ganze Seele der Landwirtschaft in seine herrlichen Reden zu legen pflegte und neben dem stattlichen Körpergewicht auch noch das Gewicht seines vornehmen Namens auf die Rednertribüne brachte. Wenn Pückler eine Rede ankündete, dann hatte man immer die Gewißheit, sich eine Stunde lang außerordentlich gut zu amüsieren. Denn sich über ihn zu entrüsten, wäre Torheit gewesen; man mußte seine Versammlungen besuchen, wie man zuweilen einmal eine Clownvorstellung im Zirkus besucht, mit dem Bewußtsein, sich an einem großen Blödsinn mit harmlosem Gemüt ergötzen zu wollen. Beim Grafen Pückler unterhielt man sich immer; man konnte da auch seine Studien machen: schon das Publikum war des Ansehens wert, eine buntgemischte Gesellschaft aus allen Kreisen, Berufen und Ständen und einzig zu dem Zwecke vereint, sich an einem fröhlichen Ulke gütlich zu tun. Auch in das Auditorium Ahlwardts mischt sich wohl nur selten einmal ein Zuhörer ernsteren Sinnes. Aber Ahlwardt ist doch nicht mehr der heitere Schimpfer von einst. Er ist ein bißchen melancholisch geworden. Es ist ihm schlecht ergangen, und er erzählt selbst, seit dem berühmten Judenflintenprozeß hätten ihn auch seine besten Freunde verlassen und er sei mehr und mehr vereinsamt. Es sei fürchterlich, wie sehr sogar anständige Leute in den Händen der Juden steckten und sich vor ihnen fürchteten. Die ganze Schale seines olympischen Zornes goß Ahlwardt über die Konservativen aus. Das seien die wahren Judenknechte, und zwar „bis in die höchsten Kreise“ hinein; der politische Antisemitismus müsse sich also notgedrungen von den Konservativen frei machen.

So lehrte Ahlwardt. In der großen Galerie der Aufwiegler gehört er nicht mehr zu den interessanteren. Da war Stöcker in seinen guten Tagen ein anderer. Wie verstand der zu reden — und wenn Gift und Galle von seinen Lippen träufte und wenn sein hartes Gesicht sich verzerrte: er blieb doch immer

eine glänzende Erscheinung — ein Fanatiker, aber einer, dem man Interesse entgegenbringen konnte. Die guten Redner der extremen Parteien werden seltener; das hat auch der letzte sozialdemokratische Parteitag gezeigt. Der „gute Ton in allen Lebenslagen" ist zwar mit einer gewissen Feierlichkeit aufgehoben worden; aber er hat keinen kräftigen Ersatz gefunden. Der junge Liebknecht, der die Erbschaft seines Vaters antreten könnte, zeigt sich ungern vor der Öffentlichkeit. Herr von Gerlach scheint sich noch nicht ganz klar darüber zu sein, ob er sich völlig der Sozialdemokratie anschließen oder noch weiter „balancieren" soll. Wie er auf seinen Entwicklungswegen auf den weit vorgeschobenen Standpunkt gekommen ist, den er heute einnimmt, weiß der Himmel. Nach Geburt und Erziehung würde er auf einen andern Platz gehören, und die sonst noch seines Namens sind, sollen wenig erbaut von seiner agitatorischen Tätigkeit sein . . .

Herr von Goßler und die Literatur

8. Oktober

Noch Anfang Juni dieses Jahres habe ich mit dem verstorbenen Herrn von Goßler ein paar Abendstunden verplaudern können. Es war bei Gelegenheit der Marienburg-Feier, der er als Oberpräsident Westpreußens und alter Johanniter selbstverständlich beiwohnte, obwohl er damals schon, ohne sich über die Schwere seiner Krankheit klar zu sein, mit dem tückischen Leiden zu kämpfen hatte, das ihn schließlich dahingerafft hat. Man hat Goßler vielfach verkannt; man hielt ihn für einen orthodoxen Reaktionär, der zwar Gutes wollte, aber doch nicht so recht aus dem Zirkel seiner Beschränktheit herauszukommen vermochte. Das ist grundfalsch. Goßler war allerdings eine frommgläubige Natur; doch er hatte nichts vom Pietisten und noch weniger vom Fanatiker an sich. Für ihn war die Religion tatsächlich Privatsache, so weit es sich um Bekenntnis und Glauben handelte; und aus christlichem Empfinden heraus verurteilte er auch die dem Geiste der Liebe widersprechende antisemitische Bewegung. Vor allen Dingen aber

war Goßler ein Mann von feinster Bildung. Als er das Ministerportefeuille niederlegte, schrieb ich hier: wir haben in Goßler unsern besten Kultusminister verloren. Was auf dem Gebiete der Heilkunde dem Heimgegangenen zu danken gewesen, ist allseitig anerkannt worden. Aber auch sein überaus lebhaftes Interesse für die Literatur hätte gewürdigt werden müssen. Über die jungen Stürmer und Dränger der realistischen Bewegung sind heute die Akten geschlossen: „Grün-Deutschland“ ist älter geworden. Die Schreier verstummten, die Maulhelden sind verschollen, die Talente haben sich Bahn gebrochen; vielfach hat der gärende Most sich geklärt. Aber während der Jung-Realismus bei den Zunftgenossen zumeist nur Spott und Achselzucken begegnete, sah Herr von Goßler in ihm doch Spuren, denen nachzugehen er für wert hielt. Er bewilligte einem der jüngsten eine längere Audienz und setzte einem anderen aus Staatsmitteln ein Jahresgehalt aus zur Vollendung einer größeren politischen Arbeit. Das war jedenfalls neu in Preußen, wo die Literatur sich nie eines Mäcens aus den Kreisen der Regierenden zu erfreuen hatte. Auch Goßlers treffliche Reden an Spielhagens sechzigstem und Fontanes siebzigstem Geburtstag werden noch im Gedächtnisse derer sein, die diese Feste mitfeiern halfen. Vor allem aber sei es ihm unvergessen, daß er, der Pietist und Orthodoxe, Harnacks Berufung nach Berlin gegen den Einspruch des Oberkirchenrats durchzusetzen wußte. Er hat in der Zeit seines Ministeriums viel Gutes geleistet und verdiente eher ein Denkmal in Berlin als — mancher andere. Mit der schlichten Liebenswürdigkeit seines Wesens verband er eine gewisse abgeklärte Ruhe und Vornehmheit; er hatte äußerlich wenig Aristokratisches an sich — aber er war ein vollendeter Aristokrat des Geistes.

Die Burengenerale in Berlin

18. Oktober

Es ist lange her, daß die Bevölkerung Berlins sich einmal in einem ähnlichen Taumel der Begeisterung befunden hat wie bei der Ankunft der drei Burengenerale. Von einem Balkonfenster der Tauentzienstraße aus, im Hause

eines Freundes, konnte ich wie in einer Theaterloge der Entwicklung des Schauspiels beiwohnen. Die breite Tauentzienstraße und ihre Verlängerung, die Kleist- und Bülowstraße, waren auf der einen Fahrseite für den Wagenverkehr abgesperrt worden. Aber auf den Trottoirs und der Mittelpromenade hatten sich Tausende und Abertausende von Menschen angesammelt: man sah da nur in unermeßlichen langen Reihen ein kribbelndes und wimmelndes Auf und Nieder, eine lebendige Doppelgirlande, die sich um den stolzen Bau der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche schlang und bis zum Bahnhofe am Zoologischen Garten hinzog, wo die drei Helden des Burenkrieges, von Köln kommend, aussteigen sollten. Die Sympathien unserer Bevölkerung für die unglücklichen Kämpfer von Transvaal sind immer starke gewesen, und vielleicht haben die eigentümlichen Vorkommnisse, die den Nichtempfang der Generale im Schlosse einleiteten, sie noch mehr erhöht. Denn in der Volksseele regt sich leicht das Mißtrauen; man hat vielfach geglaubt, eine übertriebene Rücksichtnahme auf den Vetter Albion hätte die Audienz zum Scheitern gebracht ... In dem wogenden Hin und Her, dem Anschwellen und Aufbrausen des Stimmengewirrs und in vereinzelten verfrühten Hurrarufen gab sich die Erregung der Menge zu erkennen. Die Gelegenheitsindustrie feierte nicht. Hausierer mit den Porträts der drei Helden, mit Ansichtskarten, Festprogrammen und dem Begrüßungsgedicht Trojans riefen ihre Ware aus; in den Hausportalen hielten sich Photographen versteckt und rüsteten ihre Apparate; auf einem Neubau, zwischen schwebendem Gebälk, hatte in waghalsiger Stellung sogar ein Zeichner Platz gefunden, um den Einzug der Buren für eine illustrierte Zeitung auf dem Papier festzuhalten.

Gegen sechs Uhr wurde hinter dem massiven Mauerwerk des Kirchenbaues ein gewaltiger Volksjubel laut. Der Zug mußte längst eingefahren sein; aber die Begrüßung von seiten des Komitees auf dem Bahnhofe nahm geraume Zeit in Anspruch, und schließlich gerieten vor der Station sowohl die empfangenden Herren wie die drei Generale plötzlich mitten in das Publikum hinein, so daß es nicht leicht war, der Wagen habhaft zu werden. Sechs Equipagen waren bestellt worden; drei

wurden nur benutzt. Die Herren des Buren-Komitees bildeten die Eskorte. Im ersten Wagen saß Botha, eine nicht große, aber geschmeidige Erscheinung — im zweiten Delarey, ein Hüne mit wogendem grauen Vollbart — im dritten Dewet, der „schwarze Christoph“, mit flammenden dunklen Augen und kurz gehaltenem Spitzbart. Reitende Schutzleute — einer von ihnen stürzte, glücklicherweise ohne sich zu verletzen — jagten voran, hinterher und zwischen den einzelnen Wagen. Ein einziges großes Jauchzen ging durch das Volk, als die Generale, freundlich nach allen Seiten hin grüßend, sich zeigten, — ein Hurraruf, beginnend im äußersten Westen der Hauptstadt, schon auf Charlottenburger Gebiet, und sich fortpflanzend, Straße für Straße, bis in das Südwestquartier, die stille und vornehme Gegend gegenüber dem Palastgarten des Prinzen Albrecht. Hier liegt das Hotel, in dem die Buren logieren, die „Vier Jahreszeiten“, jetzt „Prinz Albrecht“ genannt. Über die Ansprachen und Erwiderungen berichtete bereits der Telegraph; auch über das Festbankett am Abend, dem ich beiwohnen konnte, ist wenig nachzuholen. Es berührte angenehm, daß man keine Schwelgerei veranstaltet, sondern das Menü einfach gehalten hatte. Schlicht und kurz war auch das Tafelgebet Stöckers. Botha saß zwischen Professor Siemering und der Baronin Heister, Delarey zwischen dem Grafen Mirbach und Justizrat Rewoldt, Dewet zwischen Frau von Owen und dem Abgeordneten Lückhoff. Leid tat mir nur eins: daß Wildenbruch in Meran weilt und nicht, wie er beabsichtigt hatte, bei dem Empfange der Buren zugegen sein konnte. Trojans Huldigungsgedicht war gut gemeint, auch ganz hübsch; aber die lodernden Rhythmen Wildenbruchs wären in diesem Falle am Platze gewesen. —

Theodor Liedtke und das Schauspielhaus
Julius W. Braun †

24. Oktober

Nun hat auch Theodor Liedtke diese Welt des Scheins und der großen Komödie verlassen — als fast Achtzigjähriger. Es ist vielleicht ein Jahr her, da ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Ehemals schwärmte jung und alt für den

schönen Liedtke, und er war auch noch ein schöner Greis: schlank und vornehm von Erscheinung, mit seinem ausdrucksvollen Kopf und schneeweißem Vollbart. Anfang der siebziger Jahre gab es an unserem Hoftheater drei ausgesprochene Lieblinge des weiblichen Publikums: das waren Liedtke, Karlowa und Woworski. Der Sänger Woworski lebt noch und ist seit langem glücklich verheiratet mit einer reichen Amerikanerin. Der arme Karlowa erschoß sich vor etwa fünfzehn Jahren, und nun ist auch Liedtke heimgegangen, nachdem ihm das Schicksal ein Leben über das biblische Alter hinaus vergönnt hatte. Die junge Generation, die so streng zu richten und so schief zu urteilen versteht, hat ihn kaum noch gekannt. Als er von Weimar aus an das Berliner Schauspielhaus berufen wurde, standen noch Hendrichs, Dessoir, Döring, die Crelinger, Wagner und Frieb-Blumauer auf den Brettern unserer Hofbühne, und die unvergeßliche Klara Hoppe wurde des talentvollen jungen Schauspielers erste Gemahlin. Wenn man von Liedtke spricht, denkt man unwillkürlich zunächst an seinen Konrad Bolz. Freytags „Journalisten" waren bekanntlich von Herrn von Hülsen abgelehnt worden, hatten ihre Premieren in der damaligen Friedrich Wilhelmstadt und wurden erst später in das Repertoire des Schauspielhauses aufgenommen. Der Bolz Liedtkes machte die „Journalisten" in Berlin populär. Allerdings schuf der vielseitige Künstler auch in klassischen Dramen Leistungen von Bedeutung; aber als Bonvivant strömte sein reiches Können am ungezwungensten und vollkräftigsten. Nur Mittell hat ihn in diesem Fache erreicht, und als Thiemig am hiesigen Wallner-Theater seine Berliner Laufbahn begann, glaubte man in ihm einen Nachfolger Liedtkes zu erkennen. Aber auch die Bonvivant-Rollen scheinen ausgestorben zu sein.

Noch einer Toten sei gedacht: der Frau Luise Braun. Sie war die Witwe des Schriftstellers und Literarhistorikers Julius W. Braun, dessen Monumentalwerke über Goethe und Schiller im Urteile ihrer Zeitgenossen seinen Namen der Nachwelt dauernder erhalten haben als die mannigfachen, unaufgeführt gebliebenen Dramen des fleißigen Mannes. Das war das Martyrium des armen Braun: er rang nach dem Höchsten,

und das harte Schicksal versagte ihm die Kränze, nach denen seine Hand griff. In seinem Roman „Umsonst gelebt“ hat er versucht, sein fruchtloses Ringen und Kämpfen zu schildern. Auch seine großen literarhistorischen Werke, die eine Unsumme von Fleiß und Sammeleifer voraussetzen und die ein unendlich wertvolles Material zur Kenntnis der Klassikerzeit bilden, brachten ihm materiell nur geringe Vorteile. Das Leben des Braunschen Ehepaares war ein ewiger Kampf mit der Not des Daseins. Und treu stand die Verstorbene ihrem Gatten zur Seite. Sie war jahrelang Korrektorin bei einer großen Zeitung, sie fungierte als Lektorin, sie übersetzte Romane aus fremden Sprachen, sie half ihrem Manne bei der Durchforschung der Bibliotheken und hat auch selbst ein Lebensbild der Schwestern Schillers verfaßt. Nun hat der Tod sie von einem Dasein, das überreich gewesen an Mühe und Arbeit, mit sanfter Hand erlöst.

Der Abschied des amerikanischen Botschafters Mr. A. D. White

7. November

Die Einladung zu einem Festbankett führte mich neulich in das Kaiserhof-Hotel. Es galt dem aus Berlin scheidenden amerikanischen Botschafter Mr. A. D. White, und der hiesige deutsch-amerikanische Verein war der Veranstalter. Eine erlesene Gesellschaft füllte den großen Saal. Selbstverständlich war die amerikanische Botschaft vollständig, die amerikanische Kolonie zum größten Teile erschienen. Von Regierungsbeamten sah man die Minister Studt, Graf Posadowsky, Möller und von Richthofen, von der Diplomatie den Grafen Lerchenfeld und den Vertreter Hamburgs, Dr. Klügmann, aus der Gelehrtenwelt die Professoren Mommsen, Slaby, Harnack, Waldeyer, Bergmann, Olshausen u. a. Auch die Industrie und Journalistik hatten ihre Vertreter gesandt; die Stadt Berlin repräsentierte deren erster Bürgermeister. Graf Posadowsky feierte den Scheidenden in gewandter Ansprache und schloß mit einem gemeinsamen Hoch auf den Kaiser und den Präsidenten

Roosevelt. Die eigentliche Festrede hielt Professor Harnack. Hatte Graf Posadowsky in warmen Worten des Diplomaten White gedacht, so galt Harnacks Rede dem großen Gelehrten. Auch Mr. White sprach in seiner Entgegnung von seinen Beziehungen zu der deutschen Wissenschaft. Er ist nicht der erste amerikanische Gelehrte, der in politischer Mission in Berlin weilte. Männer wie Bancroft, Pendleton und Runyon gingen ihm voran. Aber so intim eingedrungen in das deutsche Wesen und den Geist unserer Nation war keiner seiner Vorgänger. Mr. Tower, sein Nachfolger, wird insofern keine leichte Stellung haben, als es schwer ist, sich nicht immer wieder der großen Verdienste des Mr. White zu erinnern. Mit ihm scheidet übrigens auch noch ein zweiter Liebling der Berliner Gesellschaft von uns: Botschaftssekretär John Jackson, der zum amerikanischen Gesandten in Athen ernannt worden ist, nachdem er neben Mr. White und dem Generalkonsul Frank Mason durch runde zwölf Jahre den Mittelpunkt der hiesigen amerikanischen Kolonie gebildet hat.

Der Adel und die Kaufmannswelt

1. Dezember

Es ging kürzlich die Mitteilung durch die Blätter, daß ein Sohn des Grafen Paul Hatzfeldt-Wildenburg, unseres alten Londoner Botschafters, in ein englisches Bankhaus eingetreten sei. Die Zeitungen hoben diese Tatsache gewissermaßen als etwas Außergewöhnliches hervor und deuteten dabei auf den Adel Frankreichs, der sich vielfach und längst sogenannten bürgerlichen Berufen zugewandt habe. Aber die angeführten Beispiele waren falsch gewählt. Der industrielle Adel Frankreichs ist die Aristokratie von vorgestern. Die meisten der Herren mit schön klingendem Namen, die durch industrielle Unternehmungen reich geworden sind, haben sich ihren Adel erst erkauft, sind päpstliche Grafen und Herzöge von San Marino, oder aber das „de" vor ihrem Namen ist noch zweifelhafterer Natur. Selbst die Champagnergrafen Montebello und

Woerlé-Cliquot mußten herhalten, um den Beweis zu führen, daß Frankreichs Adel ungleich tatkräftiger und vorurteilsloser sei als der deutsche.

Tatsächlich ist das jedoch nicht der Fall. Der alte französische Adel ist ultrakonservativ und mehr noch: ist noch von wahrhaft törichter Beschränktheit. Bei uns aber regt es sich schon seit geraumer Zeit, und seit Dezennien sind ganze Mauern von überlieferten Vorurteilen gefallen. Allerdings ist es noch nicht allzu lange her, daß das Deutsche Adelsblatt einen niedlichen Windmühlenfeldzug gegen das „Krämertum" eröffnete. Aber dasselbe Blatt war einige Jahre vorher, unter anderer Redaktion, mit Energie dafür eingetreten, daß unser ärmerer Adel sich mehr als bisher den Erwerbsberufen, vor allem dem Kaufmannsstande, widmen sollte. Und durchblättert man die Gothaer Almanache, so wird man finden, daß der Entschluß des Grafen Hatzfeldt kein vereinzeltes Faktum ist. Es gibt heute schon eine ganze Anzahl von Namen aus dem Hoch- und Uradel, die auch in der Kaufmannswelt einen guten Klang haben. Ich kenne sogar einen Grafen aus einem dem Hofe nahestehenden Geschlecht, der seinen Titel fallen ließ, nachdem er eine große Fabrik übernommen hatte; in diesem Falle waren es Vorurteile der kaufmännischen Welt, die er dadurch zu überwinden hoffte, daß er freiwillig auf den Grafentitel verzichtete. Andererseits gibt es weit verbreitete Familien unseres Adels, die aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen und längst den „Erwerbsberufen" entfremdet worden sind. So beispielsweise die Grafen von Pourtalès, so die Hohenthal, die von jenem Peter Homann abstammen, der sich bei der Erwerbung der preußischen Königskrone als gewandter Unterhändler erwies; so die Schimmelmann zu Lindenburg, die 1762 geadelt und ein paar Jahre später in den dänischen Grafenstand erhoben wurden; so auch die Renards, die 1741 kursächsische Grafen wurden und sich nach Erlöschen des Mannesstammes mit dem altslavischen Geschlecht der Tschirschky verbanden. Alle diese Familien haben Grund, auf ihre Abstammung stolz zu sein, wenn auch einzelne Abkömmlinge gern vergessen möchten, daß der, der ihr Geschlecht stark und groß gemacht, auf dem Kontorschemel saß, statt auf

feurigem Schlachtroß. Immerhin ist es ein Zeichen der Zeit, daß ein Hatzfeldt Bankier wurde; ob darob die Greife im Wappen die Fänge recken und sich die althessischen Ahnen im Grabe herumdrehen werden? —

Georg Reicke als zweiter Bürgermeister — Der alte und der neue Polizeipräsident (von Windheim und von Borries)

12. Dezember

Der Regierungsrat Dr. Georg Reicke ist also nun wirklich zum zweiten Bürgermeister wohllöblicher Stadt Berlin erwählt worden. Wer ist Reicke? Das braucht man heute nicht mehr zu fragen. Vor drei Jahren war er noch ein unbekannter Mann. Da ließ er im Berliner Theater ein Drama „Freilicht" aufführen, das mancherlei an Ibsenschen Ideen bunt durcheinander mengte und auch Spuren von Talent zeigte. Aber Literatur wie Publikum würden über dieses Drama und seinen Verfasser wohl rasch zur Tagesordnung übergegangen sein, wäre Dr. Reicke nicht Konsistorialrat gewesen und hätte er im Kampfestoben um die lex Heinze nicht energisch Stellung gegen die Verdunkeler geistiger Freiheit genommen. Das taten viele von links und rechts, aus allen Parteien. Aber wider den Konsistorialrat wandte sich ganz besonders der Grimm der Zeloten, und Herr Stöcker fuhr wütend auf und schrie: wie kann man im Kirchenregiment einen Mann dulden, der Schriftführer des Goethe-Bundes (†††) ist?! — Es ging eine große Hetze los gegen den Dr. Reicke, und nun wurde der stille Mann fast eine Berühmtheit. Den Schwarzen im Lande gelang es wahrhaftig, ihn aus seiner Stellung zu drängen; aber der Reichskanzler dachte anders als die um Stöcker und räumte dem verdienten Beamten einen Platz im Reichsversicherungsamt ein.

Reicke ist kaum vierzigjährig. Seit dem Schauspiel „Freilicht" hat er noch ein Märchendrama „Die schöne Melusine", einen Gedichtband und kürzlich auch einen Roman „Das grüne Huhn" erscheinen lassen. Seine literarischen Qualitäten werden bei der Wahl zum Bürgermeister nicht mitgesprochen haben. Politisch steht oder stand er wenigstens früher durchaus nicht

auf der Seite der äußersten Linken, sondern neigte mehr den Mittelparteien zu. Vielleicht ändert sich das mit der Bürgermeisterkette. Vorläufig gehören ihm die Sympathien von allen Seiten. Er ist ein Sohn des als Kantforscher in der Gelehrtenwelt bekannten Königsberger Oberbibliothekars Rudolf Reicke, der mit Ernst Wichert zusammen die Altpreußischen Monatshefte begründete und herausgab. Man kann dem neuen Bürgermeister nur die besten Wünsche mit auf den Weg geben. Aber eine Frage bleibt doch offen: aus welchen Gründen verfielen die Machthaber im Roten Hause gerade auf Reicke, der im Kommunaldienste noch nichts geleistet hat? Es läßt sich nur annehmen, daß man ihn lediglich wegen seiner Stellungnahme zur lex Heinze gewählt hat; dann aber würde bei der Wahl nicht seine persönliche Tüchtigkeit, sondern das Parteiinteresse entschieden haben.

Das neue Jahr bringt uns auch einen neuen Polizeipräsidenten. Herr von Windheim geht als Regierungspräsident nach Frankfurt a. O. und soll langsam zu einem Ministerposten herangedrillt werden. Man sieht ihn mit Bedauern scheiden. Der dicke Madai war vielleicht noch populärer, und Herr von Richthofen hatte unter seinen Untergebenen viele Anhänger, da er nichts weniger als ein Bureaukrat war. Aber Herr von Windheim war von allen der Tüchtigste. Er kam unangekränkelt von Sachkenntnis hierher und hat sich mit großer Schnelligkeit und ungewöhnlicher Tatkraft in die ihm fremde Materie einzuarbeiten verstanden. Volkstümlichkeit ist eine hübsche Sache; aber sie nützt nicht immer. Madai kannte jeder Droschkenkutscher, und als sich der alte Herr gegen Ende seiner Tage auch noch verheiratete, freute sich ganz Berlin. So volkstümlich ist Herr von Windheim nicht geworden. Doch er besaß ein Etwas, was namentlich die städtischen Behörden stets sehr an ihm zu schätzen wußten: eine große persönliche Liebenswürdigkeit. Die hat auch im dienstlichen Verkehr ihr Angenehmes, und die rühmt man Herrn von Borries, seinem Nachfolger, gleichfalls nach.

1903

Das Pferdefleischdiner des Berliner Tierschutzvereins

12. Januar

Darf ich mir die gehorsamste Frage erlauben, ob Sie, hochgeneigte Leserin und sehr geehrter Leser, schon einmal Pferdefleisch gegessen haben? — Wahrscheinlich werden Sie mit leisem inneren Erschauern Nein antworten. Aber ich möchte das Gegenteil behaupten — ohne Sie erzürnen zu wollen. Wer viel in der Welt umherkommt, erlebt die wunderlichsten Dinge. Vor Jahren ging ein großes Berliner Restaurant in die Brüche, in elegantester Gegend und viel besucht. Unter den Forderungen, die in die Konkursmasse kamen, befand sich auch die Rechnung eines Roßschlächters über geliefertes Pferdefleisch in Höhe von einigen tausend Mark. Da ich in jenem Restaurant viel verkehrte, bin ich der Überzeugung, daß ich häufiger an Stelle Rostbratens Roßbraten vorgesetzt bekommen habe. Ähnliches passierte mir in einem sehr vornehmen Hotel Italiens. Da kam es eines Tages an das Licht der Sonne, daß die vorzüglichen Beefsteaks des Kochs aus Esel- und Maultierfleisch bestanden. Keiner kann schwören, daß niemals Pferdebraten über seine Lippen gekommen sei. Warum der Widerwille gegen das Pferdefleisch? Das Pferd ist reinlicher als das Schwein und ungleich sauberer als der glattstirnige Ochse. Aber es ist ein edles Tier und es dient uns in der Treue, gleichwie der Hund — daher mag wohl zum Teil unser Widerwille gegen den Genuß seines Fleisches stammen. Außerdem sagt man sich naturgemäß, daß nur

alte und abgetriebene Gäule dem Schlächter anheimfallen, während man Rind, Geflügel und Schwein für die Tafel gewissermaßen heranzieht.

Nun macht der Berliner Tierschutzverein für das Pferdefleisch Propaganda. Er hat alle diejenigen, die sich für die Sache interessieren, im Luisenhof zu einem großen Pferdefleisch-Souper eingeladen, und zwar unter der Begründung, daß der Verein es als eine seiner Hauptaufgaben betrachte, das Los der alten abgetriebenen Pferde zu mildern; der zweckmäßigste Weg dazu sei ein „rechtzeitiges" Schlachten, und deshalb müsse der Preis für das Pferdefleisch durch stärkere Nachfrage gehoben werden. Dieses große „Roßfleisch-Probeessen" nahm einen höchst interessanten Verlauf. Der Luisenhof in der Dresdenerstraße ist ein mächtiges Ausstellungsgebäude mit einem weiten Lichthof, in dem die Berliner Roßschlächter eine Art Ausstellung von Pferdefleisch arrangiert hatten, alles ganz appetitlich, wenn auch nicht appetitreizend. Das Fleisch für das Souper — durchweg in der Qualität von vierzig Pfennigen das Pfund — war von den Roßschlächtereien geschenkt worden; die Zubereitung hatte der Stadtkoch Schultz übernommen. Der Besuch war erstaunlich. Es sollten ursprünglich nur an dreihundert Gäste Einladungen ergehen; doch weit über die Hälfte mehr waren erschienen. Auch unser erster Bürgermeister hatte sein Kommen zugesagt, sich im letzten Augenblick aber entschuldigen lassen. Man sagte, ihm sei noch rechtzeitig der Appetit vergangen. Dafür hatte er an den Vorstand der Veranstaltung einen hübschen Brief geschrieben mit der Versicherung, daß er Pferdefleisch für sein Leben gern esse und leider nur dienstlich verhindert sei, heute diesem Genusse zu frönen. Herr Reicke, der dichtende Bürgermeister, war auch nicht anwesend, ebenso hatten die sämtlichen Mitglieder des Magistrats bis auf einen Herrn dankend abgelehnt. Es hieß, sie speisten nicht gern außer dem Hause, besonders nicht in diesen Zeiten der Fleischnot. Die Stadtverordneten waren dagegen zum größeren Teile zur Stelle; von der sozialdemokratischen Fraktion war kaum einer ferngeblieben. Eine Ungarnkapelle spielte während des Soupers anmutige Weisen, vermied aber mit Takt solche Lieder, in denen

von Pferden die Rede ist, wie beispielsweise die „Drei Rosse vor dem Wagen" oder „Knapp, sattle mir mein Dänenpferd". Und nun das Souper selbst! Das Menu war einfach: Kraftbrühe mit Croutons — Pökelzunge mit Meerrettig — Gespicktes Filet in Madeira — Schweizer Sahnenbraten. Ich gestehe freimütig: ich ging mit gräßlichem Unbehagen an die Arbeit — denn als Arbeit betrachtete ich dies eigentümliche Probeessen. Alles in mir wollte revoltieren: Magen, Nerven und Empfindung. Alles in mir schrie: pfui Teufel! — Aber ebenso freimütig gestehe ich zu, daß ich schließlich angenehm enttäuscht wurde. Die Speisen waren vortrefflich zubereitet und wurden gut serviert. Die Suppe schenkte ich mir, sie sah mir zu gelb aus und duftete mir zu fettig. Aber mein Nebenmann, ein eingefleischter Tierschützler, versicherte, sie sei delikat, und ließ sich zweimal geben; ich glaube, nur aus loher Begeisterung. Vor dem Braten verschwand er plötzlich und ward nicht mehr gesehen. Von der gepökelten Pferdezunge nahm ich zuerst ein winziges Stück mit viel Meerrettig, dann wurde ich tapferer. Und ich schwöre, diese Pferdezunge wird auch ein Gourmand von Rinderzunge nicht unterscheiden können — nota bene, wenn er es nicht weiß. Denn auch hier ist die Empfindung alles. So ging ich langsam zu dem gespickten Filet über. Wahrhaftig, es schmeckte vortrefflich. Wenn man es ahnungslos bei Uhl im Hotel Bristol gegessen hätte, man würde dem Koch ein Kompliment sagen lassen. Ich scherze nicht: sobald man die schauderhafte Einbildung niedergekämpft hat, ist gegen den Genuß von Pferdefleisch gar nichts zu sagen. Trotzdem trank ich, als ich wieder daheim war, drei Kognaks — auch nur aus Einbildung ... Bei Beginn des Soupers hielt Regierungsrat von Neufeld eine hübsche Ansprache. Den Anfang versäumte ich. Aber man erzählte mir, der Redner habe darauf hingewiesen, man wolle heute zeigen, daß das Roßfleisch äußerst wohlschmeckend sei; alles, was serviert werde, stamme vom Pferde. Und in einem Zwischenrufe habe jemand gefragt: „Auch das Apfelmus?" ... Der Witz ist ein bißchen derb, aber er ist gut.

9. Februar

Die Berliner Hoffestlichkeiten wickeln sich nach Vorschrift ab. Der langweiligen militärischen Defiliercour folgte die unterhaltendere große Cour, der eine ganze Anzahl von Mädchenherzen halb ängstlich, halb freudig entgegenzuschlagen pflegt. Es war wieder eine Fülle liebreizender Mädchenerscheinungen da — überwiegend Blondinen in Weiß und Rosa, eine schlanke Brünette eigentümlicherweise in Lichtgrau mit Schwarz, wie in Halbtrauer, eine andere in Blaßrot mit dunkelroten Rosen. Gleichwie in eine rosa Wolke gehüllt, eine Wolke, die das erste Morgengold durchstrahlte, erschien das niedliche Fräulein vom Rath und machte einen unendlich tiefen Knicks. Die beiden Fräulein von Stumm, zwei Cousinen, die einen Paris in Verlegenheit bringen könnten, waren in Hellblau mit Silber und in Hellgelb mit Gold gekleidet, — Fräulein Thekla von Blumenthal in Weiß: ganz weiß, von Spitzen umrauscht, auf denen es wie frischer Tau zu glitzern schien, und mit roten Nelken am Mieder. Es waren auch noch ein paar weiße süße Lämmerchen da, zwei Generalstöchter, aschblond und mit verängstigten Gesichtern, als gehe es in eine Schreckenskammer und nicht zu den Majestäten; die beiden trugen einfachen Tüll und nur die Schleppe aus Atlas und auf dieser eine Girlande aus Rosen und — Ebereschen. Man glaubt nicht, wie fein und geschmackvoll die Eberesche als Toilettenschmuck wirkt.

Durch ausgesucht vornehmen Geschmack in der Toilette tut sich immer die Fürstin Pleß hervor, die zweite Gattin des Oberstjägermeisters, geborene Gräfin Dohna-Schlobitten. Sie trug bei der Cour goldgelben Atlas und eine gleichfarbige Sammetschleppe mit reicher Silberstickerei und beim ersten Hofball ein Rokokokostüm aus weißer Seide mit eingewebten Blumenmustern. Auch die Gräfin Bülow versteht es, sich mit erlesener Vornehmheit zu kleiden und ihre Toiletten mit ihrer ganzen Erscheinung in harmonischen Einklang zu bringen. Sie bevorzugt gern Gelb, Stahlgrau, Fliederfarbe und Erdbeer-

rot; bei der Cour wurde ihre Robe aus orangefarbenem Sammet mit Damastdevant viel bewundert. Wundervoll war die Toilette der Gräfin Jella Tiele-Winckler, geborenen von Lepel: ein duftiges Spitzengewebe mit eingewirkten Ornamenten und Blumen. Die Komtessen Leonore und Renate Harrach gingen in weißer Seide mit rosa und lichtblauen Schleppen und Girlanden aus Jasmin und den sattfarbenen Blättern der Blutbuche. Die Generalin von Scheffer fiel durch eine herrliche Robe von blauem Sammet mit Perlmutterstickereien und den Zobelbesatz ihrer Schleppe auf, während ihr zum ersten Male bei Hofe weilendes Töchterchen weißen Atlas trug.

In weißem Atlas mit reicher Goldstickerei zeigte sich auch die Kaiserin beim ersten Hofball. Man sah da unter den Toiletten der jüngeren Damen manche, die man schon von der Cour her kannte, nur daß naturgemäß die Schleppen abgeknöpft waren — keine unpraktische Mode. Unter den Uniformen der Herrenwelt leuchteten die zahlreichen roten Waffenröcke der Johanniterritter hervor; man merkte, daß sie zu den Marienburgfesten neu angefertigt worden waren. Vortänzer waren wieder die unermüdlichen Herren von Winterfeld und von Schack; beim ersten Lancier tanzte auch der Kronprinz mit, der die Komtesse Irma Kanitz, jüngste Tochter unseres Oberzeremonienmeisters, führte und später die Gräfin Hohenau und die Baroneß Esebeck engagierte. Das Kaiserpaar hat eine besondere Vorliebe für die älteren Reigen- und Karreetänze, die in der Tat auch viel graziöser und anmutiger sind als die modernen Quadrillen. An dem Menuett à la reine, an dem sich unsere jüngeren Prinzen vollzählig beteiligten, hat man wochenlang geprobt. Es ist ein Rokokotanz, der viel Übung verlangt, ebenso wie der für die Hofbälle neue Menuett-Walzer und die Gavotte-Quadrille. Aber alle diese Tänze, die auf dem zweiten Ball wiederholt werden sollen, entfalten hübsche Figuren und zeigen glänzende Bilder; jedenfalls sind sie ungleich geschmackvoller als unsere rasenden Polkas und Galopps.

Subskriptionsball heute und ehemals — Ball beim Oberstkämmerer

22. Februar

Man spürt, daß man älter wird. An Haupt und Gliedern, an der gräulichen Schattierung des Haares und am Subskriptionsball. Die rechte Freude fehlt. Ich glaube auch wahrhaftig, es war früher amüsanter. Der Hof pflegt ja noch immer die Subskriptionsbälle zu besuchen; aber er ist unnahbarer geworden. Zu Zeiten des alten Kaisers war das anders. Damals gab es auch noch Prinzessintänzer, denn es war Sitte, daß die Prinzessinnen sich an einem Rundtanz zu vergnügen hatten. Jahre hindurch waren es die Grafen L. und Sch., zwei prachtvolle Erscheinungen, der eine von den Gardedukorps, der andere von den Gardekürassieren. Der eine ist tot und der andere hat längst den Abschied genommen, aber man sieht ihn noch zuweilen und nennt ihn in intimeren Kreisen noch immer den schönen L., obschon er ein wenig gebückt geht und die Stirn recht hoch geworden ist. Es gab derzeit glänzende Erscheinungen unter der Hofgesellschaft. Die Hälse wurden länger, wenn Prinz Friedrich Karl mit seinen hübschen Töchtern in der Loge erschien, wenn die berühmten drei Schwestern v. D. sich zeigten, Gräfin G. und Frau von E., die „Schneiderstochter“, in neuen Toiletten auftauchten . . . Aber die Erinnerung ist immer eine Täuscherin. Es sagen manche, es sei heute ebenso hübsch wie vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren — und vielleicht haben sie recht. Jedenfalls ist das Gesamtbild des Festes von der großen Freitreppe aus noch immer ein wundervolles. Nur hat man diesmal den Garderobengang als solchen belassen, und das war schade. Früher bildete er einen Weg durch Grün und Blüten, zwischen Palmen, Araukarien und Rosazeen; das war erfreulicher. Voll war es wie immer, nur die farbig belebenden Uniformen fehlten. Abgesehen von den fürstlichen Herrschaften sah man drei oder vier Offiziere. Am gleichen Abend — warum am gleichen? — gab auch der Kriegsminister ein Ballfest. Da mochte das halbe Offizierkorps in der Leipziger Straße versammelt sein. Herr von Hülsen kündete durch dreimaliges Aufstoßen seines Zeremonienstabs die Ankunft des Kaiserpaares an. Er

trug seine Kammerherrnuniform; genau so mochte vor dreißig Jahren sein seliger Vater ausgesehen haben. Und nun füllten sich die Hoflogen. Der Kaiser trat ein, wie gewöhnlich in der roten Attila der Leibgardehusaren; — die Kaiserin in einer Spitzenrobe über rosiger Seide, das Überkleid mit reicher Stickerei, flimmernd im Schmuck der Edelsteine: das Haar grau, aber das Antlitz jugendlich und die Gestalt schlank und elastisch. Neben ihr der Kronprinz, die Prinzen Friedrich Heinrich, Joachim Albrecht, Friedrich Wilhelm, Friedrich Leopold und der niedliche kleine Herzog von Koburg, die Herzogin von Albany mit der Prinzeß Alice, die Prinzessinnen Friedrich Leopold und Carl Anton von Hohenzollern; dazu ein großer Flor von Hofdamen und der Schwarm der Suite. Die Menge weicht rechts und links zurück, und tief neigen sich die Häupter. Aber niemand wird angesprochen. Die Hofpolonäse bewegt sich quer durch den großen Saal und wieder zurück; dann ist der Umzug beendet, und der Tanz beginnt. Aber er ist auf den beiden freien Räumen inmitten des Menschengewühls kein Genuß. Da geht man lieber hinauf in den Speisesaal und soupiert oder zieht sich in das nahegelegene Hotel Bristol zu einem Imbiß zurück. Als der alte Dressel noch lebte, pflegte man bei ihm den Abschluß des Subskriptionsballs zu feiern . . .

Der Februar bringt Abend für Abend Diners, Soupers und Bälle und Routs. Beim Oberstkämmerer Grafen Solms-Baruth und seiner Gattin, geb. Gräfin Hochberg, fand am Freitag bereits das zweite größere Ballfest statt, dem u. a. beiwohnten: die Herzogin von Albany mit der Prinzeß Alice, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Hohenzollern, eine geborene Bourbon-Sizilien, Prinz und Prinzessin Schönburg-Waldenburg, die Fürsten Salm-Horstmar und Lynar, Herzog und Herzogin von Ratibor, Prinz Karl Hohenlohe, die Oberstallmeister Graf Wedel und Baron Esebeck mit ihren Damen, Graf und Gräfin Hochberg, Graf Kanitz mit Tochter, Graf und Gräfin Hohenau mit der Komteß Rosy, die Grafen Eberhard Solms, Tiele-Winckler, Harrach und zahlreiche andere. Bei Erwähnung der Prinzessin Heinrich Schönborn fällt mir eine niedliche Anekdote ein, die

auch den Reiz der Wahrheit für sich hat. Die Prinzessin ist die älteste Tochter des Prinzen Alfred zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Bruders des Fürsten Ernst, dessen Ehe mit der Gräfin Wanda Lottum, einer Tochter des Fürsten zu Putbus, nicht mit Kindern gesegnet ist. Der Bruder ihres Vaters, Prinz Wilhelm, hatte seinerzeit die Herrschaft Drehnow in Brandenburg gekauft, um die auch ein vielgenannter jüdischer Kommerzienrat, dessen komische Äußerungen oft zitiert werden, gehandelt hatte. Als er von dem Verkauf von Drehnow hörte, soll er zu seiner Gattin bemerkt haben: „Is Drehnow doch gekommen an uns're Leut', und noch dazu an ein Konsortium..." Der Name Löwenstein-Wertheim-Freudenberg heimelte den alten Herrn an. Die Fürsten Löwenstein stammen bekanntlich von dem Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz ab, der eine Augsburger Patriziertochter geheiratet hatte; sein Sohn Ludwig wurde 1476 mit der württembergischen Grafschaft Löwenstein belehnt und erhielt deren Namen; Wertheim, eine Grafschaft in Baden, kam durch Erbschaft dazu und später auch auf dem Entschädigungswege das Amt Freudenberg, so daß der jüdisch anklingende Fürstenname entstand. Die zweite Linie des Hauses nennt sich Löwenstein-Wertheim-Rosenberg (nach dem Hauptort in der Grafschaft Wertheim), ein Name, der ebenso hübsch klingt. Von dem oben erwähnten Kommerzienrat — übrigens einem kreuzbraven Mann — existieren noch mancherlei andere schrullige Bemerkungen. Eine noch sei scherzeshalber hierher gesetzt. Er schwärmt für den Kaiser. „Sehen Sie," erzählte er gelegentlich, „da war ich neulich Unter den Linden. Plötzlich drängt sich das Volk zusammen. Der Kaiser kam! Da hätten Sie die Hochrufe und den Jubel hören sollen! Sagen Sie, was Sie wollen: Das nenne ich nux vomica" . . . Es ist derselbe brave Mann, dem man nacherzählt, er habe im Drange der Geschäfte einmal seinem Prokuristen zugerufen: „Bin ich e Vogel?! Kann ich an zwei Orte zugleich sein?! . . ." und der sein Urteil über eine Premiere in die Worte kleidete: „Wie das Stück kann gefallen haben, is mir 'ne Nymphe!" . . .

Der Spiritismus vor Gericht — Anna Rothe, die Toepffer und andere Medien

26. Februar

Wieder einmal wird in der Reichshauptstadt der Spiritismus vor Gericht zitiert: der Prozeß gegen das berühmte „Blumenmedium" Anna Rothe hat begonnen. Das Interesse an diesen Verhandlungen ist naturgemäß ein besonders großes unter den Anhängern der sogenannten okkulten Wissenschaften, und man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß nur Schwärmer, Schwindler, Narren und abenteuerliche Geister dem Spiritismus huldigen. Man kann in den geheimen wie in den öffentlichen „Séancen" unter den Mitbeteiligten Namen nennen hören, die in der Gesellschaft, in der Künstler- und zuweilen auch in der Gelehrtenwelt einen guten Klang haben. Und in diesen Kreisen hält man vielfach an der Ansicht fest, daß die Rothe keine Schwindlerin oder doch wenigstens nicht die große Betrügerin sei, für die sie gehalten wird.

Bei allen mediumistischen Entlarvungen spielen sich die gleichen Vorgänge ab. Als der englische Physiker und Chemiker William Crookes Ende der siebziger Jahre seine ersten Experimente mit Home vornahm, sprach alle Welt von diesem interessanten Medium, das Herrn Crookes zu der Entdeckung der „ekteniscḫen Kraft" führte, die ausgeübt wird, wenn der Geist durch den Einfluß der Psychose in die Ferne wirkt. Aber Home wurde vergessen über die fünfzehnjährige Florence Cook, deren Hochschlaf stets von den wunderbarsten Manifestationen begleitet wurde, vor allem durch das fast regelmäßige Erscheinen eines Spezialgeistes, der sich Katie King oder Annie Morgan nannte und vorgab, zu Lebzeiten (man höre) Hofdame der Maria Stuart gewesen zu sein. Dieser Geist war so liebenswürdig, daß er im Zimmer umherspazierte, mit den Anwesenden plauderte, Briefe schrieb, sich küssen und bequem photographieren ließ. Eine ungeheure Aufregung hatte sich damals der spiritistischen Welt bemächtigt, und die Aufregung wuchs nach der am 9. Januar 1880 in der British National Association Spiritualists zu London abgehaltenen Sitzung, der auch ein Deut-

scher, Herr von Buch, beiwohnte. Herr von Buch hatte die Cook in dem Kabinett neben dem Sitzungszimmer auf einen Stuhl fest mit Stricken befestigt. Kaum hatte er das Kabinett verlassen, so wurde durch Klopflaute verlangt, er solle die Fesseln nachsehen. Als dies geschah, fand man die Cook fessellos. Herr von Buch band sie nochmals und verließ wieder das Zimmer, und nun trat aus diesem eine Gestalt in weißen, wallenden Gewändern, die man ohne weiteres als den schon häufig beobachteten Geist der Katie King erkannte. Jetzt aber warf Herr von Buch rasch die Kabinettür zu, und ein Freund von ihm packte den angeblichen Geist und — hielt die vor Schreck ohnmächtige Florence Cook in den Armen. Crookes und seine Genossen aber glaubten trotz dieser Entlarvung nach wie vor an die „Echtheit" ihres Mediums: es kam damals die Theorie von den Pseudomaterialisationen auf, bei denen das in Hypnose liegende Medium schlafwandelnd die Rolle des Geistes spielt, von dem es träumt.

In demselben Jahre trat ein anderes berühmtes Medium zum ersten Male in Wien auf: Harry Bastian, dem der vielgenannte spiritistische Forscher Baron Hellenbach sogar eine seiner Schriften widmete. Für Bastian interessierte sich auch der Erzherzog Johann (der verschollene Johann Orth), der im Februar 1883 jene denkwürdige Sitzung arrangierte, der auch Kronprinz Rudolph und Erzherzog Rainer beiwohnten. Bastian lag im Nebenzimmer im Trance — dem hypnotisch-magnetischen Schlafe — und nun begannen die Materialisationen. Eine geisterhafte Gestalt erschien in der Tür, die Erzherzog Johann sofort zuschlug, während Kronprinz Rudolph die Gestalt packte, die sich als Herr Bastian im Frack, in Hosen und Strümpfen erwies. Trotzdem stand abermals der Troß der Spiritisten auf Bastians Seite, und Baron Hellenbach erklärte, man könne nicht einmal beweisen, daß Bastian in diesem einen Falle geschwindelt habe, da das Geistermaterial, seine wallenden weißen Gewänder, bei der sogenannten Entlarvung spurlos verschwunden sei. Man hat sie tatsächlich bei ihm nicht aufgefunden.

Auch des Mediums Slade wird man sich noch entsinnen, mit dem der unglückliche Leipziger Professor Zoellner, der Entdecker

der „vierten Dimension“, seine zahlreichen Experimente unternahm, die von du Bois-Reymond so arg verspottet wurden und die Professor Fechner, der einigen Sitzungen beigewohnt hatte, ohne weiteres für geschickte Taschenspielereien erklärte, obwohl Herr Bellachini sich entrüstet dagegen aussprach. Mit Valeska Toepffer, die schon mit Baron Hellenbach nach Wien gekommen war und gegen die in Berlin vor elf Jahren prozessiert wurde, habe ich selbst eine Reihe von Sitzungen mitgemacht. Ich glaube, der erste, der auf den „erstaunlichen Mediumismus“ der Toepffer aufmerksam machte, war Dr. Bernhard Cyriax, ein früherer Apotheker, der lange in Amerika gelebt hatte und mit Empfehlungen von Dr. Wittig, dem Herausgeber der „Psychischen Studien“ und eifrigen Verfechter der „Theorie der psychischen Kraft“, nach Berlin gekommen war. Es begann damals ein tolles Treiben, bei dem der „Geist Abila“ eine hervorragende Rolle spielte und neben der Toepffer auch noch die Medien Tambke und Schrapps auftraten und der Magnetiseur Weber sich mit seinem tollen Humbug sehen ließ. Weber und Cyriax wurden meines Wissens sogar unter Anklage gestellt; Weber verschwand, und Cyriax wurde in Haft genommen, aber wegen nicht ausreichender Beweise wieder freigelassen; er gründete später die „Neuen spiritualistischen Blätter“. Inzwischen hatte auch Dr. Hübbe-Schleiden sein Organ für geschichtliche und experimentelle Begründung einer übersinnlichen Weltanschauung, die „Sphinx“, geschaffen, in der sich der Zeichner Fidus die ersten Sporen verdiente und die für den Münchener Baron du Prel und andere ehrliche Phantasten das Feld ihrer Forschungen und Darlegungen wurde. Etwas später trat Professor Dr. Max Dessoir mit seiner „Gesellschaft für Experimentalpsychologie“ hervor: der große theosophische Krach des Jahres 1885 hatte in den spiritistischen Gemütern also wenig nachgewirkt.

In den Sitzungen mit der Toepffer, denen ich beiwohnen konnte, kamen alle möglichen Experimente zum Ausdruck: es knackten und krachten die Tische, es klopfte in den Ecken und Winkeln, es fielen Rosen und Veilchen von der Decke herab, un-

aufgezogene Spieluhren begannen zu leiern, Spukphänomene machten sich geltend und Geisterhände beschrieben in unleslicher Handschrift große Papierbogen. Diese fünfzigjährige Frau mit dem vulgären Gesichte war eine ganz geniale Betrügerin. Aber auch ihre Stunde schlug. Zwei Brüder Cohn entlarvten sie; die Toepffer wurde eingelocht und wegen der Gemeingefährlichkeit ihres Treibens zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, die auf dem Wege der Berufung schließlich in sechs Wochen verwandelt wurden. Und nun ereignete sich dasselbe wie seinerzeit bei der Florence Cook, bei Bastian und Slade: die Spiritisten traten in corpore für die Toepffer ein und mit hoher Entrüstung der Ansicht entgegen, daß sie eine Betrügerin sei. Die enragierten Spiritisten sind auch der Überzeugung, daß die Anna Rothe keine Schwindlerin ist, vor allem glauben sie an ihren Geist „Friedchen", der ungefähr dasselbe ist wie die „Abila" der Toepffer und die „Katie King" der Cook. Immerhin muß meines Erachtens die Rothe anders beurteilt werden als die Toepffer. Sie ist zweifellos eine stark hysterisch veranlagte Person und neigt außerordentlich zu hypnotischen Beeinflussungen, deren tatsächliche Wirkungen ja auch von der Wissenschaft nicht geleugnet werden. Man braucht ihr nur in die großen starren dunklen Augen zu schauen, um sich zu vergewissern, daß man es mit keinem normalen Geiste zu tun hat. Auf der anderen Seite legen die Enthüllungen der Kriminalkommissare Leonhardt und von Kracht und der Agentin Bingenheimer klar, daß die Rothe mit ihren Blumenmanifestationen einen groben Schwindel getrieben hat. Ein angenehmer Herr scheint auch der „Impressario" Jentsch zu sein.

So ständen wir also am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, und doch ist es noch zuweilen, als solle die Zeit wiederkehren, da Cagliostro Berlin besuchte und die Herren Woellner und von Bischoffswerder im Marmorpalais vor Friedrich Wilhelm II. ihre Geister erscheinen ließen ... Der alte Akiba hat recht.

16. Mai

Es ist ein Glück, daß bei den großen Korsofahrten im Tiergarten die Automobile ausgeschlossen sind. Der Wiederbelebung des Korsos hat man allgemein mit recht schwachen Hoffnungen entgegengesehen. Es war auch wirklich nur ein Aufflackern; das Interesse ist rasch wieder erloschen. Ich habe ein gutes Gedächtnis; ich entsinne mich wohl noch, wie der Korso Anfang der siebziger Jahre in Blüte stand. Da sah man zuweilen auch das Königspaar und unsere prinzlichen Herrschaften an den Rundfahrten teilnehmen, und der alte Wrangel hatte immer einen Korb voll Blumensträuße in seinem Wagen und wußte die Buketts geschickt zu werfen, so daß sie selten ihr Ziel verfehlten. Jene originelle, längst verstorbene Fürstlichkeit, die man „Prinz Schnaps" zu nennen pflegte — wegen der Vorliebe des gekrönten Herrn für den grünen Chartreuse —, war ein ständiger Besucher der Korsos, und neben dem schönen Grafen Lüttichau sah man häufig den Grafen Palleske, eine der prächtigsten Erscheinungen unseres Offizierkorps und der bevorzugte Anbeter der schwarzäugigen Zirkustochter Emma Ciniselli, die später einen Grafen Stackelberg heiratete. Damals blühte auch noch ein Flor junger Schönheiten an unserm Hofe, und so waren die Korsos in der Tat eine Sehenswürdigkeit, wenn sie sich auch nicht mit denen im Bois de Boulogne oder im Hyde-Park vergleichen ließen. Aber Berlin war kleiner als heute, war doch immer nur noch die preußische Hauptstadt, keine Metropole; der Gesichtskreis war ein enger, und wenn man von der Bellevuestraße nach dem Hofjäger fuhr, kam man sich ungeheuer großstädtisch vor. Man reiste vor dreißig Jahren auch noch weniger; an der Riviera blühte noch nicht das Teufelsparadies, und was sich Gesellschaft nannte, bildete nur einen ziemlich intimen Kreis, den zwar jedermann kannte, den aber doch ein fester unsichtbarer Ring abschloß. Heute hat sich die Gesellschaft vergrößert und ist arg gemischt geworden; die Exklusivität fehlt und damit auch das Interesse, das sich auf die bevorzugten Zehntausend ehemals vereinigte. Im übrigen können wir uns an Eleganz noch immer nicht mit Paris und

London messen; eine sogenannte Herzogin in Paris hält Pferde, Wagen, Kutscher und Diener in vornehmerer Aufmachung als eine wirkliche Fürstin in Berlin, und drängt sich bei uns gar die Halbwelt in die eleganteren Festlichkeiten hinein, dann verfliegt auch der letzte Schimmer goldigen Rausches. Wir sind nun einmal anders, sind nüchterner, prosaischer und sind viel solider; zu einer Rundfahrt im Bois gehören die Tausendfrankenjägerinnen, die das Bild schmücken helfen; aber im braven Berlin machen die Priesterinnen unserer lieben Frau von Milo viel zu schlechte Geschäfte, um auf Gummi rollen zu können.

Einer der „großen" Justizfälle, eine cause célèbre, der Prozeß Kwilecki, beschäftigt augenblicklich die Geschworenen im Schwurgerichtssaal zu Moabit. Was keines Kolportageromanciers ausschweifende Phantasie sich ausdenken könnte, hier wird es Ereignis. Was man in der Literatur längst unter die Marlittiaden eingereiht hat, tritt uns im Leben mit unverbrauchter Frische entgegen: ein Bahnwärterskind als untergeschobener Majoratserbe einer hochgräflichen Familie, Meineid und Betrug und Falschheit auf der einen, Haß und Kampf bis aufs Messer auf der anderen Seite . . .

Die kahle Gotik des Kriminalgerichts wird von einer drängenden Menge belebt; die Zahl der Zeugen muß in die Hunderte gehen. Das polnische Element herrscht naturgemäß vor. Elegante Damen der polnischen Aristokratie stehen Arm an Arm mit Postbeamten und Tagelöhnern. Dazwischen blitzen die grellen Farbtupfen der roten und blauen Chenilletücher der Bäuerinnen in das stumpfe Grau der Korridore. In endlosem Zuge schieben sich die Zeugen in den Saal und füllen das freie Viereck in der Mitte. Auch die Zuschauertribüne ist dicht besetzt, meist von Damen: zum Teil schönen Frauen in unpassend eleganter Kleidung; die oft gerügten Operngläser fehlen ebenfalls nicht und richten sich hartnäckig auf die kleine abgegitterte Loge rechts vom Gerichtstisch, in der die fünf Angeklagten neben dem unfehlbaren Schutzmann Platz genommen haben. Das Hauptinteresse konzentriert sich natürlich auf die Gräfin Kwilecki, die mit der Gleichgültigkeit einer großen Dame dem Kreuzfeuer von Blicken standhält. Die Gräfin ist ziemlich korpulent,

mehr klein als groß und von ungemeiner Beweglichkeit. Ihr volles weißes Haar ist sorgfältig frisiert und unter ihrer energischen Stirn blitzen, schwarz überwölbt, ein paar trotz ihrer Kurzsichtigkeit feurige Augen; Augen, wie sie die intriganten, gefährlichen Damen am Hofe Sobieskis funkeln ließen, Augen, die versengen können und dann harmlos unschuldig blicken, indes die kleinen weißen Hände mit Gift und Fälschung hantieren. Dennoch ist der ganze Eindruck der Gräfin durchaus sympathisch und ihre Haltung bewundernswert, während der Vorsitzende mit der notwendigen gräßlichen Genauigkeit des Inquisitors in Gegenwart von einigen hundert Zeugen sie nach Dingen ausforscht, die zum Schamhaftesten im Leben einer Frau gehören. Noch sympathischer wirkt die vornehme Gestalt des Grafen mit ihren leichten Bewegungen und der müden Ruhe in den Zügen; man kann es kaum verstehen, daß dieser selbe Herr an das Wochenbett seiner Frau getreten sein soll, „so besoffen, daß er sich kaum noch halten konnte, und ganz dusselig . . .“ Hat er sich Mut trinken wollen bei diesem ersten aktiven Schritt in das Irrland des Betruges oder ist auch er dem Nationallaster verfallen? Hält es doch der Präsident für notwendig, den bäuerlichen Zeugen absolute Nüchternheit noch extra anempfehlen zu lassen, diesen unruhigen fremdartigen, undeutschen Brüdern und Schwestern, die ihre quäkenden Säuglinge mitgebracht haben und deren erste Bitte um Vorschuß geht, denn sie sind ohne Heller und Pfennig nach Berlin gekommen. Mühsam stolpert Landgerichtsdirektor Leuschner — ein Herr, der aussieht, als könnte er sehr nett und gemütlich sein, aber ein unerbittlicher Richter — durch die schweren polnischen Namen: bei jedem kleinsten falschen Zischlaut meldet sich der Inhaber nicht, als sei sein Name dadurch ganz unkenntlich geworden; die romantischen Vornamen rufen uns zuweilen den lustigen „Bettelstudenten“ in das Gedächtnis zurück. Die andern drei Angeklagten sind Dienerinnen. Zwei davon, die Hebamme Ossowska und die Kwialkowska, haben harte, slavische, alterslose Gesichter: man kann ihnen allerhand glauben, nur keine eigenen Gedanken. Rührend wirkt die alte Josefa Knoska, eine heitere Greisin, nahe an achtzig. Man begreift sogleich, daß man es

hier mit einer dieser treuen Hundeseelen zu tun hat, für die es nichts gibt an Gut und Böse, außer der gnädigen Herrschaft Wort, die seel-eigen geblieben sind, seit die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, die in Verbrechen gehen und Tod, als sei es ein Teil ihres Dienstes . . .

Nicht das rein Stoffliche der Tatsachen und auch nicht das beinah Exotische des Milieus erregt das Interesse des Psychologen und wird es wach halten durch die langen Wochen, die dieser in zwei Sprachen, also zeitlich doppelt zu führende Prozeß sich hinziehen wird. Auch nicht die soziale Stellung der beiden Hauptangeklagten, sondern die durch ihren Bildungsgrad erreichte sprachliche Ausdrucksfähigkeit, die grelle Streiflichter auf kulturgeschichtliche Zustände wirft, die an und für sich documents humains sind. So, wenn die Gräfin ausruft, als ihr ihre schlechte Ehe vorgehalten wird: „War nie Geld in Haus! Ist doch Grund genug, sich bös zu sein!" oder wenn der Richter sich wundert, daß die Gräfin ihrem Gatten auf seiner letzten, der Geburt des Erben vorangegangenen Reise plötzlich nachgefahren sei, und sie leise antwortet: „War das erstemal seit lange, daß er hat Sennsucht nach mir gehabt! Wir sind auf dieser Reise sehr glücklich gewesen und sehr gut mitnander! . . ." Diese Leute, von der zerreibenden Schuldenlast daheim auf einige Monate befreit — denn die Verhältnisse waren sehr schlecht, so daß der Graf seine Verbindlichkeiten überhaupt nie richtig anführen konnte und seine Angaben bei jedem Verhör um ein paar hunderttausend Mark differierten —, finden sich also wieder. Das ist gewiß wahr und psychologisch verständlich, mag nun ein lebender Beweis daraus resultieren oder dies den äußeren Umständen nach unmöglich sein . . .

Ich habe dem Prozeß drei Tage lang beiwohnen können und ihn mit immer wachsender Spannung verfolgt. Er ist so erstaunlich reich an interessanten Momenten, er ist ein Sittenbild voll düsterer Farben, aber doch von unendlichem Reiz. Der Präsident hält dem Angeklagten sein leichtsinniges Leben und seine mannigfachen kleinen außerehelichen Verhältnisse vor. Mit nonchalanter Handbewegung erwidert der Graf: „Warrum soll ich haben keine Verhältnisse?!" Das scheint ihm ganz selbst-

verständlich — dies köstliche „Warrum nicht" charakterisiert den ganzen Mann, den polnischen Aristokraten mit der glänzenden Äußerlichkeit und dem flatterhaften Herzen — eine Figur, wie sie vor fünfzig Jahren zu den ständigen Romantypen gehörte — zu jener Zeit, da man sich noch für das „ritterliche, leidende Polen" und seine revolutionären Helden begeistern konnte. Auch der Graf Hektor, der eigentliche Ankläger, ist mehr eine gewinnende als abstoßende Erscheinung. Er spricht fließend deutsch und nur mit leichtem polnischen Akzent. Seine Anklage ist zugleich eine Verteidigung seines Selbst. Er wehrt den Gedanken, daß schnöde Habsucht ihn leite, weit ab, er ist ein schwerreicher Mann und braucht das verschuldete Majorat, um das es sich handelt, nicht. Aber der Gedanke empört ihn, daß der uneheliche Junge einer Bahnwärtersfrau das Wappen der Kwileckis führen und vielleicht einmal Senior des alten Starostengeschlechts werden soll. Man kann wohl verstehen, daß da das Blut rebelliert. Wo liegt das Recht? Noch ist nicht klar zu sehen. Ein ungeheures Belastungsmaterial gegen die Gräfin hat sich aufgehäuft. Aber hundertfach entstellt der Klatsch, von Mund zu Mund getragen, die nackte Wahrheit. Graf Zbigniew Kwilecki mag den Verwandten von jeher ein Dorn im Auge gewesen sein. Er ist kein rechter Kwilecki. 1860 verstarb der letzte Graf Kwilecki der älteren Linie des Geschlechts. Seine älteste Tochter heiratete einen Herrn von Belina-Wesirski, und dessen Sohn ist der mitangeklagte Graf, der das von seinem Großvater gestiftete, nun angefochtene Majorat Wroblewo erbte und 1860 die Erlaubnis erhielt, sich Graf Kwilicz-Kwilecki nennen zu dürfen. Die Ehe mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Bnin-Bninska, war nur mit drei Töchtern gesegnet, bis 1897 die rätselhafte Entbindung von einem Sohn erfolgte. Schon vorher war der Klatsch lebendig geworden. Er wuchs schließlich ins Ungeheuere, so daß Graf Hektor als Vertreter der Gegenpartei sich genötigt sah, persönlich einzugreifen und auf eigene Hand Recherchen einzuleiten, die zur Verhaftung der Angeklagten führten. Ist die Gräfin schuldig? Ihrem Benehmen und Wesen, ihrem äußeren Sichgeben nach sicher nicht. Sie lacht fröhlich mit bei jedem drolligen Zwischenfall; sie ist heiter

und unbefangen — und nur bei einer brutalen Frage der Geschworenen, nur wenn die Hüllen vom Ehebett und die Gardinen vom Alkoven gerissen werden, wenn das Inquisitorium die heiligste Scham zu lüften versucht, verbirgt sie errötend das Gesicht in den Händen. Der Prozeß muß eine furchtbare Folter für sie sein. Auch ihr Gatte zuckt zuweilen zusammen unter den Peitschenhieben, die vom Richtertische aus auf ihn herabsausen. Bei einer Frage schwillt die Zornesader auf seiner Stirn. „In solchem Zustande sieht ein Mann seine Frau nicht," antwortet er mit bebender Stimme. Es ist nicht möglich, auch nur anzudeuten, auf welche Dinge sich die Ausfragung erstreckt. Die Gräfin war einmal einige Wochen verschwunden, kein Mensch wußte wohin, kein Mensch kannte ihren Aufenthalt. Da kehrte sie zurück und — trug einen neuen Hut. „Der Hut ist ein Pariser Modell", triumphierten die Nachbarinnen auf den Gütern rechts und links — und nun wußte man: die Gräfin war in Paris gewesen, der neue Hut hatte sie verraten — die kleine niedliche und tückische Schlange der weiblichen Eitelkeit...

Widerspruchsvoll stehen sich die Zeugen gegenüber. Die Aristokratie steht meist auf Seite der Gräfin. Man spürt: diese Frau genießt im allgemeinen wenig Sympathien, aber niemand traut ihr das Verbrechen zu. Anders ist es in den Bauerngruppen und unter den Bediensteten. Die Gräfin mag keine bequeme Herrin gewesen sein; der Zofe spuckte sie in das Gesicht, sie prügelte die Magd. Was da in den verschiedenen Aussagen auf Rechnung slavischen Rachegefühls zu setzen und was lautere Wahrheit, ist schwer zu sagen. Anfänglich schien es, als seien Indizien und Zeugenaussagen so schwerwiegend, daß an die Unschuld der Gräfin kaum noch zu glauben möglich sei. Aber das Bild hat sich entschieden zu ihren Gunsten verschoben — rein äußerlich wenigstens. Der Polizeikommissar Tard aus Paris, von dem die Anklage viel erhoffte, kann nichts Belastendes anführen — die Gräfin beweist durch ihr zungengeläufiges Französisch, daß sie nicht die „schlecht französisch sprechende Deutsche" sein kann, die die Dienste der Hebamme Ramos verlangt hat. Die mit Spannung erwartete „Ähnlichkeitsprobe" der beiden Knaben aber verlief völlig wirkungslos. Es war nur ein

dramatischer Moment mehr, als der angefochtene kleine Majoratserbe Seite an Seite mit dem angeblichen Bruder, beide ganz gleich gekleidet, vor dem Richtertische erschien. Sind sie sich ähnlich? — Ich behaupte nein. Aber die Natur spielt seltsam. Sie schafft auch unähnliche Geschwister. Hauptmann v. Z., der als Vater des kleinen Grafen Josef reklamiert wird, zuckt nur mit den Achseln: er hat sich um die Früchte seiner Liebschaft nie weiter gekümmert und ahnt nicht, ob die beiden seine Kinder sind . . .

Mommsens Begräbnis

7. November

Der große Tote dieser Woche, Theodor Mommsen, ist zur letzten Ruhe bestattet worden. Es war ein sonniger Novembertag, mit Goldreflexen in der Luft und treibenden fahlgelben Blättern, die ein sachter Wind von den Bäumen riß und über den Fahrdamm quirlte. Es war ein freundlicher Abschiedsgruß, den der Himmel dem Toten sandte, der zu seinen Lebzeiten so sehr die Sonne geliebt hatte, die Sonne Italiens, die ihn immer wieder von neuem über die Alpen lockte, auch in Zeiten der Muße, wenn die vatikanische Bibliothek und ihre Bücherschätze absichtlich im Reiseprogramm fortgelassen worden waren. Mommsen hatte eine schwärmerische Liebe für Italien, und hier war es auch, wo ich den großen Historiker kennenzulernen das Glück hatte.

Es haftet im Gedächtnisse, wenn man einmal einem Großen nähergetreten ist. Und so flog auch die Erinnerung an jene erste römische Begegnung mit Mommsen wie rascher Schwalbenflug an mir vorüber, als ich dem Trauerzug bei seiner Bestattung beiwohnte. Zu seinen Lebzeiten hat Mommsen Ehrungen, mit denen man sonst die Berühmtheiten dieser Welt zu überhäufen pflegt, stets mit lächelndem Danke abgelehnt. Er wollte nicht einmal Herr Geheimrat sein, und für die Orden, die man ihm zuschickte, hatte er wenig Verständnis. Aber dem Toten war man ein ehrendes und feierliches Begängnis schuldig, obwohl nach seinem letzten Willen Prunk und Gepränge aus-

geschlossen werden sollten. Um die Kandelaber und die Eisenpfeiler der elektrischen Straßenbahn in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche wehten Trauerflore. In endloser Reihe näherte sich der Zug der Equipagen, unter diesen die kaiserliche Galakutsche mit den Leibkutschern und Leibjägern in großer Livree und drei Wagen mit Kränzen. Die studentischen Deputationen waren mit Bannern und Fahnen erschienen, ungeheuer war der Zustrom der Vertreter gelehrter Körperschaften, die zum Teil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren. Kurz vor Beginn der Kirchenfeier erschien der Kronprinz in der Galauniform des ersten Garderegiments, einen Kranz in der Hand, den er am Sarge niederlegte. Vor ihm waren bereits die Söhne des Prinzen Albrecht eingetroffen, die in Berlin anwesenden Minister, die meisten Botschafter und Gesandten, die Vertreter der Akademie und Universität, der Städte Berlin und Charlottenburg — eine Fülle bekannter Namen. Da sah man den greisen Grafen Lanza, den General Verdy du Vernois, der es vom Kriegsminister zum Schriftsteller gebracht hat, in seiner Nähe Hermann Sudermann und Anton von Werner, Adolf Menzel und Max Liebermann, den Generalsuperintendenten Faber, den Generaldirektor Schoene, Herrn von Tschudi, Exzellenz von Frantzius, die Professoren von Richthofen, von Kekule-Stradonitz, Hirschfeld und von Wilamowitz-Möllendorff, der eine Tochter Mommsens zur Gattin hat, und neben ihm seinen Bruder, den früheren Oberpräsidenten von Posen. Auch die Politik hatte ihre Vertreter entsandt, denn Politiker war ja Mommsen gewesen. Er hatte die deutsche Fortschrittspartei begründen helfen, er war nationalliberal geworden, er hatte sich der Sezession angeschlossen, der liberalen Vereinigung, der deutsch-freisinnigen Partei und schließlich der freisinnigen Vereinigung — alles hintereinander. So fest sich vor seinem klaren Forscherauge das Gewühl der Weltgeschichte aufbaute, so schwankend war sein Blick der modernen Politik gegenüber. Da ging er nicht in die Weiten; da verkannte er Bismarcks Größe und die rote Gefahr, Englands brutale Gelüste und die Zähigkeit des französischen Chauvinismus; da zeigte er die ganze Harmlosigkeit eines kindlichen Herzens und eines grenzenlos vertrauenden Gemüts. Auch

der Goethe-Bund hatte seiner nicht vergessen und einen prächtigen Kranz gespendet. Ehrenpräsident dieses mit großem Pomp in Szene gesetzten und langsam in Nacht und Dunkel niedergetauchten Bundes war Mommsen gewesen. Und man braucht nicht den linken Parteien anzugehören, um die prachtvollen Worte in ewiger Erinnerung zu behalten, die der rüstige Greis wider das Treiben der Fledermäuse schleuderte, die im deutschen Lande umherzuhuschen begannen, um mit schwarzen Flügeln die Freiheit des Geistes und der erlösenden Kunst zu Tode zu schlagen. Denn Kunst und Wissenschaft sind, Gott sei Dank! noch immer nicht an Parteien und Fraktionen gebunden . . .

Der neue Wertheimsche Riesenpalast

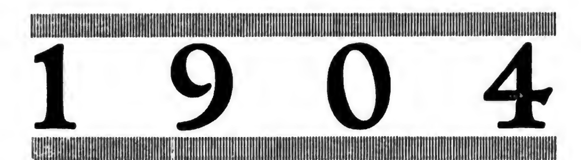
15. Dezember

In den Geschäften herrscht fiebriges Leben. Natürlich klagt man auch viel. Nur in dem Wertheimschen Riesenpalast hat man zur Klage keine Zeit. Neulich habe ich Wertheim zum ersten Male besucht. Es handelte sich um den Einkauf verschiedenerlei Dinge, von denen meine Frau behauptete, daß man sie bei Wertheim am billigsten und besten bekäme (aber auf dem „billigsten" lag der Ton). Da habe ich den Berliner Louvre kennengelernt. Zuerst mußte ich mir an einer der Hauptkassen ein „Sammelbuch" kaufen; die Kassen waren umdrängt, aber nach einer kleinen halben Stunde hatte ich mein Buch und konnte nun losziehen. Doch ich zog nicht. Ich versuchte zunächst einmal, mich zu orientieren. Ich bin nicht ganz ohne Findigkeit; hier jedoch verließ mich jedwede topographische Begabung. Die strömende Menschenmenge schob mich hin und her; ich wollte zu den Parfüms und geriet zu den Kurzwaren, und plötzlich stand ich vor einer Dame, die mir Taschentücher zeigte, und eine halbe Minute später war ich mitten unter das Emaillegeschirr geraten. Nun gedachte ich, das Parfüm bis zuletzt zu lassen und mich den Korbwaren zuzuwenden, wo ich einen Triumphstuhl als höchsten Triumph der Madonna della Sedia erstehen wollte. Da mußte ich aber in den dritten Stock. Einer der offiziellen Führer, ein Herr, der

wie ein Legationssekretär aussah, sagte mir, ich solle doch den Fahrstuhl benutzen oder die Rutschbahn. Der Gedanke an die Rutschbahn lockte mich; so etwas kannte ich eigentlich nur von Jahrmärkten her oder aus der Hasenheide; in den Berliner Geschäften war das Rutschen bisher nicht üblich. Die Wertheimsche Rutschbahn ist ein trottoir roulant; bei Schwindelfreiheit kann man sich ihm beruhigt anvertrauen. Das tat ich denn auch; aber zu den Korbwaren gelangte ich doch nicht; ich weiß nicht, woher es kam — ich befand mich plötzlich in einer Gemäldeausstellung. Da gab es denn mancherlei Hübsches zu sehen, nur keinen Triumphstuhl. Jetzt faßte mich der Grimm; ich beschloß, die Korbwaren zu suchen, koste es, was es wolle. Ich unternahm Gebirgspartien, stieg hinauf in luftige Höhen, geriet unvermutet in einen Menschenknäuel hinein, der die photographischen Apparate umdrängte, und sah mich dann wieder von wallenden Schleiern, farbigen Bändern, von Spitzen und Rüschen umgeben. Ein Herr, der wie ein Geheimrat aus dem Kultusministerium aussah, mochte meine Verlegenheit bemerken und fragte nach meinem Begehr. „Oben," meinte er lächelnd und wies auf den Lift. Aber ich hatte nicht aufgepaßt: der Lift ging nicht hinauf, sondern hinunter — und als ich mich umschaute, weilte ich in einem prachtvollen Saale mit Lapislazulisäulen und hörte eine Fontäne rauschen. Jetzt war ich wirklich schon müde. Ich schlenderte mit schweren Schritten weiter, kam in einen Palmengarten und an ein Büfett, wo ein niedliches Mädchen mir ein Glas Limonade kredenzte, kam dann in ein Gewirr von Kinderwäsche, von Hemdchen, Höschen und Röckchen, hierauf zu den Phonographen und endlich zu den ersehnten Parfüms. Gott sei Dank! — so weit war ich nun! Aber ich merkte doch, wir sind alle von des Tantalus Geschlecht. Ich spürte den Duft der Parfüms, sah auch die gelben, grünen, roten, amarantfarbenen und safrangelben Flakons — aber heran kam ich nicht. Ganze Menschenringe umballten die Verkaufstische; ich berechnete, daß ungefähr fünfviertel Stunden verfließen würden, ehe ich an die Reihe käme. Das dauerte mir zu lange, und da mir meine Frau auch anbefohlen hatte, ich solle mich auf Postkarten photographieren und sechsunddreißigmal abziehen lassen, so wollte ich

inzwischen das photographische Atelier des Hauses aufsuchen. Ein Herr, der wie ein Rittmeister in Zivil aussah, bedeutete mich: zu diesem Zwecke müsse ich mir an einer bestimmten Kasse erst eine „Nummer“ kaufen, und rief ein Fräulein herbei, das mich an diese Kasse führen sollte. Das Fräulein war hübsch, was ich ihr auch sagte, worauf sie mir erwiderte: „Mein Herr, ich habe keine Zeit zu so etwas“ — eine Äußerung, die mich anfänglich befremdete, mir doch aber auch des Nachdenkens wert schien; keine Zeit, hübsch zu sein — das ist zweifellos tiefsinnig. Ich kam also an die photographische Kasse und kaufte mir eine Nummer, die mich dazu berechtigte, mich photographieren zu lassen. Als ich mir die Nummer näher ansah, war es die Ziffer einhundertunddrei. Nun raste ich über endlose Treppen bis in das höchste Geschoß (die Rutschbahn war plötzlich geschlossen worden und der Fahrstuhl beständig besetzt), drang auch bis zu dem photographischen Atelier vor, mußte dort aber erfahren, daß vor mir noch zweiundsechzig andere Aufnahmen zu erledigen seien; aber das gehe schnell — in etwa fünf Stunden möchte ich nur wiederkommen. Zuerst war ich sehr verblüfft; dann ergriff mich etwas wie Raserei und hierauf eine stille und sanfte Verzweiflung. Ich suchte mir eine friedliche Ecke aus und ließ mich auf einem freistehenden Stuhle nieder; kaum war das geschehen, so ertönte unter mir ein Schnurren und Walzen und dann die Melodie „Komm' herab, o Madonna Theresa“. Ich war in die Abteilung der musikalischen Automaten geraten und hatte mich auf einen Musikstuhl gesetzt, in dem ein ganzes Orchester mit Pauken und Trompeten versteckt zu sein schien — eine wahnsinnige Maschine, von der ich eilends flüchtete, um einem guten Bekannten, einem Assessor aus dem Justizministerium, in die Arme zu laufen. „Ach, sieh' mal an,“ sagte der zu mir, „machst Du hier Einkäufe?“ „Ich möchte schon,“ antwortete ich, „aber ich komme nicht dazu. Hilf Du mir doch ein bißchen . . .“ „Bedaure sehr,“ entgegnete der Freund, „ich bin bloß hier, um zu frühstücken . . .“ Das war mir wieder etwas Neues; aber es sagte mir zu. So frühstückten wir denn in dem sehr hübschen und appetitlichen Wertheimschen Restaurant gemeinsam (es war gerade die Stunde des „warmen Pra-

ger Schinkens"); ich erholte mich langsam und fuhr dann nach Hause. „Na," fragte meine Frau, „hast Du alles besorgt? . . ." „Jawohl," erwiderte ich, „hier hast Du ein Sammelbuch und hier Nummer hundertunddrei zum Photographieren. Ich bin kein Odysseus, der das Irrfahren aus Liebhaberei betreibt; ich bin auch kein Bergfex, der sich im Klettern üben möchte; ich gehe nur noch zu Wertheim, wenn ich frühstücken will . . ." Dieses Wort werde ich halten. —



1904

Die beiden letzten Hofbälle — Diners auf den Botschaften Rußlands und Japans — Ball auf der großbritannischen Botschaft — Kaisersouper bei Posadowsky

17. Februar

Von den beiden letzten Hofbällen ist nicht allzuviel zu berichten. Es waren sogenannte „kleine" Bälle, die sich durch das Arrangement, die Zahl der Geladenen und das dabei vorgesehene Zeremoniell nicht gerade scharf, aber doch immerhin bemerkenswert vom „großen" Hofball unterscheiden. Wer in Fragen der Etikette zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der merkte den Unterschied auch schon bei der Hofansage heraus. Die Hofansagen sind in letzter Zeit eindringlicher geworden; sie sind zuweilen mit Erläuterungen versehen, zuweilen muten sie wie freundliche Warnungstafeln an. Die Toilettevorschriften scheinen nicht immer genügend beachtet worden zu sein, denn das Oberhofmarschallamt hat nicht umhin gekonnt, kund und zu wissen zu tun, daß man unter einer Dekolletierung bei Hofe um Himmels willen nicht etwa einen sogenannten „Ausschnitt" versteht. Die Schultern müssen immer frei sein, so will es das höfische Reglement, auch dürfen keine halblangen Ärmel getragen werden, sondern nur „kurze", d. h. in Wahrheit gar keine. Von Zeit zu Zeit wird den werten Gästen auch das neue Hofkostüm der Herren in das Gedächtnis zurückgerufen; die Vorschrift gebietet zu sagen, daß den geladenen Herren die Anlegung des Hofkostüms „gestattet" sei — die Berechtigung dazu muß nämlich immer

erst gewährt werden. Die Bestimmung über die Hoftracht hatte der Kaiser am 1. Mai 1890 von der Wartburg aus erlassen, wie man erzählt, infolge einer Unterhaltung über die Geschmacklosigkeit unserer Herrenmoden. Der Erlaß ordnete an, daß den ohne Uniform bei Hofe erscheinenden Herren die Befugnis eingeräumt werde, „bei vorgeschriebener Gala im Königlichen Schlosse zu Berlin, den dortigen königlichen und prinzlichen Residenzen, im Stadtschlosse zu Potsdam und im Neuen Palais anstatt des schwarzen Fracks ein einreihiges Hofkleid von schwarzem Tuch ohne Patten, welches bis auf den halben Unterleib reicht, sowie weiße Degen zu tragen." Es sollte ferner gestattet sein, dies Hofkostüm ganz von schwarzem Atlas zu tragen, ebenso statt der Kniehosen und seidenen Strümpfe (Eskarpins, wie man bei uns irrig sagt, denn Eskarpins sind eigentlich kleine Schuhe) enganschließende, bis zum Knöchel reichende Beinkleider (Collants) anzulegen, wie man sie zur Revolutionszeit und zu Anfang der Reaktion trug. Dagegen sollten bei vorgeschriebener „kleiner Uniform" diejenigen Herren, die keine Berechtigung zum Anlegen einer solchen haben, zum schwarzen Frack die vorgeschriebenen Unterkleider — die „Eskarpins" — tragen. Ich entsinne mich, welches Aufsehen dieser Befehl seinerzeit bei allen Hoffähigen machte. Es gab damals sicher keinen unter diesen Herren, der nicht vor den Spiegel getreten wäre und seine Beine gemustert hätte. Die Militärs, Hofchargen, Johanniter, Malteser, Professoren, kurz alle diejenigen, die in Uniform bei Hofe erscheinen können, hatten es ja gut; aber bei einem „gewöhnlichen" Zivilisten, bei den Gutsbesitzern, Parlamentariern, Künstlern usw., die zu Hofe befohlen werden, war es angesichts des neuen Erlasses doch eine Notwendigkeit, erst die Waden zu prüfen. Wattons sind zweifellos eine sehr praktische Erfindung zur Verstärkung und Veredelung mangelhafter Körperlichkeit; aber man weiß mit den infamen Dingern nicht Bescheid — man erinnert sich auch unwillkürlich dabei der bekannten Anekdote von dem Magister, dem seine Schüler die falschen Waden mit Stecknadeln tapeziert hatten . . .

Wie gesagt: die Aufregung war groß. Doch Befehl ist Befehl: man schaffte sich Kniehosen und seidene Strümpfe an, fror

fürchterlich an den Beinen, schimpfte mordsmäßig und fuhr doch zu Hofe, stolperte ein bißchen über den ungewohnten Degen, hatte zuweilen das Gefühl, als liefe das Untergestell allen übrigen Gliedmaßen voran, aber gewöhnte sich nach und nach an das neue Kostüm. Heute räsoniert kein Mensch mehr darüber. Den einen Vorzug hat es in der Tat: es sieht viel feierlicher aus als das althergebrachte Spitzkleid und es paßt namentlich zu den Reihentänzen, den Menuetts, Gavotten und Quadrillen. —

Auf den Botschaften Rußlands und Japans tanzt man zwar nicht, aber man diniert. Der Zufall wollte sogar, daß die Vertreter beider Reiche zum selben Abend zu größeren Diners geladen hatten. Bei dem japanischen Gesandten sah man nur vereinzelte Uniformen: Generalleutnant von Bülow, General von Lucius, General von Schubert und einige andere Offiziere; dafür aber viel Diplomaten und Hofchargen: die Gesandten von Schweden und Rumänien, den Hausminister von Wedel, den Vizeoberzeremonienmeister Baron Knesebeck, Staatssekretär Krätke, den Polizeipräsidenten von Borries u. a. Zur selben Zeit empfing der russische Botschafter die Kollegen von Frankreich und Österreich-Ungarn, von der Schweiz, von Sachsen, Baden und Dänemark. Es war ein regelrechtes Gesandten-Diner; die nicht berufsmäßigen Diplomaten waren gezählt. Doch auch solche waren anwesend, z. B. Graf Wilhelm Redern, der einzige Sohn unseres verstorbenen Ober-Gewandkämmerers (eine Hofcharge, die nach ihm auf den älteren Grafen Perponcher überging) mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Lichnowski, ferner der Fürst Lichnowski, die Fürstin Lynar, eine geborene Amerikanerin, mit ihrer Tochter, der Gräfin Jane Lynar, dann der Graf Hutten-Czapski, den man vielleicht auch der Diplomatie zurechnen könnte, obwohl er nach seinem Abschied aus juristischen und militärischen Diensten nur noch den Titel Rentier für sich in Anspruch nimmt, auch niemals zur Zunft gehörte. Aber man dichtet dem liebenswürdigen Grafen gern etwas „Diplomatisches" an; es gibt sogar Leute, die in ihm eine höchst interessante Romanfigur zu sehen vermeinen, doch von veraltetem Typus, so etwa nach dem Muster Eugen Sues. Geheimnisvolle Andeutungen und törichtes Journalistengeschwätz haben

um den Grafen eine förmliche Legende gesponnen; sehr kluge Menschen wollen sogar wissen, daß er ein heimlicher Jesuit sei. Alberta von Puttkamer, die ihn noch aus seiner Straßburger Zeit her gut kennt, hat ihn bereits in ihren Erinnerungen vor dem im stillen schleichenden Galeotto in Schutz genommen. Wer ihm jemals persönlich näher getreten ist, der wird lächeln müssen über diese Fabelei. Graf Czapski war ein außerordentlich tüchtiger Offizier und ist noch heute sehr beliebt beim Kaiser; es ist geradezu Wahnsinn, ihn zum Jesuiten stempeln zu wollen; ebenso gut könnte man behaupten, er sei ein heimlicher Sozialdemokrat. Tatsache ist, daß er ein frommer und überzeugungstreuer Katholik und ein glühender Bewunderer des Papsttums ist. Und deshalb auch wohl wird ihm des weiteren angedichtet, daß er geschworen (wahrhaftig, geschworen) habe, sich nie zu verheiraten, um seine großen Besitztümer ungeschmälert dem heiligen Stuhle hinterlassen zu können. Ich glaube im übrigen, Frau von Puttkamer irrt sich, wenn sie sagt, der Graf wäre von einem protestantischen Geistlichen erzogen worden. Er stand zwar, wie das bei den vornehmen Polen üblich ist, in seiner Jugend durchaus unter geistlichem Einfluß; aber täusche ich mich nicht sehr, so hatte seine eher liberal als bigott denkende, aufgeklärte und geistig bedeutende Mutter ihm mit Geflissenheit Vertreter beider Konfessionen zur Seite gestellt. Er besuchte als Kind auch nicht eine französische Jesuitenschule, sondern das Lycée Bonaparte in Paris, in dem die polnischen Magnaten damals gern ihre Söhne unterzubringen pflegten. Auf seinen Gütern, die die hübsche Landstrecke von gegen 30 000 Morgen umfassen, weilt er nur zur Jagdzeit oder zu kurzer Sommerfrische; sonst reist er viel und verlebt den Winter abwechselnd in Berlin, Rom und Paris, und in der Gesellschaft jeder dieser drei Städte ist der liebenswürdige Kavalier ein stets mit offenen Armen empfangener Gast. —

Ganz besonders glänzend ging es bei dem letzten Ballfest auf der englischen Botschaft zu. Sir Lascelles, an dessen Seite seine Tochter Florence die Honneurs des Hauses machte, hatte viele Hunderte von Einladungen verschicken lassen. Der ganze Hof schien anwesend zu sein: Prinz und Prinzessin Heinrich, Prinz

und Prinzessin Ernst von Sachsen-Altenburg mit der Prinzeß Alexandra Schaumburg, die Prinzen Joachim Albrecht und Friedrich Wilhelm, Albert zu Schleswig-Holstein, Salm-Horstmar, Arenberg, der Erbprinz zu Wied mit seiner Gattin, die Herzöge Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, von Ratibor mit dem Erbprinzen und dem Prinzen Hans, die Fürsten Lichnowski, Pleß, Donnersmarck, die Grafen Lerchenfeld, Berckheim, Eulenburg, Kanitz, Redern, Hohenau, Seckendorff, Schack, Beroldingen, Tayllerand, Dohna, Matuschka, Szapári, Szechényi, Schmettow — die Freiherren — — aber nein, die Barone und die einfachen Herren „von" waren so in der Minderzahl, daß sie gar keine Rolle spielten: die geschlossenen Kronen und die neunperligen erdrückten sie. Ich glaube, der einzig Bürgerliche an jenem Abend war Herr Charlemagne Tower, der Vertreter Amerikas, der einige Tage später, bei einem großen Souper des Grafen Posadowsky, die Ehre hatte, zur rechten Seite des Kaisers sitzen zu können. Zu diesem Souper hatte der kaiserliche Herr sich selbst angesagt — wie dies früher häufiger geschah, in letzter Zeit aber seltener vorkommt. Der Minister und seine Angehörigen empfingen ihn am Fuße der Treppe; mit freundlicher Begrüßung reichte der Monarch sodann der Gräfin den Arm und geleitete sie in die Wohnung zurück. Bei der Tafel saßen links vom Kaiser die Wirtin, der Reichskanzler, Graf Udo Stolberg, Admiral v. Tirpitz, Oberbürgermeister Kirschner, Professor Anton von Werner; rechts Mr. Tower, Minister Budde, Dr. Paasche, der Kriegsminister, Komtesse Elisabeth Posadowski, General Graf Moltke, Geheimrat Ihne; dem Kaiser gegenüber hatte der Wirt Platz genommen. Während die Kunst durch Werner vertreten war, vertrat Professor Harnack die Wissenschaft, der auch nach dem Souper vom Kaiser in die Unterhaltung gezogen wurde.

Die Entwicklung der Berliner Philharmonie
Aus der Hasenheide

14. April

Die Berliner Philharmonie und ihre Konzerte haben einen Weltruf erlangt; auch der Name des Begründers dieses großen Kunstinstituts wird nicht so bald der Vergessenheit anheimfallen. Ludwig Sacerdoti ist vor einigen

Tagen nach kurzer Krankheit verstorben. Als er im Jahre 1876 nach Berlin kam, hatte die neue Reichshauptstadt gerade begonnen, das provinziell Preußische ein wenig abzustreifen. Es war die Zeit zwischen der großen Gründerepoche und dem Berliner Kongreß; die Bevölkerungszahl war in rapidem Wachsen, ein Umschwung in den Verkehrsverhältnissen bereitete sich vor, die ersten Riesenbogen der Stadt- und Ringbahn erhoben sich in Moabit. Damals war von London und Paris aus die Mode des Rollschuhlaufens, des Skatings, zu uns gekommen, für die sich die elegantere Gesellschaft Berlins und die Kreise, die es noch heute ihr gern nachtun, lebhaft begeisterten. An der Stelle des alten „Hofjägers“, in der heutigen Friedrich-Wilhelm-Straße, war der erste Skatingrink entstanden. Die Hofjäger-Konzerte erfreuten sich ehemals einer gewissen Berühmtheit, und ihre Anziehungskraft steigerte sich infolge der neuen Mode, die ein paar Jahre hindurch herrschend war, um dann sehr schnell vergessen zu werden. Dem Skatingrink im Hofjäger folgte ein zweiter in der Hasenheide und dann ein dritter mitten in der Stadt. Den hatte ein junger, unternehmungslustiger Italiener, Herr Sacerdoti, für eine englische Aktiengesellschaft auf einem Gartenterrain zwischen Köthener und Bernburger Straße erbaut, in einer derzeitig noch ziemlich stillen Gegend. Das Unternehmen blühte auf. Die Gesellschaft, die sich auf der Asphaltbahn in der Bernburger Straße zusammenfand, war anfangs in der Tat eine sehr elegante; es war so eine Art Korso auf Rollschuhen, und die großen illustrierten Blätter, voran die „Gartenlaube“, brachten bald allerhand Bilder von Knut Eckwall, Lüders u. a., die das Leben und Treiben auf diesem vornehmsten Skatingrink Berlins darstellten. Aber die Mode schwand; die elegantere Welt ward ihrer überdrüssig, die halbe Welt nahm sie auf; Sacerdotis Skatingrink wurde allmählich zu einem Stelldichein jener Kreise, die in den Nachtstunden das Orpheum in der Alten Jakobstraße, Vauxhall und Colosseum und die Tanzsäle von Anton und Jury zu besuchen pflegten. Das paßte Sacerdoti nicht, und so faßte er denn den für jene Zeit kühnen Plan, die große Rinkhalle in ein Konzert- und Theaterlokal zu verwandeln. Unter der Leitung ver-

schiedener Direktoren wie Rosenthal, van Hell, Heßling fanden hier Schauspielaufführungen statt, die indessen wenig Interesse in Anspruch nahmen, bis eine italienische Stagione durch glänzende Operndarstellungen dem Kunstinstitut von neuem lebhaftere Besuchsfluten zuführte. Die italienische Oper war den Berlinern ja nicht fremd; unter Cerf hatte sie eine Heimat im Viktoriatheater gefunden, zuweilen auch bei Kroll unter Engel. Aber so ausgezeichnete Truppen, wie Sacerdoti sie ins Feld führte, hatte Berlin noch nicht beherbergt. Die berufsmäßige Kritik war des Lobes voll, auch das Publikum kargte mit seinem Beifall nicht. Trotzdem hatte Sacerdoti schwer zu kämpfen; mit den künstlerischen Erfolgen wollten die materiellen durchaus nicht Schritt halten. Es kam dazu, daß die beiden Bankiers, die seine Hauptgeldgeber waren, sich unvermutet als fragwürdige Existenzen erwiesen — und so stand das ganze Unternehmen gegen Ende der achtziger Jahre auf recht gefährdeter Basis. Aber das Glück half Sacerdoti. Die Bilsesche Künstlerschar, die sich von ihrem bisherigen Dirigenten getrennt hatte, fand bei ihm neues Unterkommen. Der ehemalige Skatingrink war prächtig und geschmackvoll ausgebaut worden und erhielt den Namen Philharmonie, während das frühere Bilsesche Orchester sich nunmehr Philharmonisches nannte.

Ich sprach oben von einem zweiten Skatingrink, den ein geschäftiger Spekulant Mitte der Siebziger in der Hasenheide begründete. Damals sah es vor dem Halleschen Tore, nach Rixdorf zu, noch anders aus als heute. Der Johannistisch, wo früher Callenbachs Baudevilletheater stand, das später — merkwürdige Ironie des Schicksals! — zu Stöckers Missionshause wurde, bildete nach dieser Seite gewissermaßen die Häusergrenze Berlins. Dann begann der märkische Fichtenwald, unterbrochen von großen Gartenwirtschaften und einer bunten Fülle von Jahrmarktsbuden. Die Hasenheide war ehemals der Prater Berlins. An den Sommerabenden und namentlich an den Sonntagen wimmelte es hier von Menschen, die den kargen Wald und die Restaurants förmlich überschwemmten. Da war vor allem Sterneckers (später nach Tegel verlegte) „Neue Welt", ein ungeheures Gartenlokal, in dem glänzende pyrotechnische

Schauspiele stattfanden, man sich an Schieß- und Würfelbuden erfreuen, am Kasperletheater belustigen und bei einem Glase Bayrisch dem Militärkonzert lauschen konnte. Ein Glas „Bayrisch“ war zu jener Zeit kein wirkliches Bayrisch, das kannte man noch verhältnismäßig wenig — es wurde nur in einigen Lokalen, beim Schweren Wagner, bei Siechen, Klette, Olbrich, verschenkt. In den Lokalen der Hasenheide verstand man unter „Bayrisch“ das bessere hiesige Bier, im Gegensatz zu dem sogenannten „Einfachen“, das nur einen Groschen kostete, während man für ein Seidel Bayrisch „sechs Dreier“ zahlte, d. h. fünfzehn Pfennige. Auch die Bezeichnung „sechs Dreier“ hatte sich noch lange nach Einführung der Reichsmünzordnung unter dem Volke erhalten, für das die Vergnügungen der Hasenheide die Erholung nach des Tages Last und Arbeit waren. Es gab da ganz närrische Belustigungen, die zuweilen an die großen Volksfeste des Mittelalters erinnerten. Die Lokalinhaber überboten sich in der Auswahl der Lockmittel. In einer Gartenwirtschaft wurde ein ganzer Ochse am Spieße gebraten; das Ungeheuer schmorte bei loderndem Feuer während des Nachmittags, und zur Abendmahlzeit wurden die einzelnen Portionen gratis verteilt. In anderen Lokalen zeigten sich Akrobaten und Seiltänzer und Tierbändiger. Blondin, der „Held des Niagara“, feierte hier seine Triumphe; Batty Hempel, der unerschrockene Löwendresseur, der sich später als Weinwirt festsetzte, besaß in der Hasenheide seinen eigenen Tierpark. Da produzierten sich Taucher und Schwimmkünstler, starke Männer, die mit einem Ambos auf der Brust eine Arie sangen und Ketten sprengten wie Seidenfäden, wilde Völkerschaften mit unaussprechlichen Namen, deren Urheimat man vergeblich auf der Landkarte gesucht hätte. In den unzähligen Schaubuden öffneten sich der staunenden Menge die Wunder der Jahrmarktswelt und der fahrenden Leute: elektrische Mädchen, Damen ohne Unterleib, Riesenkinder, falsche und echte Mißgeburten, zusammengewachsene Zwillinge, Kakerlaken, Haarmenschen, Zwerge, bärtige Jungfrauen und Skelettmänner. Neben Panoramen mit ungeheuerlich naiven Schildereien gab es geheimnisvolle Leinewandbuden, in denen man die Mysterien der Inquisition er-

gründen, in verschlungenen Irrgärten lustwandeln, Blicke in die Zukunft tun und sich aus Eiweiß und Kaffeesatz, aus den Linien der Hand und aus schmutzigen Karten wahrsagen lassen konnte. Den Sommer hindurch war hier wirklich tagtäglich ein lustiger Jahrmarkt, und das glückliche Volk, anspruchsloser als heute, amüsierte sich königlich. Wer nicht die Restaurants aufsuchte, verlor sich mit dem Liebchen am Arm im Gehölz. Da gab es fliegende Wirtschaften, die für den Gaumen sorgten, Wursthändler mit ihrer Ware aus den Pferdeschlächtereien und dem riesigen Mostrichtopf, Hausierer mit echten Zigarren, Stück für Stück fünf Pfennige, andere mit der Gilkaflasche und dem Kümmelglas, Italiener mit gerösteten Maronen und Apfelsinen, Schrippenverkäufer und Salamihändler. Man lagerte sich im dürftigen Grase, umgeben von Fettpapieren und Eierschalen, spielte Harmonika und sah zu, wie die Kinder die Drachen steigen ließen. Aus der Tanzkneipe nebenan dröhnte der Schleifer: „Zehnmal 'rum vor'n Groschen" — wer verlangte noch mehr! Der Staub stieg auf, unerträgliche Gerüche mischten sich in der Luft, es fiedelte, brummte, kreischte ringsum, die Leierkasten orgelten, die russischen Schaukeln ächzten, vor den Karussellen johlten die Kinder — ein ohrenzerreißender Lärm. Aber fragt das Volk, ob es seine Hasenheide nicht liebgehabt hat — mit allem Lärm und mit ihren Staubwolken und dem Dufte schlechten Fetts und transpirierender Menschen . . . Heut ist es eine vergessene Herrlichkeit.

Heut gehört die Hasenheide nicht mehr zu Berlin. Rixdorf hat den Rest des alten kurfürstlichen Wildgartens in sein Weichbild aufgenommen, nachdem die Reichshauptstadt ihre Straßenfluchten längst bis in den Fichtenwald hinein vorschieben mußte. Berlin hat seine Hasenheide verloren. Es will uns kaum so recht in den Sinn. Wie viele Erinnerungen verknüpfen die Hauptstadt mit dieser Waldparzelle vor dem Halleschen Tor! 1809 war Friedrich Ludwig Jahn nach Berlin gekommen; seine „Turnkunst" sollte auf märkischem Boden eine neue, von Kraft und Vaterlandsliebe durchglühte Jugend erstehen lassen. Aber die Deutschtümelei des Turnvaters spöttelte man damals genau

so, wie heute über die Alldeutschen. Aber Jahn ließ seiner spotten. 1811 schuf er in der Hasenheide den ersten deutschen Turnplatz, 1818 wurde er vom Staate als Turnlehrer angestellt, und schon ein Jahr später trieben ihn feige Denunzianten in den Kerker. Die Welt war voller Elend und Jämmerlichkeit. In Berlin hat man sich erst spät dessen wieder erinnert, was Jahn für die Erstarkung des Volksgeistes getan hat. 1872 setzte man ihm auf seinem alten Turnplatz ein Denkmal: ein Bronzestandbild von der Hand Enkes, das auf einem Steinhügel steht, zu dem die deutschen Turner aller Länder Blöcke gesandt hatten. Aber nun gehört Jahn nicht mehr zu Berlin; er ist Rixdorfer geworden.

Alexander Meyer Cohn
Bankier und Autographensammler

16. August

Wieder ein Toter, ein Mann, der, wie in der Berliner Finanz, so auch in Gelehrtenkreisen sich allgemeiner Beliebtheit erfreute: der Bankier Alexander Meyer Cohn. Die Nachricht von seinem Tode wird vielen unerwartet gekommen sein. Obwohl er längst kränkelte, sah man ihm die Schwere seines Leidens doch nicht an. Auch sein selten versiegender Humor täuschte die meisten; nur vertrauteren Freunden gegenüber wurde er zuweilen melancholisch und stöhnte über sein ungebärdiges Herz.

Als sein Vater noch lebte, stand das Bankhaus Meyer Cohn in der Blüte. Der ganze Großgrundbesitz Preußens war da akkreditiert; der alte Meyer Cohn kannte die meisten unseres landsässigen Adels persönlich und stand mit ihnen auf gutem Fuße. Es herrschte damals noch ein freundschaftlicheres Verhältnis zwischen Börse und Landwirtschaft und ein patriarchalischeres zwischen Geschäftsmann und Kunden. Seinen glänzenden Ruf hat sich das Bankhaus erhalten, aber sonst haben sich die Zeiten gewandelt. Auch der Verstorbene hatte längst nicht mehr so ein rechtes Interesse für das Geschäft; dafür widmete

er sich in den letzten Jahren um so eifriger und mit um so größerer Liebe seinen Sammlungen.

Alexander Meyer Cohn war der Besitzer der umfangreichsten und kostbarsten Autographensammlung Deutschlands, wohl auch Europas. Seine glücklichen Vermögensverhältnisse setzten ihn in die Lage, nicht sparsam sein zu brauchen, wenn es galt, auf einer Auktion ein besonders seltenes Stück zu erstehen. Vor allen Dingen aber verstand er etwas von der Sache. Das ist nicht so leicht, als es sich anhört. Im allgemeinen ruht ja der Autographenhandel Deutschlands so ziemlich in reellen Händen. Wenn Firmen wie Albert Cohn, Leo Liepmannssohn, J. A. Stargardt, Rich. Bertling, List & Francke, O. A. Schulz, Gilhofer & Ranschburg eine Autographenauktion ankündigen, so kann man gewiß sein, daß ihre Katalogsangaben stimmen. Aber zuweilen können auch die gewiegtesten Fachleute irren; beispielsweise wurden bei dem Verkauf der berühmten Kollektion Giancarlo Rossi zahlreiche Handschriften angezweifelt, und der Auktionator sah sich veranlaßt, nur solche Stücke zum Verkauf zu stellen, die sich durch vergleichende Prüfung als unbedingt echt herausstellten. Alexander Meyer Cohn ist vielfach als Schiedsrichter herangezogen worden; seine Kennerschaft war so groß, daß er meist ohne weiteres an dem ganzen Habitus eines Autographen erkannte, ob es sich um ein Falsum handelte oder nicht. Im übrigen war er auch ein kluger Käufer und besaß den Stöbersinn eines echten Sammlers. Es kommt vor, daß gewichtige Seltenheiten bei einer Auktion ziemlich unbeachtet bleiben, gerade weil sie so selten auf den Markt kommen. So wurde 1901 in Wien eine Quittung Bramantes für ein Butterbrot losgeschlagen, obwohl nur noch ein einziges Autograph des ersten Architekten von Sankt Peter bekannt ist. Autographensammlungen, die alle Gebiete umfassen, gibt es seit dem Verkauf der Kollektion Künzel kaum noch; ich glaube, die Sammlung der Baronin König-Warthausen steht in dieser Beziehung heute ziemlich einzig da. Berühmte Sammler, wie der verstorbene Franzos, wie Rudolph Brockhaus, Karl Meinert, Fritz Donebauer, Aloys Fuchs u. a., bevorzugten bestimmte Gebiete; der

die Musik, jener die Historie, der wieder einen ihn besonders interessierenden Literaturabschnitt, ähnlich wie die großen Museen und Archive es tun, das Freie Hochstift in Frankfurt, das Germanische Museum in Nürnberg, das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Auch Alexander Meyer Cohn hatte sich schließlich auf ein bestimmtes Sammelgebiet zurückgezogen: das der klassischen deutschen Literaturperiode, ohne im übrigen andere Gebiete gänzlich zu vernachlässigen.

Als ich den Verewigten im vorigen Herbst zum letzten Male in Weimar sprach, erzählte er mir, daß er eifrig an der Fertigstellung eines Katalogs seiner literargeschichtlichen Autographen arbeite. Man darf, da seine Witwe seine Interessen teilt, hoffen, daß die Arbeit auch nach seinem Tode vollendet werden wird, zumal Frau Helene Meyer Cohn in dem alten Freunde ihres Gatten, Professor Erich Schmidt, einen kundigen Berater besitzt, der schon manchen Schatz der großen Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich machen durfte. Meyer Cohn war auch der Mitbegründer des Museums für deutsche Volkstrachten, und es war sein Schmerz, daß er für diese wundervolle Kollektion, die er aus eigenen Mitteln reich bedacht hat, kein würdiges Heim finden konnte. Er war zudem im Vorstand des Vereins für deutsche Literatur und der Gesellschaft für Archivgeschichte; ebenso zählte er zu den tätigsten Mitgliedern der von mir geleiteten Gesellschaft der Bibliophilen; mit seiner Unterstützung konnten wir das sechsbändige Holtzmann-Bohattasche Deutsche Anonymen-Lexikon ins Leben rufen. Weimar verliert viel an ihm. Dem Goethehause und dem Goethe-Schiller-Archiv hat er reichliche Zuwendungen gemacht. Weimar war gewissermaßen seine zweite Heimat; wenn er sich einmal erholen wollte, fuhr er auf ein paar Tage herüber. Persönlich war er ein liebenswürdiger, immer gefälliger, unendlich gutmütiger Mann, in seiner Art ein Original, der gern berlinerte, einen guten Witz und einen guten Trunk liebte, der nie mit seinem Fachwissen prunkte und für die Armut immer offene Hände hatte. Er ist früh verstorben; aber in seinen Sammlungen wird sein Name erhalten bleiben.

Instinkt oder Überlegung — Der „kluge Hans" des Herrn von Osten — Der alte Griebenow — Was ist uns Lippe?

24. August

Die Frage: Instinkt oder Überlegung, Dressur oder eigenes Denken beim Tiere ist schon häufig behandelt worden. Der „kluge Hans" des Herrn von Osten hat zu dieser interessanten Frage neue Tintenströme entfesselt. Ein berühmter Zoologe hat offen die Ansicht verfochten, daß es sich bei dem gelehrten Hengst nicht um Dressur, sondern um eine Geistestätigkeit handle. Bei der größten Hochachtung vor jenem Gelehrten bin ich aber der Ansicht, daß in diesem Falle ein gewiegter Pferdekenner, ein Mann, der sich gewissermaßen zeit seines Lebens und berufsmäßig mit der Pferdedressur beschäftigt hat, die entscheidende Stimme hat. Nun behauptet Professor Schillings, er sowohl wie Direktor Dr. Heck vom Zoologischen Garten wie auch andere hätten in Abwesenheit des Herrn von Osten die von ihm vorgenommenen Versuche wiederholt, und diese wären durchaus geglückt — wohlverstanden in Abwesenheit des Erziehers. Das würde ein Beweis dafür sein, daß der Hengst nicht nur genial dressiert ist, sondern in der Tat logisch zu denken versteht. Aber — die genannten Herren haben uns nicht versichert, daß sie mit Hans allein gewesen sind, daß nicht noch ein Stallknecht oder sonst ein Bediensteter oder eine Herrn von Osten nahestehende Persönlichkeit mit dabei gewesen ist. Die Aufklärung ist also nicht vollständig. Das Urteil des Geheimrats Möbius vom Zoologischen Museum ist sehr vorsichtig gehalten. Es zollt dem genialen Instruktor vollste Anerkennung und versucht auch die psychischen Gesetze zu erklären, nach denen der Hengst handelt. Doch die Erklärung des Professors Möbius geht keineswegs über das Bekannte hinaus. Daß Hans ein besonders begabtes Pferd sein muß, bei dem eine methodische Arbeit die Sinnesorgane und das Nervensystem auf das denkbar Höchste verfeinert hat, ist eigentlich selbstverständlich.

Es ist interessant, daß die Sportsmen und Tierdresseure im allgemeinen den seltsamen Produktionen ziemlich skeptisch gegenüberstehen. Der junge Salamonski in London hat eine „Denkarbeit" des Pferdes im Sinne des Menschengeistes für

ganz unmöglich erklärt. Die Tierpsychologie hat seit Darwin große Fortschritte gemacht. Die ältere Auffassung kannte nur den Instinkt, den bewußtlosen Antrieb zur Tätigkeit, die neuere erkennt lediglich quantitative Unterschiede der gleichen Seelenvermögen bei Mensch und Tieren an. Es gibt Tiere, die instinktiv genau so klug und scharfsinnig zu Werke gehen wie der Mensch; aber auch der intimste Kenner der Tierpsyche wird schwerlich zu unterscheiden wissen, wo die „unbewußte Vernunft" aufhört und das selbständige Denken anfängt. Daß eine beständige, systematisch fortgesetzte Beschäftigung des Menschen mit einem intelligenten Tier dessen Fähigkeiten erhöht und schärft, ist bekannt und weiß beispielsweise jeder, der einen gescheiten Köter sein eigen nennt. Man entsinnt sich vielleicht noch der dressierten Schweine des russischen Clowns Durow, die seinerzeit Aufsehen erregten. Damals wurde behauptet, daß das Schwein das am schwersten zu dressierende Vieh sei. Nun habe ich in diesem Sommer in meinem Heimatsdorfe interessante Beobachtungen machen können. Ein Bauer besitzt ein Ferkelchen, das er in seiner Stube mit der Flasche aufgezogen hat. Dies rosige kleine Geschöpf, „Nucki" genannt, ist eine wahrhafte Leuchte des gesamten Schweinegeschlechts. Es ißt wie ein Hundelchen, apportiert, folgt auf den Anruf und springt über einen vorgehaltenen Stock. Sein Herr, der Bauer, ist keine hervorragende Intelligenz, auch kein sonderlich geschickter Dresseur. Es hat ihm und seiner Frau Spaß gemacht, sich nach Feierabend Nuckis ein wenig anzunehmen, allerdings immer auf der Grundlage aller Dressur: mit Zuckerbrot und Peitsche, Milchflasche und Klapps. Auch mit scheuen, für die Bühnendressur ganz ungeeigneten Tieren, wie den Rehen, kann man seltsame Erfahrungen machen. Ich hatte daheim auf dem Lande einen Rehbock im Park (mit der Flasche aufgezogen), der mir auf Schritt und Tritt folgte, sogar in das Haus kam und die Treppe hinaufstieg und mit den Hunden wie mit seinesgleichen spielte. Meine Frau besitzt auch einen Hahn, der zu singen beginnt, wenn man ihm ein Stück Speck anbietet und anbefiehlt: „Singen, Gottlieb". Wirklich, Gottlieb singt; es ist kein Krähen, sondern ein merkwürdiger Glockenton.

Der „kluge Hans“ hat sein Stallpalais draußen in der Griebenowstraße. Der Straßenname erinnert an einen klugen Menschen und eine Schar sehr kluger Esel. In den vierziger Jahren sah es hier draußen noch recht öde aus. Wo heute lange Häuserfronten sich erheben, erstreckten sich damals weite Felder. Am Schönhauser Tor stand ein kleines Häuschen, in dem ein Mann namens Griebenow wohnte. Er besaß einen Eselzirkus — oder vielmehr, er hatte neben seinem Hause eine Art Reitplatz eingezäunt, in dem sich die Jugend am Eselreiten belustigen konnte. Der alte Griebenow hatte drei Esel, die hießen Hans, Liese und Lotte; Hans war der gescheiteste, er hätte es getrost mit dem erleuchteten Hengst des Herrn von Osten aufnehmen können. Er trabte los, sobald er einen Jungen auf seinem Buckel spürte, aber er durchmaß die Reitbahn nie mehr als dreimal. Dann blieb er stehen und bockte und setzte sich erst wieder in manierliche Bewegung, wenn sein Reiter einen neuen Sechser bezahlt hatte. Das wußte er ganz genau: für einen Sechser brauchte er nur dreimal herumzutraben; er gab nichts zu. Der alte Griebenow ist als sehr reicher Mann gestorben; infolge glücklicher Terrainspekulationen flossen ihm Millionen zu: seine Töchter heirateten Grafen und Barone, und einer seiner Söhne führt einen schönen Grafentitel und trägt den Kammerherrnschlüssel eines herzoglichen Hofes. Aber auch auf dem Berliner Pflaster ist der Name des braven Alten nicht untergegangen. 1866 wurde eine neue Straße auf jenem Terrain, das ihm einst gehört hatte, Griebenowstraße getauft. Die Esel sind tot, doch ein kluger Hengst ist an ihre Stelle getreten. Hans hat indessen eine Nebenbuhlerin in der schönen Stute Rosa gefunden, die sich im Castanschen Panoptikum produziert und die der Direktor Dorn entdeckt hat. Rosa kann alles, was Hans kann; sie rechnet verblüffend gut, sie unterscheidet die Farben, sie ist von fabelhafter Intelligenz. Aber sie „denkt“ natürlich ebensowenig wie Hans . . .

Was ist uns L i p p e? . . . Viel. Man sollte es nicht glauben: Lippe steht auf der Tagesordnung; überall wird nur von Lippe gesprochen, in den Gesellschaften, beim Fünfuhrtee, in den Theaterfoyers, und wenn sich zwei Bekannte auf der Straße

treffen, fragt sicher der eine: „Na, was sagen Sie bloß zu Lippe?“ ... Ich habe im Lippeschen Lande einen guten Freund, der schrieb mir kürzlich: Der verstorbene Grafregent habe viel Sympathien gehabt, und Graf Leopold sei ein prächtiger Mensch, und ganz gewiß, nach Gesetz und Recht müßte es nun einmal gehen, aber „wenn die Schaumburger wieder herkommen könnten, es wäre doch am besten“. Er schrieb nicht, warum, aber er fügte hinzu: „so denken viele; sie sagen es bloß nicht, weil das (den folgenden Ausdruck unterdrücke ich) Telegramm sie geärgert hat. ...“

Daß der verstorbene Grafregent eine außergewöhnlich sympathische Persönlichkeit war, kann ich bezeugen. Der Zufall hat mich mehrfach mit ihm zusammengeführt, einmal in einer kleineren Gesellschaft in Posen, zu einer Zeit, da er noch auf seiner Herrschaft Neudorf bei Bentschen residierte. Neudorf war ein großer Besitz, aber mehr umfang- als ertragreich; es gehört zu jenen Gütern zwischen Reppen und Posen, von denen man sagt, sie trieben gewöhnlich zur Hälfte durch die Luft, weil jeder Windstoß den dürren Sand in die Weite trägt. In Neudorf hielt Ernst zur Lippe-Biesterfeld bescheidenen Hof in einem bescheidenen Herrenhause, das man freilich Schloß nannte wie jedes Herrenhaus in der Mark, das aber mit seinen von wildem Wein umsponnenen Mauern mehr einer Villa glich. Der Nachfolger des Grafen Neudorf, ein ehemaliger Leibgardehusar, der aus vollem Säckel eine hübsche Summe für die Klitsche bezahlt hat, war mit dem Herrenhause nicht zufrieden und hat sich ein stattlicheres Heim geschaffen. Aber auch in Neudorf vergißt man den alten Grafen sicher nicht so bald. Der „alte“ Graf ist nur zweiundsechzig Jahre geworden, doch schon vor einem Dezennium hieß er der alte. Er sah eigentlich immer älter aus als er war; das schwere Leiden, das ihn beständig an den Rollstuhl fesselte, mochte daran schuld sein. Wenn Graf Ernst einen Fehler gehabt hat, so war es wirklich nur der einer allzu großen Güte. Im übrigen war er ein tadelloser Edelmann, einer von der alten Art, die von ihrer Frömmigkeit nicht viel Wesens machen, die aber stark in ihrem Glauben sind.

Noch einen andern Lippe habe ich persönlich gekannt: jenen Grafen Erich, der sich zum Regenten des Fürstentums proklamiert und seinen Freund Wurmb zu seinem Bevollmächtigten ernannt hat. Freilich, es ist lange her, daß ich dem Grafen Erich zum letzten Male die Hand geschüttelt habe. Damals stand er noch bei den Franzern in Berlin und war ein vergnügter junger Leutnant, der es gern hörte, wenn man ihn Erlaucht titulierte, aber sonst keinerlei Prätentionen hatte. Dann erbte er und ließ sich zu den Magdeburger Kürassieren versetzen, und schließlich nahm er den Abschied und heiratete ein liebes vortreffliches Mädchen aus dem kleinen Bürgerstande. Das machte seinem Herzen gewiß alle Ehre, aber den Verwandten war das Fräulein Marie Schröder doch nicht so recht, und da war denn der Herzog von Meiningen so liebenswürdig und streifte der Gräfin alles Bürgerliche ab und machte sie zu einer Freifrau von Saalberg.

Man hat über die merkwürdige Regentschaftsübernahme des Grafen Erich viel gelacht und gespöttelt. In der Tat hat Graf Erich gar kein Recht, sich mit Aplomb in die Brust zu werfen; anders ist es schon mit seinem Vetter, dem Grafen Georg, dem Chef der Weißenfelder Linie. Die Genealogen haben viel zu buddeln, und am meisten buddelt um diese Zeit wohl der Fürstlich Schaumburgische Kammerherr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz, einer unserer tüchtigsten Kenner auf dem vielverzweigten Gebiete der Adelsgeschichte, zugleich einer, der für die Schaumburger die entlegensten Archive von unten nach oben gekehrt hat, um das Gespenst im Hause der Biesterfelder zu finden. Nun hat er es glücklich: Modeste und ihr Herr Vater sind heraufbeschworen worden — und wer in Berlin von Lippe spricht, spricht auch von der sanften Modeste. Da wird hin- und hergestritten, und die ganz Freien und äußerst Liberalen lächeln von obenherab und meinen: Lieber Gott, daß man sich im zwanzigsten Jahrhundert noch um solchen Plunder streiten kann! — Es hat ja zweifellos seine zwei Seiten, aber auch Hausgesetze sind dazu da, daß sie gehalten werden, und wenn es sich um eine Erbschaft handelt, wird selbst ein „liberaler" Mann nicht zögern, seine Ansprüche geltend zu machen. Im Zukunftsstaate

wird's ja keinen Adel mehr geben; da hören derlei Recherchen von selbst auf. In Frankreich warf die Revolution den Adel über Bord, und als sich die Wogen ein bißchen beruhigt hatten, nahmen auch viele Bürgerliche den Adel „einseitig" an, und wer Delavigne und Dumartin geheißen hatte, schrieb sich nun de Lavigne und du Martin.

Wenn ich von Lippeschen Dingen rede statt von Berlinern, so kommt dies daher, weil Lippe derzeit Berlin beherrscht. Hie Bückeburg, hie Detmold! — es ist wie der Schlachtruf Hie Welf, hie Waiblingen! Der Ausdruck „eine Lippe riskieren", erhält tiefere Bedeutung, und sagt einer zum andern: „verbiestere dir nich", so klingt das wie eine anmutige Anspielung an aktuelle Geschehnisse. Aber auch an kleineren Sensatiönchen fehlt es nicht. Das Verbot von Blumenthals „Totem Löwen" wird noch immer glossiert. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß sich zur Hamburger Erstaufführung des Dramas eine große Anzahl Berliner Kritiker und ein guter Teil unseres Stamm-Premierenpublikums eingefunden hatte. Nun wird die Neugier von neuem wach. Es ist zweifellos richtig, daß die Zensur für Blumenthal gehörig an die große Glocke geschlagen hat. Im übrigen können aber gerade wir in Berlin uns über Zensurbelästigungen wenig beklagen. Die beiden polizeilichen Theaterdezernenten, die Herren Possart und von Glasenapp, verwalten ihr immerhin schwieriges Amt durchaus in vernünftigem Sinne.

1905

Allerlei vom Hofdienst — Diners beim japanischen Gesandten, dem spanischen Botschafter und beim Minister Möller

20. Januar

Wie in allen großen Städten, so gliedert sich natürlich auch in Berlin das Gesellschaftsleben nach Art, Rang und Kaste. Voran marschiert die Hofgesellschaft. Die Übersiedlung des Kaiserpaares in die Residenz ist erfolgt, die Hofansage erlassen worden. Nun beginnt die große Flutwelle, die sich aus der Provinz nach der Hauptstadt wälzt. In Berlin selbst ist immer nur ein Teil der sogenannten Hofgesellschaft seßhaft: Fürstlichkeiten, hohe Militärs, die Diplomatie, die diensttuenden Hofchargen. Aber auch draußen in der Provinz wohnen hoffähige Leute, vor allem der ganze adlige Großgrundbesitz, der auch mit dem Kammerherrnschlüssel klappern und mit dem Zeremonienmeisterstabe aufwarten kann. Und diese Majorats- und Rittergutsbesitzer haben meist Töchter, die in einer Hofsaison einen holden Traum von Licht und Sonne sehen, was bei den geehrten Eltern durchaus nicht immer der Fall ist. Es gibt freilich ergraute Höflinge, die in keiner anderen Luft atmen zu können vermeinen und die wahrhaftig auch in den Sielen zu sterben gedenken, obschon sie es durchaus nicht nötig haben, zeitlebens im goldgestickten Rocke einherzuwandeln. Aber draußen in der Provinz denkt man rustikaler. Gewiß: es ist nicht nur eine Ehre, in die unmittelbare Nähe des Kaiserpaares kommen zu können — es ist auch höchst unterhaltend, gelegentlich ein-

mal eine Hoffaison mitzumachen. Trotzdem: man wird älter und schwerfälliger, Glanz und Gleiß locken nicht mehr, die Not der Zeit will auch berücksichtigt werden — da opfert man sich wirklich nur für die Töchter, wenn man sich zu einer Hoffahrt nach Berlin entschließt. Ständige Winterheime in der Hauptstadt besitzen nicht allzu viele, eigene Palais die wenigsten. Man wohnt meist in den großen Hotels, zuweilen in Familienpensionen; gute Geschäfte macht auch Herr Markiewicz, der bekannte Möbelfabrikant, der ein paar Dutzend Häuser besitzt, in denen er vollständig möblierte, bis auf Salzfaß, Bratpfanne und Aschbecher „komplett" eingerichtete Wohnungen auf Wochen und Monate vermietet. Hat man sich installiert und sind Konfektioneuse und Hutmacherin in Nahrung gesetzt worden, so beginnen die Besuche; bei der Gräfin Brockdorff und dem Grafen Eulenburg werden die Karten abgegeben, dann geht es zu Bekannten und Verwandten, zu den Ministerien und auf die Botschaften, von einem zum anderen. Vater seufzt mannigmal; er muß auch noch in das Herrenhaus oder in den Landtag, zu Budgetkommissionen, zu Fraktionssitzungen, zum Liebesmahl beim Regiment seines Sohnes, zu einem Festessen alter Kameraden; ein leichtsinniger Nachbar schleppt ihn mit auf eine nächtliche Bummelfahrt, bei der alle ländliche Moral in die Brüche geht: Vater stöhnt zuweilen. Aber Mutter und Tochter strahlen — welche Fülle von Abwechslung bietet dieses köstliche Berlin! Und dann hat sich ein Kammerjunker gefunden, der so merkwürdig verliebte Augen zu machen weiß und dem Töchterchen auf dem letzten Hofball so heftig die Hand gedrückt hat, daß es ganz rot geworden ist — und da besagter Kammerjunker zugleich von gutem Adel und Fideikommißbesitzer in Westpreußen ist, so begünstigt auch der strengere Vater den beginnenden Flirt . . . Übrigens: man glaube nicht, daß so ein fröhlicher Kammerjunker im höfischen Dienste ein Dasein führt, um das ihn männiglich beneiden kann. Durchaus nicht. Der Kammerjunker steht auf der untersten Stufe der Jakobsleiter, die bei Hofe zur Sonne führt. Zum Hofdienst gehört nun immer besondere Neigung und Veranlagung, gehört ein großes Maß von Vorliebe, auch ein gewisses angeborenes Talent. Ich hatte einen lieben Freund,

der auf Wunsch seines alten Vaters in die Dienste einer Prinzessin trat. Das sollte nur etwa acht Wochen währen, aber es dauerte nicht länger als vierzehn Tage: da hatte er die Geschichte satt, da war er grob geworden, wo er hätte ersterbend höflich sein müssen, da hatte die Prinzessin zu ihrem Hofchef geäußert: auf die Mitwirkung dieses Kammerjunkers verzichte sie für alle Zeiten. Er verzichtete gleichfalls; das ist eine Reihe von Jahren her; er hat niemals den Kammerherrnschlüssel erhalten und ist für den höfischen Dienst rettungslos verloren. Das kommt vor.

Ich sagte schon: auch bei Hofe ist die Arbeit groß. Es gibt freilich Chargen, die nichts als Ehre und Würde sind. Aber auf den diensttuenden Herren ruht eine ungeheure Last. Der Fernerstehende ahnt gar nicht, wie gewaltig die Arbeit ist, die beispielsweise der Oberhof- und Hausmarschall zu bewältigen hat und die zuweilen auch in die Tätigkeit anderer Oberhofchargen eingreift, wie des Oberstallmeisters, des Oberstjägermeisters, des Generalintendanten der Königlichen Schauspiele. Für die großen Feste hat die Tradition freilich eine gewisse Schablone geschaffen, von der man ungern abweicht. So beispielsweise für das Kapitel des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, mit dem die Investitur der neuen Ritter verbunden ist; der Leiter der Zeremonien ist in diesem Falle der Vizeoberzeremonienmeister Graf Kanitz, der zugleich Sekretär des Ordens ist; für die feierliche Musik hat vor einigen Jahren Herr von Chelius neue Weisen nach alten Motiven komponiert. Auch das große Krönungs- und Ordensfest am 22. wird sich im allgemeinen nach hergebrachter Überlieferung abspielen. Geladen werden dazu außer den neu zu dekorierenden Personen auch diejenigen, die im Vorjahre dekoriert worden sind; vorgestellt werden dagegen nur die neuen Ritter vom Roten Adler, des Kronen- und des Hohenzollernschen Hausordens. An die Vorstellung schließt sich im Rittersaal die erste große Cour, der ein feierlicher Gottesdienst in der Schloßkapelle und hierauf die Tafel im Weißen Saale folgt.

Inzwischen haben auch in der Diplomatie die Feste begonnen. Das erste größere Diner beim japanischen Gesandten nach dem Falle von Port Arthur fand am Dienstag abend

statt. Es zeichnete sich dadurch aus, daß in der Unterhaltung die politischen Vorgänge fast gar nicht berührt wurden, und daß von bekannten diplomatischen Persönlichkeiten nur der englische Gesandte mit seinem Marineattaché, der schwedische Gesandte und Staatssekretär von Tirpitz anwesend waren. Ein kleineres Diner beim spanischen Botschafter vereinigte einige Tage vorher einen engeren Kreis von Geladenen in der Wohnung des Dr. Ruata y Sichar in der Regentenstraße. Von Mitgliedern der Botschaft selbst waren nur noch der Militärattaché Oberst Graf Peñon de la Vega und der erste Sekretär Graf Castellano geladen worden; außerdem der greise, noch wunderbar rüstige Graf Lanza di Busca, der französische Botschafter Monsieur Bihourd, der dänische Gesandte Baron Hegermann-Lindencron, der niederländische Gesandte Jonkheer van Tets, der neue chilenische Gesandte Dr. Pinto, Justizminister Schönstedt — die meisten mit ihren Damen —, und noch einige Legationssekretäre und Herren der Berliner Gesellschaft. Beim letzten Diner des Ministers Möller, dem der Kaiser beiwohnte, hatten auch Vertreter der Industrie und Finanz Einladungen erhalten, so die Geheimräte Rathenau, Herz, Schlutow und Siemens. Still geht es diesjährig naturgemäß auf der russischen Botschaft zu. Auf der englischen hatte sich eines der beliebtesten Mitglieder, der Attaché Mr. Patrick de Bathe, für einige Zeit nach der Heimat beurlauben lassen, um dort fröhliche Hochzeit zu feiern; er ist nunmehr mit seiner jungen Gattin, geborenen Wood, nach Berlin zurückgekehrt und hat in der Friedrich-Wilhelm-Straße ein Quartier bezogen.

Wildenbruchs sechzigster Geburtstag — Hofball — Menzel †

10. Februar

Sechzigste Geburtstage pflegt man im allgemeinen nicht offiziell zu feiern. Aber es gibt Ausnahmen. Als Spielhagen sechzigjährig wurde, gab man ihm ein großes Bankett, und der Kultusminister hielt eine schöne Rede, in der er dem Gefeierten nachrühmte, daß er die Hexe Politik als „holde Fee" in die Literatur eingeführt habe. So haben wir auch bei

Ernst Wicherts sechzigstem Wiegenfeste kräftig getoastet und in kleinerem Kreise bei manchem anderen uns liebgewordenen Kollegen von der Feder, der in das sechste Jahrzehnt seines Lebens trat — und so haben wir neulich auf Wildenbruchs Wohl getrunken, der zum Erstaunen der Welt nun auch sechzigjährig geworden ist.

Er wohnt noch immer in demselben behaglichen Heim, das er bezog, als er Karl Maria von Webers liebenswürdige Enkelin zum Altar geführt hatte: eine hübsche weitläufige Wohnung, die aber den Vorzug hat, ganz und gar des modernen Prunks an Stuck, Gips und dickbäckigen Plafondengeln zu entbehren. In dieses Heim hat die neue Richtung nicht Einzug gehalten: weder van de Velde noch Maple noch Chippendale; dafür stecken in den behaglichen alten Möbeln tausend Erinnerungen, und von den Wänden herab grüßen liebe Gesichter — da das Porträt des Freischütz-Komponisten über einem Jugendgemälde Böcklins — da das Max Maria von Webers, des sächsischen Eisenbahnministers und Poeten des rollenden Flügelrades — da das des Prinzen Louis Ferdinand, den Willibald Alexis den „preußischen Alcibiades" taufte, des Großahns unseres Dichters. Wildenbruch ist der einfache Mensch geblieben, der er immer war. Ruhm und Ehren haben ihn ebensowenig zu hochmütiger Selbstschätzung verführen können, wie ihn manche bittere Erfahrung seines Lebens grämlich und verdrossen machen konnte. Er hat sich auch seinen Charakter bewahrt — durch alle Phasen königlicher Gunst und zeitweiliger Ungnade, zu Zeiten, da man ihm den Lorbeer spendete und da vergiftete Geschosse ihn trafen: immer blieb er sich selber treu. Immer wahrte er sich die reine und starke Lauterkeit seines Wesens und sein warmes gütiges Menschenherz.

Hofball! — An tausend Einladungen waren für den gestrigen (Mittwoch) Abend ergangen: nicht allzu viel — die Galaräume des Schlosses haben oft mehr als die doppelte Anzahl an Gästen beherbergen müssen. Aber es ist vieles anders geworden gegen früher; seit die Büfettabspeisung aufgehoben worden ist und damit der Kampf um ein Glas Sekt und eine Hummerschere, hat das Hofmarschallamt sich auch all-

gemach von der Sitte der Masseneinladungen getrennt und dafür noch ein Ballfest mehr eingeschoben. Wie gewöhnlich ging dem Ball am Tage vorher eine Generaltanzprobe als fröhliche Einleitung voran. Auch das war nicht immer so; aber ich gestehe zu, es ist zweckmäßig: die neu eingeführten Tänze, wie die „Gavotte-Quadrille“, die „Alte Française“, die „Prinzen-Gavotte“, verlangen eine gewisse Einstudierung, wenn sie glücken und sich nicht in ein unentwirrbares Chaos auflösen sollen. Zu Zeiten des alten kaiserlichen Herrn hatte ich einen Vetter, der auf unbegreifliche Weise zu dem Amte eines Vortänzers gelangt war; man sagte, eine lustige kleine Intrige habe dabei mitgespielt. Jedenfalls eignete mein Vetter sich zu allem, nur nicht zum Vortanzen; er war baumlang, schwipp von Figur und wußte nie so recht, was er mit seinen Gliedmaßen anfangen sollte. Aber er ging kühn ans Werk und tanzte auf dem Hofball den ersten langsamen Walzer auf seine Weise: durchaus außer Takt und mit so hofungemäßem Schwenken und Schlenkern der langen Arme, daß die Zeremonienmeister und Kammerherren vor krassem Schreck erstarrten und eine der jüngeren Prinzessinnen hell auflachte. Mein Vetter aber war einmal im Zuge; er achtete nicht auf das ihm zugeflüsterte „Aufhören!“ — er tanzte weiter, unbekümmert um die Rhythmen der Musik, immer unter dem mittleren Kronleuchter herum, der ihn gewissermaßen in seinem Bann hatte und unter dem er nicht fortkam. Nun lächelte man schon allgemeiner; Herzog Elimar von Oldenburg machte den Prinzen Friedrich Carl auf den merkwürdigen Leutnant aufmerksam, und schließlich wurde auch der Kronprinz aufmerksam und endgültig sogar der Kaiser. Höfische Etikette schwanden für eine kurze Weile; das Menschliche siegte; so vergnügte Fürstlichkeiten hat man selten zusammen gesehen: mein Vetter errang einen vollen Erfolg. Die Bitterkeit kam freilich nach; er wurde erbarmungslos seines Vortänzeramts enthoben, bekam aber dafür einen Orden. Keinen preußischen, sondern den eines kleinen Fürstentums, der indes auch recht niedlich aussah. Der Herrscher jenes Fürstentums war nämlich gleichfalls anwesend und soll geäußert haben: jeder Wagemut verdiene seine Belohnung . . .

Das ist heute nicht mehr möglich. Das Zeremoniell ist strenger geworden. Im Weißen Saale überwacht Herr von dem Knesebeck die Ordnung. Sie ist immer die gleiche. Der Rundgang währt nicht allzu lange; die Allerhöchsten Herrschaften begrüßen diesen und jene, richten an einzelne ein freundliches Wort — dann ertönen die ersten Walzerklänge und die beiden Vortänzer: Graf Pfeil von dem Gardedukorps und Herr von Lieres vom ersten Garderegiment, walten ihres Amtes. Bei dem Menuett der Königin bilden Prinz August Wilhelm und Prinzessin Antoinette Anna von Anhalt das erste Paar vor dem Thron. Aber auch die übrigen Prinzen und Prinzessinnen beteiligen sich lebhaft am Tanze: Alexandra Viktoria zu Schleswig-Holstein, die Prinzessinnen Olga Schönburg und zu Sayn-Wittgenstein, die Prinzen Friedrich Wilhelm, Thurn und Taxis, Salm, Wied, Ratibor, der Herzog von Koburg, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz usw. Um elf Uhr wurde soupiert, dann begann der Tanz von neuem und fand in der ersten Morgenstunde mit dem Dittersdorfer Schlußreigen sein Ende, der zu dem Kostümfest vor acht Jahren einstudiert wurde und seit jener Zeit immer den Kehraus bildet.

Das Gesamtbild glänzend und farbenbunt wie stets, würdig des Pinsels eines Menzel. Aber der greise Menzel liegt krank daheim — und da ich diese Zeilen schreibe, tönen von der Straße herauf die Ausrufe der Extrablattverkäufer an mein Ohr: Menzel ist tot! Die Feder sinkt; was wir an ihm verloren, dem letzten Großen einer Zeit, die in ihrer krittelnden Nörgelsucht keine neue Größe mehr aufkommen läßt, ist nicht in wenigen Worten zu sagen.

Der Salon Schleinitz — Empfangsball bei den Bülows

13. März

Seit dem Tode des Grafen Alexander Schleinitz, des ehemaligen preußischen Hausministers, sind die großen Salons bei uns selten geworden, in denen sich Hof, erste Gesellschaft, Kunst, Wissenschaft und Literatur zu weitem und doch engem Kreise zusammenfinden. In der scharf bureaukratischen

Luft der Hauptstadt hielt man bis zum französischen Feldzuge noch strenger als heute auf Absonderung der Kasten und auf standesgemäße Gliederung. Der Schleinitzsche Salon war eigentlich der erste, der mit seiner gesellschaftlichen Zusammensetzung eine Bresche in die Vorurteile legte, die gerade von einer bestimmten Partei des Hofadels — es war die sich um den Grafen Nesselrode gruppierende — mit großer Zähigkeit gepflegt wurden. Die Öffentlichkeit weiß von dem Grafen Alexander Schleinitz im allgemeinen wenig mehr, als daß er 1848 an Heinrich von Arnims Stelle das Portefeuille des Auswärtigen übernahm und es bereits nach acht Tagen wieder niederlegte, um als Vertreter Preußens nach Hannover zu gehen. Seine Ministerposten waren immer von denkbar kurzer Dauer. 1850 trat er neuerdings als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Brandenburg ein, gab es indessen nach wenigen Wochen an Radowitz ab; unter der Ära Hohenzollern-Auerswald versuchte er es nochmals mit dem Auswärtigen, legte es aber im Herbst 1861 abermals nieder, um nunmehr das Ministerium des Königlichen Hauses zu übernehmen, das er — nachdem ihm kaiserliche Huld 1879 den persönlichen Grafenstand verliehen hatte — bis zu seinem Tode im Februar 1885 beibehielt.

Um so bekannter war der Salon Schleinitz, den die kluge und geistreiche Gattin des Ministers, Gräfin Maria, geborene von Buch, nicht nur der Gesellschaft im höfischen Sinne, sondern auch allen denen offenhielt, die auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete sich durch ihr Schaffen einen Namen erworben hatten. Es wird der Gräfin Schleinitz (die sich in zweiter Ehe mit dem Botschafter Grafen Wolkenstein vermählte) immer zum höchsten Ruhme verbleiben, daß sie eine der ersten Vorkämpferinnen für den Genius Richard Wagners war: zu einer Zeit, da man für den Komponisten des „Tannhäuser“ in weiten Kreisen nicht viel mehr als spöttisches Lächeln und Achselzucken übrig hatte. Auch der Name Böcklin wurde hier in Berlin so recht eigentlich erst durch den Schleinitzschen Salon bekannt: es waren jene Tage künstlerischen Banausentums, denen die Gärung folgen sollte — und es war merkwürdig genug, daß dieser revolutionäre Odem gerade vom Salon des Hausministers ausging.

Nun ist, dank der Liebenswürdigkeit und den vielseitigen Interessen einer anderen geistreichen Frau, uns ein zweiter Salon geschaffen worden, der dem unvergeßlichen Schleinitzschen Hause insofern ähnelt, als auch in ihm sich neben den Vertretern der Geburtsaristokratie und des Schwertadels, neben der hohen Beamtenschaft und den mehr oder minder ragenden Säulen des Parlamentarismus die Vertreter von Kunst, Wissenschaft und Literatur zusammenfinden. Man kann sich nur von Herzen darüber freuen, daß Graf und Gräfin Bülow in der Anerkennung des Talents sich nicht durch soziale oder politische Bedenken beeinflussen lassen: daß sie den Dichter der „Weber" ebenso gastfrei in ihrem Heim und an ihrer Tafel begrüßen wie den poetischen Verherrlicher des Hohenzollernhauses; ob Hauptmann, Wildenbruch, Sudermann, Fulda, ob Leoncavallo oder Humperdinck, ob Werner oder Liebermann: in den Privatsoireen im Reichskanzlerpalais schätzt man weniger die „Richtung" als die Begabung . . .

Am gestrigen Sonnabend fand bei der Gräfin Bülow der erste diesjährige Empfangsabend statt. „Von 9½ Uhr ab" stand auf den Einladungskarten — und um diese Stunde stauten sich denn auch die Equipagen und Droschken in dem kleinen Auffahrtshofe des altberühmten „Palais Radziwill". Dieser Teil der Wilhelmstraße gilt noch heute als das vornehmste Viertel der Residenz. Hier liegen die englische Botschaft, jenes reizende kleine Hotel, das sich einst Strousberg auf der Höhe seines Erfolges erbauen ließ — das Pringsheimsche Haus mit seinem schönen Mosaikfries, den Salviati in Venedig nach Zeichnungen Anton von Werners ausführte — das ehemalige Palais des Prinzen Georg, unter Friedrich Wilhelm I. von Gerlach erbaut — das alte Schwerinsche Palais, nun Ministerium des Königlichen Hauses; weiter das Reichsamt des Innern, das Justizministerium, die Neubauten für das Geheimkabinett der Zivilangelegenheiten, für das Staatsministerium und die Generalordenskommission; das Palais des Fürsten Pleß, Anfang der siebziger Jahre von dem französischen Architekten Destailleurs im Stile Ludwigs XIII. aufgeführt, und daneben die Reichskanzlei. Der Palast wurde um 1744 erbaut und kam in den

Besitz der Radziwills durch den ersten der alten litauischen Fürstenfamilie, der vermöge seiner Heirat mit der einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen in preußische Dienste trat. 1875 wurde das Innere von Moerner ausgebaut, und noch webt durch die schönen Räume ein Odem, allen Zeiten trotzend, das Andenken an den ersten Kanzler des Reiches, der das Palais bis zu den denkwürdigen Märztagen 1890 bewohnte . . .

Unser Wagen hält in der Portaleinfahrt. Ein Jäger öffnet den Schlag, ein Portier in reicher Livree die Tür. Obwohl am gleichen Abend ein großes Fest beim Fürsten Henckel-Donnersmarck stattfindet, sieht man doch schon im Treppenhause des Reichskanzlerpalais, daß auch hier die meisten der Geladenen dem liebenswürdigen Rufe gefolgt sind. Die Roben rauschen, unter den Spitzen der Kopftücher glitzern Brillanten, hier und da enthüllt schon das Pelzwerk des Sortie de Bal eine weiße Schulter. Bekannte Gesichter gleich beim Eintritt; ein paar befreundete Offiziere, ein Diplomat, ein fröhlicher Malersmann, ein englischer Journalist . . . Im Vorzimmer bilden zwei Reihen reich gallonierter Diener, mit dem Adler des Reiches auf der goldgestickten Livree, Spalier. Sie gehören zum Inventar der Reichskanzlei; unter Bismarck erzählte man, daß der Führer einer exotischen Gesandtschaft dem ersten der Lakaien herzlichst die Hand geschüttelt habe, in der Meinung, hinter dem vergoldeten Menschen stecke eine hohe Hofcharge.

Im Vorzimmer empfängt Graf Bülow seine Gäste, im Frack mit dem Bande des Schwarzen Adlers, strahlend vor Gesundheit und Liebenswürdigkeit, jedem einzelnen die Hand drückend, mit den meisten persönlich Bekannten auch noch ein rasches Begrüßungswort wechselnd. In dem Saale dahinter haben sich die Gäste bereits versammelt; den Mittelpunkt des bunten Hin und Her bildet die Gräfin in lichtkastanienbrauner Brokatrobe mit goldgestickten Bordüren, im dunklen Haar ein paar blitzende Brillantsterne. Dem Zauber, der von ihrer Persönlichkeit ausgeht, kann man sich schwer entziehen. Wie in ihrer anmutigen äußeren Erscheinung, so verleugnet sie auch in ihrem Sichgeben keinen Augenblick die Italienerin; sie ist ungemein lebhaft, aus dem klugen Auge sprüht ein unruhiger Geist, der Mund lächelt

gern und weiß reizend zu lächeln. Auch sie begrüßt jeden einzelnen. Herr von Schwarzkoppen und Baron Loebell vereinigen sich in dem nicht ganz leichten Geschäft, die noch nicht persönlich Bekannten vorzustellen. Dann teilen sich die Gruppen. Man wandert weiter: durch den weißen Saal, in dem ehemals der Berliner Kongreß über den Frieden Europas beschloß und in dem jetzt die Büfetts aufgeschlagen sind und eine Kapelle konzertiert — durch den Bibliothekssaal mit seinen bücherbekleideten Wänden und in das Arbeitszimmer des Reichskanzlers mit seinen mancherlei intimen Erinnerungen. Überall findet das suchende Auge des Interessanten viel: da ein paar Jugendbilder von Lenbachs Hand, da ein Geschenk des Papstes: die unter der Regierung Leos XIII. geschlagenen Gedächtnismünzen, in einem zierlichen Paravent aus vergoldetem Pergament vereinigt — da ein Porträt des Zaren mit seiner eigenhändigen Unterschrift, da wieder ein paar in Rahmen gefaßte Ansichtspostkarten, die der Kaiser von dieser und jener Reise an seinen Kanzler schickte: darunter eine aus dem Hafen von Helgoland, lautend: „Herzlichen Gruß — Wilhelm", drei Worte, die jeder Autographenjäger mit Gold aufwiegen würde. Nichts von Pracht und Prunk in den Zimmern, mehr Ernst als lichte Heiterkeit, aber gute Bilder an den Wänden und auch sonst mannigfache Kunstschätze; im ehemaligen Arbeitszimmer Bismarcks alles, wie es dereinst gewesen ist . . .

Die Fülle nimmt zu. Namentlich im Kongreßsaal drängen sich die Besucher: zahlreiche Uniformen, die Damen in großer Toilette und reichem Schmuck, die Herren vom Zivil in Frack und Ordensdekorationen. Von der auswärtigen Diplomatie fallen die Chinesen auf; der Gesandte spricht so vortrefflich deutsch, daß man ihn für einen geborenen Berliner halten könnte; mit seinem ersten Attaché radebrecht ein junger Leutnant in der Erinnerung an die chinesische Expedition in den Lauten des himmlischen Reiches. Überhaupt ein Sprachengewirr wie beim Turmbau zu Babylon: französisch, englisch, ungarisch, spanisch, italienisch, chinesisch, japanisch, rumänisch, türkisch . . . Der japanische Gesandte mit seiner Gattin ist Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Man wird sich erst daran gewöhnen müssen, was diese

unscheinbaren, kleinen, gelbhäutigen Leute für die Zukunft der Welt bedeuten. Gestern strahlte der Japaner; wer kann es ihm verdenken! — Da kommen die Minister, Graf Posadowsky mit seinem fabelhaft charakteristischen Kopf — Dr. Studt mehr schlecht-bürgerlich als Hofmann mit seiner liebenswürdigen Gattin — die lange Exzellenz Möller, Herr von Budde, der einzige Minister, den auch der Freisinn gelegentlich lobt, Herr von Rheinbaben, Herr von Richthofen. Der schlanke Herr mit dem weißen Schnurrbart in dem jugendlichen Gesicht ist der General von Schubert, die blonde Dame neben ihm seine Gattin, eine Tochter Stumms. Generaloberst Graf Schlieffen spricht mit dem neuen Kommandeur der zweiten Gardedragoner Grafen Roedern; General von der Planitz, General von Keller und Oberst Graf Schulenburg bilden eine andere Gruppe. Das Matuschkasche Ehepaar tritt an das Büfett: der Graf ganz der Typus eines Amerikaners; da ist auch die Gräfin Sascha Schlippenbach, da die Gräfin Bethusy-Huc, da sind die Komtessen Dohna, Frau Generalkonsul Schwabach, geborene von Schrödter, Frau von Bethmann. Jüngere Offiziere in hellen Haufen, auch ein Einjährig-Freiwilliger in Gardedragoneruniform, ein Neffe des Hausherrn. Industrie und Finanz repräsentieren die Herren Goldberger, Landau, Siemens, Schwabach, Rathenau, Simon, die schönen Künste Meyerheim und Anton von Werner; selbstverständlich — Heinrich Grünfeld fehlt nicht, der Zauberer auf dem Cello — und da sehen wir auch Ludwig Pietsch, den Achtzigjährigen, der aus der Aufführung des „Oedipus" im Deutschen Theater kommt und noch zu einer zweiten großen Soiree will: ein Greis von wahrhaftig gottbegnadeter Rüstigkeit und zugleich das glänzendste Reklameobjekt für die immer größer werdende Gemeinde der Temperenzler. Vom Parlament war nicht nur die rechte Seite vertreten; den Freisinn verkörperte Dr. Mugdan, sehr wohl aussehend, als hätte er mit gutem Appetit zum Frühstück wieder ein Dutzend Sozialisten verspeist. Wer war noch alles da? Ja, du lieber Himmel, hundertundeiner! General von Rabe, General von der Schulenburg, Graf Carmer, Kammerjunker von Ledow, Exzellenz Lucanus, General von Werder; Gustav Freytags Witwe mit ihren beiden Töch-

tern, Frau von Trescow, Gräfin Beroldingen; Dr. Arendt, Herr von Böhlendorff-Kölpin, Geheimrat Hammann — je mehr ich nachgrüble, um so mehr schwirren mir die Namen durch das Hirn. Jedenfalls eine zahlreiche, glänzende und keineswegs einförmige Gesellschaft. Es war ein anregender Abend . . .

Nur noch ein Wort über die Toiletten. Da die drangvoll fürchterliche Enge der Empfänge schon bekannt ist, wird allzuviel duftige Pracht nicht entfaltet. Im Stil regiert die lange Schnebbentaille Louis seize, der weite, stumpfschleppige Rock; Schwarz und die Funken der Paillettes überwiegen. Eine schlanke Bellona trug sogar eine Schlangenhaut aus sechsergroßen Kupferschuppen. Die dunklen Teppiche auf dem Parkett sahen aus wie nach einer Amazonenschlacht, so bestreut waren sie mit blauen, weißen, violetten, silbernen und goldenen Flittern. Die „Berte" kommt wieder zu Ehren. Ich sah sie aus Spitzen aller Art schlanke und volle Nacken umkleiden. Ein besonders schönes Exemplar aus bindfadenfarbiger Irländerspitze war mit smaragdgrünen und opalisierenden Plättchen und Tropfen ausgelegt; ein alt-brüsseler Tuch mit Brillantrivieren durchflochten; die „Berte" bildet einen köstlichen Rahmen für weiße Schultern und zieht das Auge an, ohne es zu zerstreuen. Ich liebe deshalb die „Berte". Ich liebe aber nicht die halblangen Puffärmel, die in ihrem Gefolge sind und die reizvolle Kontur des Oberarmes neidisch verschleiern. Nach Jahren strenger Askese ist der Schmuck als notwendige Toilettenbeihülfe wieder in seine Rechte getreten. Von der erwarteten Enge nicht bedroht, strahlten Tiaren und Krönchen, Busensträuße und vielreihige Halsbänder in wahrhaft infernalischem Glanz. Eine Dame besonders fiel durch die Zahl ihrer unschätzbaren Perlenschnüre auf dem allzu üppigen Busen, eine andere durch einen eigenartigen Schmuck von Diamanten mit hängenden Smaragdtropfen auf, der Diadem, Ohrgehänge, Halsschmuck, Miederdevant und Gürtelschließe umfaßte. Daneben sah man sonderbaren Urväterhausrat, z. B. ein Kopfband aus massivem Gold mit handgroßen Kameen: so etwa vier bis fünf Pfund schwer. Ein weinrotes Atlaskleid mit großen Knöpfen aus Rubinen und Diamanten und einapplizierten Mechelner

Spitzenmotiven erregte den Neid meiner Frau. Ein anderes, aus bläulich-rosa Brokat mit Sammetschleifen erklärte sie nicht für ihr Leben anziehen zu wollen, woraus ich schließe, daß es sehr häßlich war: mir hat es ganz gut gefallen; die Brünette, die es trug, hatte gar zu niedliche Grübchen. In den Frisuren waren Schmuckstücke, Blumen und Schleifen verschwenderisch verwendet. Die zarte Federaigrette, die mir gleichsam ein Symbol des leicht verfliegenden Gedankens im hübschen Köpfchen darunter scheint, fehlte leider. Schwer und matratzig schieben sich die Haarwellen über der Stirn vor; auf der Schädelhöhe thront unvermittelt ein Haarknubbel oder es bauschen sich unwirkliche Rouladen am Hinterkopf auf. Die Rautendeleinperiode war arg, aber die Tapeziermethode in der Coiffüre, die uns dieses Jahr bringt, ist auch nicht schön! . . .

Swoboda und die Berliner Operette

17. April

Der Heimgang Karl Swobodas lenkt wieder einmal die Gedanken an die Glanzzeit der Berliner Operette zurück. Freilich — von einer „Berliner" Operette kann man kaum sprechen; uns Norddeutschen hat es immer an leichtem Melodienfluß und an musikalischer Ausgelassenheit gefehlt. Aber dafür hat die Wiener und die Pariser Operette schwerlich anderswo so ausgezeichnete Interpreten gefunden wie bei uns. Als Anfang der sechziger Jahre die kecken Cancanweisen Offenbachs durch die Welt, in der man sich nicht langweilt, zu rauschen begannen, herrschte auf der ehemaligen Deichmannschen Bühne in der Schumannstraße bereits die Operette vor. Dies alte Friedrich Wilhelmstädtische Theater hat seine sehr interessante Geschichte. Es war ursprünglich nur eine Sommerbühne, und erst nach dem Umbau im Jahre 1850 erhielt Deichmann auch die Winterkonzession. In der Eröffnungsvorstellung im Mai des genannten Jahres dirigierte Albert Lortzing als neu engagierter Kapellmeister die Festouvertüre; seine „Beiden Schützen" und „Der Wildschütz" bildeten die musikalischen Intermezzi in jener Zeit, da die Petipa durch ihren Pirouettenwirbel die

Lebewelt Berlins in Entzücken versetzte. Deichmann brachte für seine Oper große Opfer, er hat auch manche Berühmtheit einführen helfen, wie beispielsweise Theodor Wachtel, der 1861 zum ersten Male als Postillon von Longjumeau sein hohes C in der Friedrich-Wilhelm-Stadt ertönen ließ. Neben der Spieloper wurden auch das Drama und Lustspiel nicht vernachlässigt. Deichmann brachte die Premiere der Freytagschen „Journalisten“ mit dem Komiker Ascher als Bolz und Gutzkows „Königsleutnant“, in dem Ascher den Thorane spielte. Dawison, Devrient, Haase, Sonnenthal, die Geistinger, Goßmann, Haizinger, Bognar erschienen auf seiner Bühne; mit den Volksstücken von Hopf, Salingré und Weirauch machte er auch dem Wallner-Theater erfolgreich Konkurrenz; Weirauchs Posse „Die Maschinenbauer von Berlin“, die seinerzeit viele hundertmal gegeben wurde, ist sogar in jüngster Zeit wieder ausgegraben worden.

Alles das wurde anders, als Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“ mit seinem Götterrummel und seinen parodistischen Spitzen auf das Napoleonische Kaiserreich nach Berlin gebracht wurde. 1860 erschien der „Orpheus“ auf der Bühne in der Schumannstraße, und nun verging kein Jahr, in dem die Pariser Erfolge Offenbachs sich hier nicht erneuert hätten. Ich erinnere nur an „Die schöne Helena“ (1865 von Ernst Dohm, dem damaligen Chefredakteur des „Kladderadatsch“, verdeutscht), an die „Schönen Weiber von Georgien“, an „Pariser Leben“ (1867) und „Die Großherzogin von Gerolstein“ (1868), die ungeheuren Jubel hervorriefen. Das Jahrzehnt von 1860 bis 70 gehörte in der Friedrich-Wilhelm-Stadt tatsächlich Offenbach, der hier in Thomas, Schindler, Neumann, Adolfi, Schulz, der Lina Mayer und der Rigéno ausgezeichnete Kräfte fand. Nach beendetem Feldzuge verkaufte Deichmann das Theater an den Verlagsbuchhändler Albert Hofmann, den Verleger des „Kladderadatsch“, der der Operette treublieb; neben Offenbach traten nunmehr Lecoq, Strauß, Suppé, Millöcker u. a. — es war die Glanzzeit der heiteren singenden Muse. Vom alten Stamme der Darsteller waren manche verblieben; neue Kräfte wurden dazu engagiert, unter ihnen Karl Swoboda, der rasch ein Liebling der

Berliner wurde: ein Operettentenor mit weicher schmiegsamer, nicht allzu umfangreicher Stimme, der zugleich ein vortrefflicher Schauspieler war und sich besonders auf eine glückliche Mischung darstellerischer Eleganz und parodistischer Übertreibung verstand. Um diese Zeit errangen die Wiener Komponisten an der Friedrich-Wilhelm-Stadt ihre großen und rauschenden Erfolge; „Die Fledermaus", „Boccaccio", „Cagliostro", „Der Karneval in Rom" usw. wurden zahllos oft wiederholt — an jeden Triumph knüpfte ein neuer sich an. Gewöhnlich stand Swoboda im Mittelpunkt der Darstellung, und um ihn scharte sich ein glänzendes Ensemble: Max Schulz, Brandt, Bollmann, Broda, Guthery, Elise Schmidt, Anna Preuß, Albertine Stauber, Helene Meinhardt, Jenny Stubel, Adele Krén. Als Regisseur erwarb sich damals Tetzlaff die ersten Lorbeeren. Nur selten löste die Posse die Operette ab. Der alternde Salingré feierte mit der „Reise durch Berlin in 80 Stunden" noch einen großen Triumph und erzielte mit seinen „Berliner Pickwickern" eine trostlose Niederlage. Für die Theatergeschichte ist jene Epoche insofern von Wichtigkeit, als im Frühjahr 1874 an dieser Stätte sich das Meininger Ensemble zum ersten Male den Berlinern vorstellte. Die Direktion Hofmann wurde durch Julius Fritzsche abgelöst; dann kam L'Arronge — und die alte Operettenherrlichkeit zerfiel. Ich glaube, Broda und Guthery sind die letzten aus jenen Tagen, die noch der Bühne angehören. Max Schulz und Brandt endeten im Irrenhause, die Stubel vergiftete sich, die kleine Krén starb früh an einem schleichenden Lungenleiden; nun ist auch der arme Swoboda von langem Leiden erlöst worden. Aber es scheint, als wolle die gute Zeit der Operette zurückkehren. Jahrelang war sie heimatlos bei uns; jetzt baut man ihr an drei Stätten neue Häuser.

Die Kronprinzen-Hochzeit

6. Juni

Von der Kronprinzenhochzeit würde ich lebhafter und angeregter erzählen können, wäre die Hitze in dieser sommerlichen Frühlingszeit nicht so mörderisch. In der Hauptsache sind mir ja freilich der Telegraph und der Festtagsspezialist

zuvorgekommen — aber in diesen Tagen kann man schon als patriotischer Mitbürger von nichts anderem plaudern als von den Rosen, die Berlin seiner einziehenden künftigen Landesherrin auf den Weg gestreut hat . . .

Der Gedanke ist reizend, ganz zweifellos. Es ist goldener Frühling ringsum im Lande; die Erde duftet, es blühen Flieder, Weigelien, Rotdorn und Pfingstrosen, die Saaten grünen, und über dem hoch aufgeschossenen Roggen schimmert schon das zarte Blond nahender Reife; der Laubwald prangt in herrlicher Schöne, die Kastanien tragen Kerzen, die Tannen junggrüne Sprossen, von den Wiesen herauf quillt mailiche Frische. Es ist Frühling, und der Frühling bringt unserm Herrscherhause eine neue Knospe, bringt unserm Kronprinzen die Gattin — da ist es recht, daß Berlin sich mit Rosen schmückt. Aber zwischen der poetischen Idee und der Tat, zwischen Gedanken und Ausführung liegt etwas Unangenehmes: das schnöde Metall. Der Stadtbaurat Hoffmann, ein Mann von ausgesprochen künstlerischem Geschmack, hatte mit einer bestimmten Summe zu rechnen — und gerade bei solchen Gelegenheiten kommt die Notwendigkeit, rechnen zu müssen, mit der guten Absicht, etwas Künstlerisches zu leisten, meist arg ins Gedränge. Rosen, wohin das Auge blickt — aber ach, die Rosen sind aus Papier und duften nicht! Die Linden eine Theaterdekoration: die übliche Mastenreihe mit Wimpeln und Fahnen und den Verbindungslinien grüner Girlanden. Zu den Girlanden nahm man Tannenreiser. Gut; die Tanne ist der Baum der Mark, und sein harzduftiges dunkles Grün bildet immer einen prächtigen Schmuck. Nur durfte man in dies Tannengrün nicht rote Rosen stecken. Rose und Nadelzweig vertragen sich nun einmal nicht — da hätte man Laubgirlanden wählen sollen. Und dann diese papiernen Rosen! Da, wo sie, in Körben vereinigt, die Fahnenmasten krönen, in größter Höhe und geschickter Gruppierung, kann die Illusion den harmlos sich freuenden Blick allenfalls noch über die knitternde Wirklichkeit hinwegtäuschen. Aber wo man sie in der Nähe aufgereiht sieht, wendet man sich besser wieder mit Schleunigkeit ab. Rosengewinde umkränzen auch das Opernhaus — da kann man kaum noch von

Theaterdekoration sprechen. Der Anblick ist geradezu unschön; er gleicht den Vorbereitungen für eine Illumination, zu der bereits die Gasröhren gezogen sind, auf die man in mathematischer Gleichheit ein paar tausend rote Glashütchen gesetzt hat. Vieles ist recht verfehlt. Fleißige Hände haben die alte Akademie bunt bemalt, grellgelb und leuchtend weiß, die Puppen auf der First lackiert, dazwischen Rosenkörbe und Tannengrün aufgehängt: die Farben schreien wie die Bannerfarben Mecklenburgs, das Blau-Gelb-Rot des Obotritenlandes. Mecklenburg kann freilich im Interesse zarterer Harmonien am Einzugstage seine alten Farben nicht ändern; aber in der Farbenpracht des Gesamtbildes hätte sich doch wohl eine feinere Abpassung ermöglichen lassen. Würdig präsentierten sich Beginn und Abschluß der Via triumphalis: hier das Brandenburger Tor in seiner köstlichen Formenreinheit, bis auf eine einzige Rosengirlande unter der Quadriga ohne weiteren Schmuck — und unten an der Schloßbrücke die Spreeschiffe mit ihrem buntbewimpelten Takelwerk und den von den Masten wehenden Fahnen . . .

Nun habe ich gesagt, was mir mißfallen hat; ich will aber auch ehrlich zugestehen, daß der scheckige Farbenzauber der Einzugsstraße bei rascher Durchfahrt einen ganz anderen Eindruck gewährt, als bei langsamem Dahinschlendern. Und er ist darauf berechnet, vom rollenden Wagen aus gesehen zu werden; da verschwinden die Einzelheiten, und nur die Wirkung des Ganzen bleibt, die sich naturgemäß durch das Leben auf den Tribünen und die auf- und niederflutenden Menschenwellen und schließlich durch den Prunk der Einzugszeremonie unendlich verstärkte . . . Ich möchte ein paar Momentbilder herausheben. Die Ehrenjungfrauen! O arme Jungfrauen, wie hat der ehrfurchtslose Spott der Berliner euch gehänselt, ehe ihr noch das festliche Gewand anlegen konntet, das Frau Bürgermeister Reicke für euch erdacht und gezeichnet hat! Dies Festgewand ist recht verschieden beurteilt worden; mir selber hat das weiße duftige Kostüm in seiner schlichten Einfachheit außerordentlich gut gefallen. Es war auch hübsch, daß man das Rosenthema im Äußern der anmutigen Gestalten wiederholte; die Mädchen

trugen Rosenkränze im Haar und in den Händen bandumflochtene Thyrsosstäbe, die durch Rosenketten miteinander verbunden waren. Das sah um so reizender aus, als die Jungfrauen, blonde und braune und schwarze, durchweg bildhübsche Gestalten waren — den Bürgermeister Reicke hatte bei der Auswahl sein Schönheitsgefühl nicht verlassen (gebe der Himmel, daß der Zorn der Zurückgesetzten ihn nicht noch nachträglich treffe!) ... Nun der Einzug selbst! — Seit zwei Stunden harrt man, dem Verschmachten nahe, auf der Tribüne. Die Luft flimmert förmlich, vor den glanzgeblendeten müden Augen tanzen die Landesfarben aller Nationen bunt durcheinander. Da endlich — immer mehr anschwellende tausendstimmige Hurrarufe, Trompetenschmettern und Trommelwirbel; dann der krachende Laut der auf dem Lustgarten gelösten Kanonen ... Voran die Postillione und die friderizianischen Trompeter, dann die Schlächter-Innung zu Roß. So war es vor alter Zeit, so ist es auch heute. Einer der wackeren Metzgermeister vertrug sich nicht mit seinem Gaule. Weiß der Geier, wie es kam — der Gaul wollte anders als sein Reiter — der Gaul bockte, und der Meister rollte zur Erde. Aber er tat sich nichts, er fiel sanft und machte dazu verwunderte Augen; dann schimpfte er leise. Alle übrigen hielten sich wacker, und manche waren dabei, die sahen sehr stattlich aus und saßen zu Roß, wie je ein Baronet aus dem Peerage Old-Englands ausritt zum grünen Plane oder zu fröhlicher Hatz. Ratatata, jetzt gewinnt das Bild an Farbe und Leben. Die Dragoner kommen, dann zwei Piköre in Scharlach, die vor den Sechsspännern mit der Suite kurbettieren; endlich die Gardedukorps in schwarzen Kürassen über den weißen Kollern — und nun die Einzugskarosse. Da ging der Jubel los — die Hälse wurden länger, man erhob sich auf den Zehen, die Köpfe reckten sich vor ... Ich meine, keine Photographie (wenigstens keine der zahllosen, die mir zu Gesicht gekommen) hat die reizvolle Anmut der Herzogin Cecilie wiedergegeben. Das Profil ihres Gesichtes ist wunderschön, sehr fein in den Linien, in dem köstlich gezeichneten Näschen, dem frischen Mund, dem etwas starken, von Energie zeugenden Kinn. Sie lauschte aufmerksam, als der Oberbürgermeister seine kurze,

— aber in ihrer Kürze ganz vortreffliche Begrüßungsrede hielt, und es war reizend, wie ein holdes Rot ihre Wangen färbte, als sie ihr Dankeswort sprach. Sie dankte für den „so schönen Empfang". Aber die lebendigen Rosen, die man ihr reichte, werden verblühen und die papiernen, mit denen man ihren Einzugswagen schmückte, werden zerreißen. Aber den Zauber der Stunde wird in der jungen Fürstin das Bewußtsein haften bleiben, daß das Volk von Berlin ihr aus begeisterungsfrohem und „trotz allem" treu monarchischem Herzen seine ganze Liebe entgegenbrachte . . .

Der Oldenburger Thronfolgestreit und der Graf von Welsburg

3. Juli

Ein gewisses persönliches Interesse für mich — sozusagen — hat der vom Grafen von Welsburg gegen den Großherzog von Oldenburg geführte „Thronfolgestreit", der übrigens auch von jenen Kreisen der Berliner Gesellschaft, denen der ehemalige Gardedukorps-Leutnant Graf Welsburg kein Fremder ist, mit lebhafter Anteilnahme verfolgt wurde. In meinem letzten Kadettenjahre, Anno 1873, war ich nämlich auch einmal Hofpage bei dem Herzog Elimar von Oldenburg, dem Vater des Grafen Welsburg, und ich bewahre noch pietätvoll ein kleines Geschenk von ihm, das mir der liebenswürdige Prinz damals als Andenken verehrt hatte. Herzog Elimar war viel mehr eine Poeten- als Soldatennatur, und auch von sogenannten Standesrücksichten hielt er nicht viel. Wie ich in den Zeitungen lese, ist dieser Tage in Wien eine Broschüre zugunsten des Grafen Welsburg erschienen; sie lag mir nicht vor, aber aus den Auszügen in den Blättern scheint mir doch, als gebe sie die Tatsachen ziemlich einseitig wieder. Als Herzog Elimar 1874 in Wiesbaden weilte, lernte er dort die Tochter eines Freiherrn Vogel von Friesenhof kennen, eines begüterten österreichischen Aristokraten, dessen Adel allerdings weder zum „hohen" noch zu dem ältesten zu rechnen war. Der Herzog verliebte sich in die reizende Natalie und beschloß, sie zu heiraten, ohne zu ahnen,

welchen Widerstand seine Absicht bei dem Großherzog Peter von Oldenburg finden würde, seinem Halbbruder aus des Vaters zweiter Ehe mit der Prinzessin Ida zu Anhalt-Berleburg-Schaumburg (während der Herzog selbst aus der dritten Ehe seines Vaters mit der Prinzessin Cäcilie von Schweden aus dem Hause Gottorp-Wasa stammte).

Großherzog Peter hatte bald nach der Heimkehr aus dem französischen Kriege den Entschluß gefaßt, für das oldenburgische Fürstenhaus ein Hausgesetz zu erlassen. Über die Gründe, die ihn dazu veranlaßten, geben die „Erinnerungen" des ehemaligen oldenburgischen Staatsministers Jansen genaue Auskunft. Das Familienrecht der jüngeren Gottorper Linie war niemals einheitlich zusammengefaßt worden, ein Mangel, der sich häufig recht fühlbar gemacht und auch die Annahme begünstigt hatte, die Erbfolge im holsteinischen Fideikommißbesitz des regierenden Hauses sei nicht gegen alle Zweifel sichergestellt. Im Herbst 1872 war das Hausgesetz vollendet, hatte die Billigung des Staatsministeriums gefunden und ebenso das Einverständnis der russischen Agnaten. Es muß betont werden, daß sich damals auch der Bruder des Großherzogs, Herzog Elimar, ohne weiteres für die Bestimmungen des Hausgesetzes erklärte, in dem Dr. Hermann Schulze, einer der besten Kenner des Privatfürstenrechts, „in formeller wie in materieller Beziehung einen bedeutsamen Fortschritt und einen signifikanten Ausdruck des Rechtsbewußtseins der hochadeligen Familie in seiner neuesten Gestalt" erblickte. Der Erlaß des Hausgesetzes wurde im Kreise der großherzoglichen Familie im September 1872 in Eutin gefeiert; auch dieser Feier wohnte der Herzog Elimar bei.

Herzog Elimar hatte sich dem Hausgesetz gefügt, hätte also voraussetzen müssen, daß man seine Ehe mit der Freiin Natalie Vogel von Friesenhof als „nicht standesgemäß" betrachten würde. Wie Staatsminister Jansen erzählt, traf die hausgesetzwidrige Verlobung den Großherzog um so empfindlicher, als sein Verhältnis zu dem bedeutend jüngeren Bruder, dessen Erziehung er geleitet hatte, stets ein besonders herzliches und vertrauensvolles gewesen war. Es war auch in der Tat eine tragische Fügung für ihn, daß er die Machtmittel des Haus-

gesetzes zuerst gegen den eigenen Bruder anwenden mußte; daß ihm als Oberhaupt des Hauses die Pflicht dazu oblag, ist zweifellos. Herzog Elimar heiratete also gegen den Willen seines regierenden Bruders die Baronesse Natalie und zog sich mit ihr auf das Schloß Erlaa bei Wien zurück. Gewiß wird man rein menschlich nur mit dem Herzog fühlen können, der ohne Rücksicht auf Ebenbürtigkeitsfragen dem Drange seines Herzens folgte. Er hätte dann aber auch, wie es das Hausgesetz forderte, auf seine Zugehörigkeit zum oldenburgischen Hause, auf die Thronfähigkeit seiner Deszendenz und die Erbfolge im Fideikommiß verzichten müssen. Dies geschah nicht, und so begann denn eine Reihe höchst peinlicher Verhandlungen, in die u. a. auch unsere beiden Wiener Botschafter Prinz Reuß und Graf Eulenburg eingriffen, und die selbst mit dem Tode des Herzogs im Oktober 1895 noch nicht ihr Ende erreichten. Da nämlich die Witwe des Herzogs nach wie vor den Namen und Titel einer „Herzogin von Oldenburg" führte, so verlieh man ihr oldenburgischerseits den Namen einer Gräfin von Welsburg. Sie nahm den Namen jedoch nur für ihren Sohn an, trat in den ungarischen Staatsverband über und lebt auf ihrem dortigen Schlosse Brogyan noch heute als Frau Herzogin.

Ihr Sohn, Graf Alexander Welsburg, 1878 geboren, trat in das Regiment der Gardedukorps ein und vermählte sich vorjährig mit der Komteß Galburg Hahn, der einzigen Tochter des augenblicklich in Berlin lebenden Grafen Friedrich-Franz Hahn-Basedow und seiner Gattin, geborenen Gräfin Henckel von Donnersmarck. Zu gleicher Zeit erbat er seinen militärischen Abschied, um seinen Prozeß gegen den Großherzog von Oldenburg auf Anerkennung seiner Zugehörigkeit zum großherzoglichen Hause und seiner Sukzessionsfähigkeit anstrengen zu können. Meines Wissens begründet der Graf seine Ansprüche darauf, daß er das Hausgesetz von 1872 nicht als rechtsverbindlich anerkennt, da es wegen seiner Eingriffe in die Thronfolgefrage der Zustimmung des Landtags bedurfte und diesem überhaupt nicht vorgelegt worden war. Wie mitgeteilt wurde, ist Graf Welsburg kürzlich vom Oldenburger Landgericht mit seiner Klage kostenpflichtig abgewiesen worden und will nunmehr das

Reichsgericht anrufen. Ich bin kein Jurist und kann daher nicht beurteilen, ob die Anfechtung des Hausgesetzes aus den erwähnten Gründen möglich ist. Gegenüber der Wiener Broschüre aber, die für die Ansprüche des Grafen und seiner Mutter eintritt, muß — wie gesagt — betont werden, daß Herzog Elimar sich ausdrücklich mit dem Hausgesetze einverstanden erklärt hatte; er verstieß dagegen und hatte demgemäß auch die Folgen zu tragen.

Verlagsbuchhändler Luckhardt und das „Deutsche Tageblatt"

7. Oktober

In Leipzig ist kürzlich der Verlagsbuchhändler Friedrich Luckhardt gestorben, der seinerzeit in der sogenannten „Berliner Bewegung" eine hervorragende Rolle gespielt hat. Es werden da allerhand Erinnerungen in mir wach; ich hatte eben erst den Säbel mit der Feder vertauscht und verdiente mir die journalistischen Sporen bei dem damals begründeten, inzwischen längst selig entschlummerten Deutschen Tageblatt. Luckhardt war der Verleger der Zeitung, ein Konsortium wohlhabender Konservativer hatte die Gelder zusammengebracht, im „Redaktionskomitee" führten die Herren Graf Behr-Bandelin, Graf Mirbach-Sorquitten und Baron Minnegerode ein gewichtiges Wort. Luckhardt war ein fabelhaft guter Mensch, aber ein schlechter Rechner; zu rechnen verstand man beim Deutschen Tageblatt überhaupt nicht sonderlich — bis auf den Grafen Behr, der mit seiner großen Reisetasche regelmäßig aus der Versenkung aufzutauchen pflegte, wenn sich die Zahlen im Soll und Haben wieder einmal verwirrt hatten. Der Bandeliner Behr war einer der originellsten Menschen, die ich kennengelernt habe. Er war 1865 um den Freiherrntitel eingekommen; aber als sein jüngerer Bruder den Grafentitel bekam; erbat er sich diesen gleichfalls und ärgerte sich nachher schwer, als er erfahren mußte, daß das Drum und Dran viel Geld kostete. Denn Graf Felix war außerordentlich sparsam; wenn Luckhardt bei den Konferenzen mit Jules Vernescher Phantasie gewaltige Zahlenreihen

aufbaute, um triumphierend nachzuweisen, daß man am Deutschen Tageblatte unfehlbar Millionär werden müsse, so fuhr Graf Behr in seine Reisetasche, holte sein Notizbuch hervor und bewies gleichfalls triumphierend, daß das Blatt immer mehr koste, ohne etwas einzubringen. Es brachte auch wirklich nichts ein. Es sollte die ehemalige Niendorffsche Deutsche Landeszeitung ersetzen, war konservativ, agrarisch und antisemitisch, wurde nicht schlecht bedient, hatte seine Gönner oben und seine Freunde unten, aber es wollte nicht so recht festen Fuß fassen, obwohl Berlin damals (es sind fünfundzwanzig Jahre her) neben Kreuzzeitung und Reichsboten noch ganz gut ein konservatives Blatt vertragen hätte.

Auf der politischen Geige spielten u. a. Dr. Gutbier, Dr. Pfannkuch, der spätere Geheimrat Otto Hammann und für das Ausland noch Dr. Christoph Josef Cremer in Dur und Moll. Letzterer war Katholik, hatte aber den Ultramontanismus an den Nagel gehängt, war zur Zeit des Karlistenkrieges auch einmal in Spanien gewesen und wurde daher gern Don Christobal genannt. Er war ein sehr eleganter Herr, der viel auf sein Äußeres gab und eine gewandte Feder schrieb. Er redigierte später das im gleichen Verlage erscheinende konservative Volksblatt Vorwärts, dessen Namen 1890 das Zentralorgan der Sozialdemokraten übernahm. Das Feuilleton leitete Hans Herrig, der sich schon durch eine Reihe poetischer Buchdramen bekannt gemacht hatte, eine etwas weiche Natur voll dichterischer Begabung, und die Theaterkritik hatte Wilhelm Henzen übernommen, der eben mit seinem im Nationaltheater aufgeführten Schauspiel „Bettina de Monk" einen hübschen Erfolg erzielt hatte, aber bald als Dramaturg des Stadttheaters nach Leipzig übersiedelte. Der gelehrte und feinsinnige Klopstockforscher und Lyriker Richard Hamel, damals ein junger Privatdozent, gehörte gleichfalls zum Redaktionsstabe, Wilhelm Tappert hatte die Musikkritik, Hauptmann Hoenig das Militärische, ein Baron Hirschfeld den Sportteil.

Es war damals ein recht bewegtes Leben. Der Kampf gegen das Rote Haus, die fortschrittliche Stadtverwaltung, gegen Liberalismus und Judentum tobte grimmig, die Tinte wurde

zu Gift, die Federn zankten wie Rohrsperlinge. Der Redaktionssekretär im Vorzimmer, Herr von Loßberg, hatte oft Mühe, den Ansturm der Zahllosen abzuwehren, die mit Wünschen, Klagen und Ratschlägen kamen. Was den Deutschkonservativen nahestand, suchte Verbindung mit uns. Stöcker, in der Vollkraft seines Wesens, ein glänzender Volksredner und unerbittlicher Kämpfer, war häufig auf der Redaktion, und mit ihm ein jüngerer Politiker, ein früherer Offizier, der das Kreuz von Siebzig trug, Max Liebermann von Sonnenberg. Einmal erschien sogar Graf Bill Bismarck, den man versehentlich eine Stunde im Vorzimmer warten ließ; der dicke Polizeipräsident von Madai kam, um persönlich eine Beschwerde vorzubringen, oft auch Professor Adolf Wagner, dem ein konservatives Mandat angetragen worden war, Prinz Handjery, Lothar Bucher und Ägidy und als ragende Säule der Partei der bekannte Großkaufmann Rudolph Hertzog, der auf keiner Versammlung fehlte. Zur Wahlzeit, in der die Parteien wütend aufeinanderschlugen und sich auf das bitterste befehdeten, fanden fast Abend für Abend Versammlungen statt, in denen Berufspolitiker neben streithaften Geistlichen standen, Industrielle neben Journalisten, Bankiers neben Gelehrten. Aus der Riesenfülle der Gesichte sehe ich noch manche hervorragende, auch manche wunderliche Erscheinung vor mir, so Dr. Förster, den Schwager Nietzsches, den eleganten, geschmeidigen Baron Roëll, den langen Dr. Ernst Henrici, der sich dann im deutschen Togogebiet ansiedelte, den würdevollen Pastor Diestelkamp, den dicken, kleinen Buchdrucker Ruppel, der sich gewöhnlich als „Bürger Ruppel" vorstellte, den Kaufmann Pickenbach, der sein gutgehendes Weißwarengeschäft mit einer ziemlich unfruchtbaren Politik vertauscht hatte. Es tauchte im Wirbel dieser gärenden Zeit so mancher auf, der bald wieder von der Bildfläche verschwand, es fehlte auch nicht an recht zweifelhaften Elementen, die sich aus Eigennutz an die führenden Kräfte herandrängten — es fehlte nicht an ehrlichen Kämpfern und ebensowenig an Fanatikern. Zu letzteren gehörte u. a. ein wild gewordener Schuster, dem es gelungen war, einen Angriff gegen Ludwig Löwe in meiner Abwesenheit in das Blatt zu schmuggeln; da ich verantwortlich zeichnete, so war die Folge

mein erster Preßprozeß, bei dem ich aber glimpflich genug fortkam, da Ludwig Löwe in der Verhandlung selbst erklärte, er habe sich davon überzeugt, daß der Artikel ohne mein Vorwissen aufgenommen worden sei. Die interessanteste Figur in diesem politischen Tohuwabohu war zweifellos Stöcker, dessen geistige Bedeutsamkeit auf der gegnerischen Seite nur zu sehr unterschätzt wurde, weil die Maßlosigkeit seiner Agitation allerlei Angriffspunkte bot. —

Parlamentarischer Abend beim Reichskanzler

7. Dezember

Im Frühjahr begannen die Empfänge bei der Gräfin Bülow, jetzt im Winter setzen die „parlamentarischen Abende“ beim Reichskanzler ein, der inzwischen Fürst und Durchlaucht geworden ist. Abende ohne Damen — das ist der Unterschied, aber an Fülle ähneln sich die Empfänge. Nichtsdestoweniger: das Bild war wie immer hübsch, lebhaft, farbig. Im Gegensatz zu früher ist seit Jahren auch für die parlamentarischen Abende der Frack eingeführt worden. Es gibt Leute, die diese Neuerung von vorgestern nicht so recht mit ihrem demokratischen Gewissen zu vereinigen vermögen; die Symbolik des Wühlhuber-Schlapphuts wirkt immer noch in einigen Gemütern nach. Da aber das schwarze Spitzkleid auch bei uns das traditionelle Kostüm der Feierlichkeit ist, so finde ich die Wiedereinsetzung des Fracks für die Parlamentsabende durchaus angebracht.

Wie gesagt: ein famoses Bild. Zwischen den zahllosen Fräcken allerhand bunte Farbentupfen: Orden in Masse — zuweilen auch Orden, die man nicht alle Tage sieht. Von den preußischen rede ich gar nicht, auch nicht vom Orden Philipps des Großmütigen von Hessen, von dem des Heiligen Moritz und Lazarus, den die italienische Krone verleiht, vom russischen des Heiligen Georg, vom englischen Bath-Orden, vom Danebrog Dänemarks, vom badischen Orden der Treue, vom serbischen Takovaorden, vom Medjijestern Seiner Sultanischen Majestät — sie waren alle vertreten. Auffallender schon waren die hübschen schwarzen

Marianerkreuze mit der Inschrift „Ordo Teut. Humanitatis“, die man auf den weißen Brustseiten mancher katholischen Abgeordneten schaukeln sah, und waren die päpstlichen Dekorationen der Zentrumsgrößen: der Christusorden (den übrigens auch Portugal verleiht), ein rotes Kreuz mit weißen Balken an rotem Bande — der von Pius IX. gestiftete Piusorden, ein flammender Goldstern mit acht blauen Emaillespitzen und der Inschrift „Virtuti et Merito“ — der Silvesterorden, ein weißes Kreuz mit Goldstrahlen in den Ecken. Ich glaube nicht, daß in dem großen, gleißenden Ordensschmucke eine hervorragendere Dekoration nicht vertreten war. Ich sah selbst Japans reizenden Chrysanthemumorden (der eigentlich der Orden der Saison werden müßte) und die närrisch verschlungenen Goldarabesken des italienischen Annunciatenordens, das schmucklos feine, weiße, von grünem Lorbeer umrankte Kreuz des griechischen Erlöserordens und den schwertgekrönten silbernen Stern von Rumänien. Daß die preußischen Orden in der Fülle ihrer Gesamtheit sich würdevoll breitmachten, ist selbstverständlich. Vom Herrenhause trugen die meisten die Dekorationen des Johanniter- und Malteserordens, und auch der nicht häufige, an goldener Gliedkette getragene Wilhelmsorden war sichtbar; ich sah ihn bei dem Präsidenten Bödiker und bei Herrn James Simon, bei letzterem als einzige Auszeichnung, die der vom Kaiser lebhaft begünstigte treffliche Kunstkenner aus der Hand seines Landesherrn angenommen hatte.

Ein Schwirren und Summen. Zwischen den ordengepanzerten Fräcken mannigfache Uniformen aller Waffengattungen: Generalsröcke, Ulankas, rote Attilas, das Lichtblau der Dragoner, die Uniform der Schutztruppen; dazu zahlreiche schwarze Röcke, am Halse geschlossen, mit einer einzigen Knopfreihe und langen Schößen: gewissermaßen auch eine Uniform — die der geistlichen Herren von der rechten Seite und vom Zentrum. Dazu gehören glatt rasierte Gesichter; aber ich gestehe: sie haben mir alle gefallen. Der fanatische Typus San Torquemadas scheint gottlob ausgestorben zu sein. Kluge Gesichter, zuweilen mit schlauen Fuchsaugen, mit hohen Stirnen, von Linien des Gedankens durchzogen, mit schmunzelndem Behagen um die sinnlichen

Lippen, mit ausgeprägter Lebensfreudigkeit in den sympathischen Zügen . . .

Der Fürst ist anscheinend in prächtiger Laune; nach allen Seiten hin streckt er die Hände aus. Er muß eine beneidenswerte Natur besitzen. Die ungeheure Arbeitslast raubt ihm nichts von seiner erstaunlichen Elastizität; er plaudert mit diesem und jenem, nimmt den einen für einige Augenblicke unter den Arm, scherzt mit dem andern, fragt einen Schriftsteller nach seinem letzten Roman, freut sich über ein Wiedersehen, hört geduldig dem neuesten Mikoschwitz zu, den ihm ein alter General erzählt. Die Herren von Loebell und von Schwartzkoppen sind seine Adjutanten und teilen sich mit ihm in die Arbeit des Empfanges — weiß Gott, es ist eine Arbeit! —

Nun die erste Umschau. Wer ist da? Alle Welt. Das Auge fällt zunächst auf eine Gruppe älterer Parlamentarier. Der da, der schlanke, greise Herr mit dem leicht vornüber geneigten Oberkörper und der blassen Nase im frischen Gesicht, ist Herr von Kardorff; neben ihm stehen Graf Ballestrem, unverkennbar in seiner Erscheinung, und ein kleinerer eleganter Herr mit leicht ergrautem Kopf, der Landeshauptmann von Posen, von Dziembowski. In der Tür zum Nebenzimmer ein Brüderpaar: der Generalintendant von Hülsen in einfachem Frack und der Flügeladjutant Graf Hülsen-Haeseler in großer Uniform. Drei Schritte weiter noch ein Haeseler: Graf Gottlieb Haeseler, der Generaloberst, in der Uniform seiner vielgeliebten Ulanen, eine fabelhaft charakteristische Figur mit dem feinen, schmalen Kopf und dem bartlosen intelligenten Gesicht. Da ist auch unser neuer Botschafter für Rußland, Exzellenz von Schön, dem man nicht verdenken kann, daß er die Grenze bei Eydtkuhnen noch nicht überschritten, und ein immer gern gesehener Gast: unser Botschafter in Madrid, Herr von Radowitz, der diesmal auch seine liebenswürdige Gattin mit nach Berlin gebracht hat. Wieder ein parlamentarischer Reigen: die Abgeordneten Dr. Mugdan und Professor Eickhoff von der freisinnigen Volkspartei, Dr. Arent, Herr Paasche, Herr Porsch, die Herren von Gersdorff, von Boehlendorff, von Bockelberg, von Pappritz. Mit zwei alten Freunden vom Herrenhause, dem Grafen Schmettow-

Pommerzig und dem Freiherrn von Schlichting, kann ich ein paar Minuten lang plaudern. Noch ein Bekannter: Professor Schweninger, rüstig wie immer, wenn auch ein bißchen angegraut, und keineswegs niedergedrückt durch die gegen ihn inszenierte fröhliche Hetze von Lichterfelde. Nun eine Gruppe von Helden der Feder: Wildenbruch, noch unter dem Eindrucke seines prächtigen Weimarer Sieges — Gerhart Hauptmann, der diesjährig häufiger sichtbar wird als sonst — Ludwig Fulda, der im Januar seine amerikanische Vortragstournee antreten will — Paul Lindau, in den die alte Frohnatur wiedergekehrt, seit er den „Theaterkrempel" losgeworden ist. Dann die Journalisten, die meisten Chefredakteure der großen Berliner Blätter und die Vertreter der auswärtigen: Dr. Levi, Bachmann, Lange, Vollrath, von Massow, Cajus Möller, Bornemann, Stein, Bashford, Lindenberg, — Alexander Moszkowski, der Herausgeber der „Lustigen Blätter" mit einem seiner Karikaturisten — Dr. Mantler, der Chef des Wolffschen Telegraphenbureaus — Geheimrat Hammann, auch ein ehemaliger Journalist. Bekannte auf allen Seiten: ein paar frühere Offiziere — mit dem einen drückte ich gemeinsam die Schulbank im alten Berliner Kadettenkorps, mit dem anderen stand ich beim gleichen Regiment, mit dem dritten war ich auf der Kriegsschule zusammen. Der eine hat das väterliche Gut übernommen, der andere hat sich gänzlich dem Parlamentarismus zugewandt, der dritte ist der Vertreter eines großen belgischen Blattes geworden. Eine Viertelstunde lang schwelgen wir in Jugenderinnerungen, dann treibt uns eine Menschenwelle auseinander und weiter. Die Herren Minister und ein paar Exminister: Baron Richthofen, von Stengel, von Einem, von Rheinbaben, Beseler, Graf Posadowsky, von Bethmann Hollweg — Graf Eulenburg, Schönstedt, von Boetticher —, die lange Gestalt des Herrn von Wedel. Da ist auch Graf Hochberg, unser ehemaliger Generalintendant, da unser Polizeipräsident, Herr von Borries, mit seinem Ablatus, dem Befehlshaber der Schutzmannschaft, Obersten Krause, da sind unsere beiden Bürgermeister, der prosaische und der poetische, mit dem greisen, aber immer noch allzeit fidelen Stadtverordnetenvorsteher Dr. Langerhans. Drei Geistliche: Domprobst

Freiherr von der Goltz, Oberhofprediger Dr. Dryander, katholischer Feldprobst Dr. Vollmar. Drei Admirale: von Senden-Bibran, Büchsel, von Tschirschky. Drei Größen der Finanz: Geheimrat von Mendelssohn, Geheimrat Herz, Kommerzienrat Steinthal. Noch auf andere Vertreter der Kaufmannschaft trifft das Auge: auf die Geheimräte Goldberger, Jakob, Arnhold, Müller, Helfft, Rathenau. Der alte General Verdy du Vernois trägt seine Uniform wie der jüngste Leutnant; an einem Tische sitzen die Generale Graf Moltke, Graf Soden, Freiherr von Egloffstein, von Werder, von Gallwitz, von Kessel; Geheimrat von Leyden plaudert mit Anton von Werner, Professor Pape mit Eberlein, Fürst Hatzfeld mit dem Fürsten Dohna-Schlobitten, unter dessen Brille mit den großen runden Gläsern ein paar kluge Augen rastlos umherspähen. Eine „höfische" Ecke bilden die Kammerherren vom ewigen Dienst: Graf Bismarck-Bohlen, von Behr-Pinnow, Vize-Oberzeremonienmeister von dem Knesebeck, Graf Kanitz, Baron Lyncker. Da sieht man ferner den Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg neben dem Obersten Deimler, den vielbefehdeten Geheimrat Althoff, den Reichsbankpräsidenten Koch, die Geheimräte Adolf Wagner und Harnack, den neuen Chef unsrer Königlichen Bibliothek, Professor Delbrück, Paul Meyerheim, Geheimrat Lessing, den Heroldsmeister von Borwitz-Harttenstein, den Oberstkämmerer Fürsten Solms. Und wiederum eine Welle Abgeordneter: eine Gruppe von Antisemiten, ein paar Herrenhausgrafen, ein paar vergnügte Nationalliberale.

An die Büfetts ist vorläufig gar nicht heranzukommen; sie sind umlagert wie die Roulettetische in Monte Carlo. Zum guten Glück läßt Herr von Schwartzkoppen in Bälde die unteren Räume öffnen, so daß sich die Fülle verteilen kann. Nun sieht man für eine Weile nur noch speisende Gruppen. An allen Ecken stehen Diener neben Bierfässern. Es gibt natürlich auch Wein und auch Champagner, aber nur deutschen. Es gibt auch Zigarren, doch keine Havannas. Das ist löblich. Im Kanzlerhause ist schwelgerische Üppigkeit nicht vonnöten. Die Unterhaltung ist angeregt. Wovon man spricht? Natürlich auch von der Politik. Jedoch nur mäßig. Man sieht den Kanzler mit

Exzellenz Radowitz, mit dem Grafen Ballestrem, dem Prinzen Hohenlohe, dem Chefredakteur eines großen amerikanischen Blattes in eifrigem Gespräche. Man hört allerlei von den Tischen rechts und links: daß die Otero noch immer recht schöne Beine habe, daß die Chancen des Volksschulgesetzes zweifelhaft und die englisch-deutschen Annäherungsfeste Humbug seien, daß Rouvier ein tüchtiger Kerl sei und die Frid-Frid vom Metropol-Theater leider fett zu werden beginne. Man hat sicher auch Ernsthaftes von der Dame Politik gesprochen und über sie; aber was, weiß ich nicht. Einen befreundeten Abgeordneten wollte ich aushorchen. „Na, wie wird's denn nun werden?“ fragte ich ihn. „Prost!“ antwortete er und leerte sein Glas. „Die Flottenvorlage ist doch gesichert?“ fragte ich weiter. „Ausgezeichnetes Pilsener,“ erwiderte er. „Wird das Schulgesetz fallen?“ versuchte ich es noch einmal. „Morgen abend essen wir bei Nieberding,“ entgegnete er. Da ließ ich ihn stehen. Es ging auf Mitternacht, und, politischer Eindrücke voll, verließ ich das gastliche Haus des Fürsten.

1906

Das Jubiläum der „Täglichen Rundschau"

12. Januar

Vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren kam ein sehr gewandter und umsichtiger Berliner Verleger, Herr Bernhard Brigl, auf eine geschäftlich recht gute Idee: er begründete die erste große „unpolitische" Zeitung in Deutschland, die „Tägliche Rundschau". Die Idee ist ihm vielfach nachgemacht worden und zum großen Teil mit Glück; die sogenannten unpolitischen Blätter schossen wie Pilze aus der Erde, die dumme Redensart „die Politik verdirbt den Charakter" wurde zum Stichwort, und damit setzte auch die Reaktion ein. Man führte aus, daß diese parteilosen Zeitungen im Grunde genommen nur die Denkfaulheit des Philisters und seinen nationalen Indifferentismus unterstützten. Gerade die Zeitung sei der Wecker des politischen Gedankens, das lehre schon ihre Geschichte: von den ersten politischen Streitschriften, den Ablaßbriefen Gutenbergs gegen die Türkengefahr, bis zu den Zeiten hochgehender Volksbewegung im verflossenen Jahrhundert. Zweifellos richtig. Die meisten Blätter, die unter der Spitzmarke „unpolitisch" an das Tageslicht traten, haben sich denn auch gemausert, und die „Tägliche Rundschau", die in diesen Tagen ihr erstes Vierteljahrhundertsjubiläum feiern konnte, nahm bald den veränderten Titel „Zeitung für unparteiische Politik" an. Ich selbst habe dem Blatte zu Anbeginn meiner journalistischen Tätigkeit eine Zeitlang angehört und ihm immer ein treues freundschaftliches Interesse bewahrt. Der alte Brigl, der Begründer, war ehemals der Besitzer der Berliner

„Tribüne“ gewesen, eines viel gelesenen Lokalblattes, das als Appendix Julius Stettenheims humoristisch-satirisches Witzblatt „Berliner Wespen“ führte und bei der Teilung der liberalen Partei an die sezessionistische Gruppe verkauft wurde. Meines Wissens hatte Brigl damals die Verpflichtung übernommen, kein anderes politisches Blatt ins Leben zu rufen. Die „Tägliche Rundschau“ war denn auch zunächst als reines Unterhaltungsblatt gedacht und sollte sich mit der Politik nur referierend beschäftigen. Als Herausgeber versuchte man Paul Heyse zu gewinnen, und als dieser ablehnte, trat Friedrich Bodenstedt mit seinem Namen an die Spitze der Zeitung, ohne indessen auf die von einem außerordentlich tüchtigen Journalisten, Dr. Eugen Sierke, geleitete Redaktion irgendwelchen Einfluß auszuüben. Als die „Tribüne“ einging, fiel auch für Brigl die übernommene Verpflichtung fort; die „Tägliche Rundschau“ konnte ihr merkwürdiges rosinenfarbenes Papier ablegen und eine neue Robe anziehen, die ihr besser zu Gesicht stand. Neben Dr. Sierke erschien ein anderer auf dem Plan, der, obwohl später in Unfrieden geschieden, der politischen Entwicklung des Blattes doch die Richtung gewiesen hat: Dr. Friedrich Lange, eine rücksichtslose Kampfnatur, aber ein Mann mit ganz deutsch empfindendem Herzen und von ehrlicher konservativer Gesinnung. Mit ihm begann die straffe nationale Politik der „Rundschau“, die allem Undeutschen auf politischem und künstlerischem Gebiet Fehde ansagte.

Aus jener Zeit ist nur noch ein einziger Redakteur dem Blatte verblieben. Der alte Brigl war gestorben, und sein Schwiegersohn, Dr. Paul Hempel, hatte die Zeitung übernommen. Mit ihm kam Dr. Lange in Zwistigkeiten, die diesen veranlaßten, auszuscheiden und ein eigenes Blatt zu begründen. Heinrich Rippler erhielt die Chefleitung und führt sie auch heute noch, nachdem Graf Hoensbroech wenige Monate als Herausgeber gezeichnet hatte. Inzwischen war auch Dr. Hempel gestorben, und sein Nachfolger im Besitz, Otto Brigl, sah sich aus Familienrücksichten genötigt, die Zeitung zu verkaufen.

Als ich der Redaktion angehörte, erfreuten wir uns keines allzu üppig ausgestatteten Lokals: drei Zimmer lagen nach vorn

heraus: in dem einen schaltete Dr. Lange als Leiter des Unterhaltungsblattes und begeisterter Kolonialpolitiker, im zweiten schrieb Dr. Sierke abwechselnd Leitartikel und Theaterberichte, im dritten redigierte Louis Hermann die Lokalchronik. Im einzigen Hinterzimmer thronte meine Wenigkeit mit Dr. Pastenaci; im Hofe spielten gewöhnlich die Leierkästen, arbeitete ein Klempner oder klopften die Hausmädchen die Teppiche aus. Wenn der Lärm anfing, ging mein lieber Zimmergenosse in eine dunkle Ecke, holte eine verstaubte Weinflasche hervor und begann zu frühstücken. Und da der Lärm selten aufhörte, so frühstückten wir seinerzeit viel. Zeitweilig fand sich auch noch ein dritter Redakteur in unserm Hinterzimmerchen ein: von Beruf ein Arzt, der später ein Sanatorium in München übernahm und damals die Zusammenstellung der Theaternachrichten zu besorgen hatte. Er war nebenbei auch Erfinder und erfand die merkwürdigsten Dinge, z. B. einen Gegenstand zur Vermeidung der Zugluft und etwas anderes, das dem Herausstürzen kleiner Kinder aus offenen Fenstern vorbeugen sollte. Außerdem war er ein bedeutender Sprachreiniger und groß im Übersetzen von fremdländischen Ausdrücken; auch der in Gebrauch gekommene Ausdruck „Abteil" für „Coupé" stammt von ihm, und als er ihn zum ersten Male in der „Rundschau" publizierte, war er ordentlich stolz. Er mußte denn auch eine Bowle geben, die er „Weingemisch" nannte. Heute sieht es auf der Redaktion wahrscheinlich viel feiner und eleganter aus, aber die Zeit vor zwanzig Jahren war doch auch hübsch.

Galavorstellung im Opernhause — 29. Januar

Als Abschluß der Festlichkeiten zu Kaisers Geburtstag hatten der Oberzeremonienmeister Graf Eulenburg und der Generalintendant von Hülsen für den Abend des 27. Einladungen zu der Galavorstellung im Königlichen Opernhause ergehen lassen, der der größte Teil der höfischen und militärischen Gesellschaft gefolgt war. Das Opernhaus bietet bei solchen Anlässen stets ein überaus reizvolles Bild. Das Auge ist zunächst wie geblendet: es sieht nur ein Lichtermeer,

ein Flimmern und Blitzen, tausend Reflexe, ein glitzerndes Sprühen, ein Farbenwogen. Das Parkett ist mit Offizieren aller Waffengattungen, Hofchargen und Diplomaten gefüllt. Die Uniformen unserer Garderegimenter kennen wir, aber auch zahlreiche fremde Uniformen tauchen auf. Wir sehen Japaner und Chinesen, Türken, Rumänen, Griechen; die Militär- und Marine-Attachés der Botschaften sind durchweg in Uniform; ein rothosiger Franzose plaudert in ausgezeichnetem Deutsch mit einem Gardedragoner, neben einem italienischen Lanciere steht ein russischer Offizier, ein Däne neben einem Perser, der die Lammfellmütze in der Hand hält, ein Österreicher neben einem Belgier, ein Major vom Regiment York and Lancaster neben einem bulgarischen Artilleristen.

Nun füllen sich auch die Ministerlogen; Herr von Einem ist selbstverständlich in Generalsuniform, die übrigen Minister tragen ihre goldstarrenden Röcke. Der große Herr mit dem melierten Bart ist Herr von Bethmann Hollweg, der kleinere, sehr elegante mit dem frischen Offiziersgesicht der Baron von Rheinbaben; dann kommen Exzellenz Studt und Exzellenz Beseler, während die Logen gegenüber von meist älteren Generälen eingenommen werden. In der ersten Rangreihe hinter den Damen lassen die Mitglieder des Bundesrats und zahlreiche andere Diplomaten sich nieder; in den Proszeniumslogen rechts die Botschafter: an erster Stelle die Magyarenerscheinung des Herrn von Szögyeny-Marich, neben ihm der alte Graf Lanza und Monsieur Bihourd; in der Nebenloge Sir Lascelles, Mr. Tower, Baron Hegermann. Andere plaudern im Parkett: Exzellenz Rhangabé, Herr de Icaza, Baron Gevers; Exzellenz Inouye nickt seiner Gattin im ersten Range zu. Nun ist das Parkett so ziemlich bis auf den letzten Platz besetzt; es wimmelt von Kammerherren und Zeremonienmeistern. Die Jungen sind noch schlank und niedlich, ein paar diensteifrige Kammerjunker besonders hübsch; unter den dicken Älteren sieht man auch manche groteske Gestalt, bepackt mit Orden, schier erdrückt von der Goldlast der Uniform. Die Unterhaltung bewegt sich in allen Sprachen; aus allen Legationen treffen Gäste ein. Wir sehen den Grafen Brockenhuus-Schack und den Kammerjunker von

Bind, Herrn von Beaumarchais und den Kapitän de Suzay, Mister Whithead, den Oberst Oi, Herrn von Peraltow und Baron van Rappard, den Grafen Trauttmannsdorff und den Kollegienrat van der Vliet, auch Exzellenz Claparède, einen jungen Türken und einen alten Siamesen — — ich wüßte wahrhaftig nicht, wer von der ausländischen Diplomatie in Berlin an diesem Abend gefehlt hätte.

Nun das leise Schwirren eines fast unhörbaren Glockenzeichens. Aber man hört es doch. Alles erhebt sich, die im Parkett wenden sich der Hofloge zu. Da erscheint als erster der alte Kammerdiener der Kaiserin, eine Pelzboa über dem Arm. Dann tritt Herr von Hülsen ein, an diesem Abend nicht in seiner Intendantenuniform, sondern im weißen Koller der Gardekürassiere, aber den Zeremonienstab in der Hand; auch Graf August Eulenburg wird sichtbar. Die Herren verneigen sich: jetzt kommen die Prinzen des Hohenzollernhauses: Eitel Friedrich, August Wilhelm, Oskar, Adalbert, Joachim — Friedrich Leopold in Husaren-, Friedrich Heinrich in Schwedter Dragoner-Uniform, Friedrich Wilhelm mit den neu verliehenen Majorsepauletten, Joachim Albrecht in der Uniform der Alexandriner. Nur der Kronprinz fehlt und seine Gemahlin — vergeblich halten die Blicke Umschau nach dem Thronfolgerpaar. Die Prinzen sind heiter und nicken hier und da den Freunden im Parkett mit lustigem Augenblinzeln zu, winken mit der Hand und grüßen diese und jene Dame. Jetzt steht Exzellenz Hülsen dicht an der Brüstung und stößt dreimal mit seinem Stab auf den Boden. Als erster der hohen Gäste erscheint der König von Sachsen in der Attila seiner achtzehnten Husaren an der Seite der Kaiserin, die eine lichtrosa Spitzentoilette trägt. Dann folgen der Kaiser in großer Generalsuniform mit der Kette des Schwarzen Adlers und dem Bande der Rautenkrone, Prinzessin Heinrich in weißem Atlas, der König von Württemberg in Leibgardehusarenuniform, der Großherzog von Sachsen-Weimar, die beiden Großherzöge von Mecklenburg, der Strelitzer als neunter Ulan, der Schweriner in Generalsuniform — es folgen weiter die Prinzessinnen Friedrich Carl von Hessen, Ernst von Sachsen-Altenburg, die Landgräfin von Hessen-Philippsthal, die Erbprinzessinnen von

Anhalt und Reuß j. L., Prinz Johann Georg von Sachsen als Gardeulan, der Großherzog von Oldenburg als Gardedragoner, die Fürsten von Waldeck, von Schaumburg-Lippe, zur Lippe, von Hohenzollern, die Prinzen Adolf von Schaumburg, Hermann von Sachsen-Weimar, Ernst von Altenburg, Albert zu Holstein-Glücksburg, Albert zu Schleswig-Holstein, Karl von Hohenzollern — ich glaube nicht, daß ich jemand vergessen habe.

Ein „Königsmarsch“, zur Feier des kaiserlichen Geburtstages von Richard Strauß komponiert, leitet sie ein: kein überwältigendes Opus des vielgewandten Tonschöpfers, aber jedenfalls ein wirkungsvolles Orchesterstück mit Rataplan und Bumbum, Hymnenansätzen und gellenden Trompeten — ein echter Marsch. Hierauf folgte zum ersten Male „Der lange Kerl“, ein lustig Spiel in zwei Aufzügen von Viktor von Woikowsky-Biedau unter der musikalischen Leitung von Professor Hellmesberger. Da ich musikalisch nicht zünftig bin, der Komponist auch nicht nach dieser Gelegenheitsaufführung beurteilt zu werden wünscht, so überlasse ich die Kritik einer berufeneren Feder nach der zweiten Vorstellung, die zugleich die erste öffentliche sein wird. Gesagt sei nur, daß der in lockeren Versen abgefaßte Text sich an eine alte historische Anekdote aus den Tagen unseres Soldatenkönigs, des ersten Friedrich Wilhelm, hält, und daß die Mitwirkenden, die Damen Destien und v. Scheele und die Herren Hoffmann, Lieban, Knüpfer und Berger vollauf ihre Schuldigkeit taten. Übrigens wirkte noch einer mit, dessen Namen der Zettel verschwiegen hat. Der „Grenadier Macdoll“ des Programms war zugleich ein wirklicher Grenadier: nämlich der rechte Flügelmann der ersten Kompagnie des ersten Bataillons ersten Garderegiments — ein Riesenmensch, der nur dreimal „Zu befehlen“ zu sagen hatte, aber auch im Mienenspiel so effektvoll wirkte, daß nicht nur im Zuschauerraum fröhliche Heiterkeit laut wurde, sondern selbst seine Partnerin, die niedliche kleine Destien, nicht aus dem Kichern herauskam. Es war ein schauspielerischer Sieg des ersten Garderegiments. Im übrigen hielt, wie immer an den Gala-Abenden, die Gegenwart des Kaiserpaares jede Beifallsäußerung wie jedes Zeichen etwaigen Mißfallens zurück.

Zwischen den beiden Akten lag eine fast einstündige Pause, in der die Fürstlichkeiten bei kleinem Cercle im Foyer den Tee nahmen. Um 11 Uhr war das glänzende Schauspiel zu Ende.

Das Doppelfest im Kaiserhause 27. Februar

Ob uns das vielgerühmte Hohenzollernwetter bei dem Doppelfest an unserem Hofe (der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares und der Vermählung des Prinzen Eitel Friedrich) auch treu bleiben wird? Man hatte schon Sorge: um die Mittagsstunde begann sich der Himmel zu bewölken; das Blau des Firmaments überzog sich mit einem Geschwader weißer Wölkchen, nur hie und da lugte noch der Azur hindurch. Aber die Befürchtungen, daß ein Regenschauer oder gar ein Gemisch von Schnee und Schloßen den Einzug stören würde, haben sich gottlob nicht bewahrheitet. Vom Mittag ab strömten unaufhörlich die Menschenmassen durch die nicht abgesperrten Teile des Tiergartens über den Königsplatz und jenseits vom Hansaviertel nach dem Stadtteil Moabit, wo der Lehrter Bahnhof schon im Festschmuck, beflaggt und bewimpelt, der Ankunft der Herzogin Sophie Charlotte harrte. Ein sonderliches Vergnügen war es im allgemeinen nicht, sich unter diese Menschenmassen zu mischen, zwischen denen zahllose Hausierer auf und ab strichen, um den Nichtsahnenden mit Münzen, Medaillen, Ansichtskarten und Festschriften, Broschen, Busennadeln und Gott weiß was alles zu überfallen. Schrecklich, was die Straßenindustrie bei solchen Gelegenheiten zeitigt! Die Schutzleute hatten schwere Arbeit; aber es muß gesagt sein, daß sie ihres Amtes nicht nur mit Würde, sondern auch mit einer gewissen Höflichkeit walteten; ein Bursche, der sich eine freche Äußerung erlaubte, wurde nicht von dem blauen Arm des Gesetzes gepackt, sondern erhielt von einem dicken Fleischermeister eine schallende Ohrfeige und drückte sich schleunigst: vielleicht ist er direktenwegs auf die Redaktion des „Vorwärts“ gewandert, um über die Brutalität der verrohten Bourgeoisie Klage zu erheben.

Schon gegen halb zwei Uhr trafen die ersten Wagen mit den zum Empfange befohlenen Herren ein; zunächst der General-

feldmarschall von Hahnke mit dem Kommandanten Berlins General Grafen Moltke. Es folgten der Polizeipräsident von Borries in großer Uniform und der neue Oberstallmeister Baron Reischach im roten Rock mit Schwertgehänge an goldener Koppel. Daß der Gouverneur, der Kommandant und der Polizeipräsident von Berlin mit der Einholung der fürstlichen Braut beehrt worden sind, bedarf kaum einer Erläuterung; warum aber bei solchen Gelegenheiten auch niemals der Oberstallmeister fehlen darf, darüber hat man sich im Publikum vergeblich den Kopf zerbrochen. Ich kenne den Grund auch nicht, taxiere aber, daß es sich dabei um eine jener alten höfischen Sitten handelt, deren ursprüngliche Entstehung sich kaum noch nachweisen läßt. Mit den genannten Herren erschien auch der besondere Ehrendienst: Exzellenz Graf Klinckowström, Major Freiherr von Zedlitz und der Schloßhauptmann von Merseburg, Graf Hohenthal.

Der Platz zwischen dem Bahnhof und dem Panoramagebäude des Kolonialmuseums ist abgesperrt. Inmitten des freien Feldes sieht man einen bärbeißigen Hauptmann von der Schutzmannschaft und einen jungen, niedlichen, kokett ausschauenden Polizeileutnant in blitzblanken Lackstiefeln. Neben beiden steht ein Photograph mit seinem Gehilfen und wartet der Dinge, die da kommen sollen. Vorläufig treffen nur zahlreiche Equipagen ein und eine leere riesige Galakutsche, Kutscher und Diener in goldstrotzender roter Livree mit Dreispitzen auf den weißen Perücken. Der Wagenpark nimmt vor dem Seitenportal des Bahnhofes Aufstellung, während sich unweit des Hauptportals bereits ein Teil der Spalierbildung zu versammeln pflegt; da treten die Postbeamten aus NW zusammen, und um einen alten weißbärtigen Mann, der eine blaurote Schärpe und eine Riesenstandarte mit dem Wappen Oldenburgs trägt, scharen sich Leute in frisch gebügelten Zylinderhüten und mit Medaillenreihen auf den Paletots, vermutlich ein Verein ehemaliger Oldenburger Kriegskameraden. Die Stadtbahnzüge bringen inzwischen neue Menschenmassen heran, ebenso die lustig durch die Straßen klingelnden elektrischen Bahnen, die ihre Wagen gleichfalls festlich geschmückt haben: mit wehenden Fähnchen in den deutschen, preußischen und oldenburgischen Farben. Man stürmt die

Straßenbahnen, denn Droschken sieht man nicht. Wo sind alle Droschken geblieben?! Eine einzige begegnete mir unterwegs in grämlichem Tempo; ich rief den Kutscher an, aber er hörte nicht. Da lief ich hinterher und rief abermals in etwas barscherem Tone und öffnete schon den Wagenschlag. Nun hielt der Mann, schüttelte den Kopf und sagte mit ein wenig belegter Stimme: „Es jeht nich, lieber Herr, heite jehts nich . . .“ „Was geht nicht?!“ schrie ich zurück. „Das Fahren, lieber Herr — heite streiken wir nemlicht . . .“

Daß dich das Donnerwetter! Sie haben Ernst gemacht, unsere Droschkenkutscher, allesamt; sie zürnen dem Polizeipräsidenten, der nach ihrer Ansicht den „Benzinstänkern“, der Aristokratie der Automobile, alles erlaubt und das Proletariat der Droschken miserabel behandelt; sie zürnen auch einem hohen Ministerium, das für die Interessen der Taxameter so gar kein Herz zeigt. Da haben sie sich zu Haufen in der „Neuen Welt“ in der Hasenheide versammelt, und der Vorsitzende Knütter vom Verein Berliner Droschkenführer (bitte „Führer“, nicht etwa „Kutscher“) hat eine erregte Rede gehalten, und das Resultat war: Streik auf der ganzen Linie. Nun ist Berlin mitten im Festzauber droschkenlos geworden. Wer etwas schauen will, muß zu Fuß wandern; wer von auswärts eintrifft, mag sehen, wie er vom Bahnhof aus in sein Hotel kommt! Das ist die Rache der Droschkenführer (bitte „Führer“, nicht „Kutscher“).

Die Uhr am Lehrter Bahnhof zeigt fünf Minuten über zwei. Nun muß oben der Zug eintreffen — — und nun ein vielstimmiges Hurra: die Hälse werden länger, man reckt sich auf den Zehen — da — da . . . Ein Guckkastenbild, ein Dissolving view — ein Glitzern silberner Epauletten, ein rascher Farbenzauber — und die Wagen fahren auch schon wieder davon. Aber einen flüchtigen Anblick der holden Braut hat man doch erhascht, sah ihre ungewöhnlich hübsche schlanke Erscheinung in einfachem Reisekostüm, einem Umhang aus Zobelpelz und einem blauen Filzhütchen mit Straußenfedern — und sah unter dem Schleier ein feingeschnittenes, etwas blasses Gesicht . . .

Zum Einzuge hatte ich mir keinen Tribünenplatz, sondern einen ungleich behaglicheren Fensterplatz in einer ersten Etage

Unter den Linden gesichert. Im übrigen einen Platz, der mich nichts kostete. Ich betone dies frohgemut und fast triumphierend, denn die russische Invasion hat die Fenstermiete zu schwindelnder Höhe getrieben. „Schwindelnd" ist das richtige Wort — die Spekulation auf die Neugier der lieben Mitmenschen segelt bereits arg im Fahrwasser des Schwindelhaften. Wer einen Bläuling bezahlte, konnte froh sein, wenn er über die Schulter der vor ihm Stehenden ein winziges Stückchen von dem Gleiß auf der Straße erhaschen durfte.

Noch immer hielt sich das Wetter. Weder Schnee noch Regen, aber bei stark bedecktem Himmel eine empfindliche Kühle. Beim Einzuge der Kronprinzessin im letzten Sommer zerschmolz man auf den Tribünen in der Sonnenglut, heute mag man vor Frost geklappert haben. Auch patriotische Neugier muß Zwang leiden. Ebenso unangenehm war die früh eintretende Dämmerung. Schade, daß sich der Einzug nicht eine Stunde früher ermöglichen ließ, im hellen Lichte des Tages. Man muß freilich berücksichtigen, daß die Herzogin-Braut zwischen Eisenbahnfahrt und Beginn des Einzugs der Ruhe bedurfte, daß sie wohl auch ein Plauderstündchen mit ihrem Verlobten verbringen, daß sie schließlich frühstücken wollte: selbstverständlich — — aber schade war es trotz alledem, daß der fallende Dämmer ein wenig den Glanz der Zeremonien verwischte.

Ach, diese Menschen! — Vor den lebendigen Wänden bilden die Innungen Spalier. Jede Innung hat ihre Musik — unaufhörlich klingen Melodien durch die Luft. Das sind die Tischler, das die Schuhmacher, das die Lackierer; sie tragen farbige Schärpen und die Meister hohe Stäbe mit Adlerkrönung und bunten Bändern. Besonders gut gefallen mir die Fischer in ihren Seemannsanzügen und mit ihren Attributen: blaurot angestrichenen Rudern und Netzen. Alle Innungen führen die Attribute ihres Berufs mit sich — es ist ein wunderschönes Bild. Neu sind die Sanitätsoffiziere an den Straßenecken; förmliche fliegende Ambulanzen sind hie und da eingerichtet worden, die Krankenträger erkennt man an ihren weißen Armbinden mit dem roten Kreuz. Das Volk ist erregt, aber nicht ungebärdig. Im Gegenteil, man ist in fröhlichster Stimmung; die üblichen

Berliner Witze finden heitere Aufnahme. Viele haben sich Klappstühle mitgebracht; einer trug ein Bierfäßchen auf dem Arm, auf das er sich zu stellen beabsichtigte, um über die Köpfe der anderen hinweg schauen zu können. Hin und wieder flammen irgendwo an den Illuminationskörpern der Häuser ein paar elektrische Lichterreihen auf: man versucht sich in Beleuchtungsproben für den Abend . . .

Mein Fensterplatz befand sich ziemlich genau in der Mitte zwischen Brandenburger Tor und Friedrichstraße. Unten auf den Trottoirs die wogenden Menschenmauern; die Mittelpromenade der Linden, Fahrdämme und Reitweg sind frei geblieben. Darüberhin ein Meer grüner Girlanden, ein grüßendes Wehen von Wimpeln und Flaggen. Noch ist die Straße kaum belebt. Ein einzelner Schutzmann auf einem Rade saust, angeulkt und ironisch begrüßt von der Menge, über den Fahrdamm. Dann reitet Herr von Borries, der Polizeipräsident, langsam dem Pariser Platz zu. Das Automobil des Kaisers fährt in rasender Geschwindigkeit, ohne Hupenruf, fast lautlos die Straße hinab; vorn sitzt der Chauffeur, die Karosse ist leer. Aber nun . . . ein brausendes Hurra wird hörbar: die Leibkompagnie des ersten Garderegiments rückt mit der Fahne zum Ehrendienst nach dem Schlosse. Prinz Eitelfritz, der glückliche Bräutigam, führt sie als ihr Kommandeur, hoch zu Roß, während die Prinzen August Wilhelm und Oskar in der Front marschieren. Bald nachher rollt ein einzelner Wagen die Linden herab — und abermals ertönen Hochrufe: es ist die Kronprinzessin mit einer ihrer Hofdamen. Es wird lebhafter; eine Reihe von Hofwagen fährt zum Schlosse: der Oberstkämmerer, der Hausminister, Botschafter und Gesandte — da auch der Reichskanzler in seiner geliebten blauen Husarenattila, die Bärenmütze auf dem Kopfe, um die Schulter den Dolman gehängt.

Fünf Uhr. Die wenigen glücklichen Mitbesitzer meines Fensters werden ungeduldig. Fünf Uhr zwanzig: nun muß der Zug den Pariser Platz erreicht haben; jetzt spricht unser Oberbürgermeister, und die Ehrenjungfrauen machen ihre zierlichsten Knickse. Fünf Uhr dreißig: ein nervöses Aufzucken — ist das Kanonendonner?! Ja — die Kanonen rufen. Vom Lustgarten herüber schallt Schuß

auf Schuß, und in diese kriegerische Ouvertüre mischt sich, langsam anschwellend und immer lauter und lauter werdend, ein gewaltiger Freudenruf — die Begrüßung des Volkes. Mischt sich auch nahendes Pferdegetrappel. Hurra — Hurra! Der Zug naht. Voran die Postillone, ein ganzer Schwarm, an fünfzig — dann zwei Piköre zu Pferde, dann Rittmeister von Holtzing mit der ersten Schwadron der ersten Gardedragoner, bei denen Großherzog August als General der Kavallerie à la suite geführt wird, dann ein sechsspänniger Hofwagen mit zwei Herren: dem Kammerherrn von Heynitz und dem Hofmarschall Baron Wangenheim, dem getreuen alten Freunde der Großmutter der herzoglichen Braut. Noch zwei Sechsspänner schließen sich an; in dem einen sieht man den blondgrauen Vollbart des Grafen Alvensleben-Neugattersleben neben einem anderen Kavalier, im zweiten unseren früheren Oberstallmeister und jetzigen Obertruchseß Grafen Ernst von Wedel zu seiten des oldenburgischen Staatsministers Exzellenz Willich. Wiederum Pferdegetrappel: die Gardedukorps in Supraweften und blankem Panzer, durchweg große bildhübsche Burschen, eine wahrhafte Elitetruppe — und jetzt endlich die Galakutsche oder vielmehr die „große königliche Staatskarosse", jener ungeheure, von der Königskrone überragte, aus Gold, Kristall und Purpurkissen bestehende, mehr durch seinen Prunk imponierende als geschmackvolle und praktische Wagen, der zu derlei Einholungen zur Verfügung steht. Die acht erlesensten Trakehner des Marstalls ziehen ihn; vier Stallknechte in großer Gala schreiten zu jeder Seite der Gäule, auf den Trittbrettern balanzieren Pagen in roten Schoßröcken mit goldgestickten Brandebourgs und Eskarpins, auf dem riesigen Kutscherthron sitzen Führer und Diener, die völlig vergoldet erscheinen und Dreispitze auf ihren gepuderten Perücken tragen. Vizeoberstallmeister Baron Esebeck, eine schlanke, vornehme Gestalt in ziegelrotem Rock mit goldenem Wehrgehänge, und zwei Stallmeister geleiten den Wagen, zu dessen Rechter der Oberstallmeister Freiherr von Reischach, zur Linken ein Rittmeister von der Gardedukorps reitet. Durch die großen hellen Kristallscheiben des Wagens kann man in das Innere schauen: im Fond sitzt die Prinzessin Friedrich Karl in einer fliederfarbenen

Robe und neben ihr die Herzogin-Braut, in den Händen ein Bukett aus weißen Nelken, mit freundlichem Lächeln dem jubelnden Volke zunickend — gegenüber den beiden Fürstinnen hat die Gräfin Schlieben Platz genommen. Hinter dem Wagen noch ein paar Reiter: General von Hahnke, General Graf Moltke und der Polizeipräsident, dann wieder Gardedukorps und wieder ein sechsspänniger Wagen mit den Damen der Prinzessin Friedrich Karl und der Herzogin. Eine Schwadron der Gardekürassiere und ein Schwarm von Hoflakaien schließen den Zug ab. Ein Traum, ein Märchenbild, ein Stück Feerie — so gleitet das Ganze vorüber . . .

Nachklänge von den Festen

1. März

Ein letztes Stimmungsbild von den Festen: mit umwickeltem Halse, hustend, krächzend, verschnupft und erkältet. Verschnupft aber nur körperlich, nicht seelisch. Der Wettergott hat uns absolut im Stiche gelassen — es war ein unfreundlicher Hochzeitstag mit seinen tief hängenden Wolken und dem fallenden Naß. Und zu allem der Streik der Droschkenkutscher! Ich glaube, das Volk macht sich höllisch wenig aus diesem Wutausbruch der „Lacköpfe", der für sie selbst übrigens am schmerzlichsten sein dürfte; aber unsereiner spürt, namentlich an solchen Tagen rasender Eilfertigkeit, das Fehlen der gewohnten Vehikel doch gewaltig. Nun hatte ich mich freilich behelfen können: ein mit Glücksgütern gesegneter Freund, der sich des Besitzes eines Automobils erfreut, hatte mir den freudig begrüßten Kraftwagen zur Verfügung gestellt; jedoch die Freude minderte sich, als ich sah, daß das Auto offen war. Mir schwante schon von Anbeginn ab nichts Gutes; aber sapristi, eine so grimme Erkältung hatte ich doch nicht erwartet! Außerdem: als ich in der Abendstunde mein Kraftmoppelchen am nötigsten gebraucht hätte, war es spurlos verschwunden. Es ist kein Verlaß mehr in der Welt.

Unter den Linden gegen drei Uhr nachmittags: Auffahrt zum Schlosse. Ähnlich so, wie Berlin es bei Gelegenheit des Ordens-

festes und der großen Couren bewundern kann, nur noch lebhafter bewegt. Die nicht im Schlosse wohnenden Fürstlichkeiten wurden in den prunkvollen Hofkarossen abgeholt, alles Übrige kam in geschlossenen Equipagen oder in Automobilen mit verdeckter Karossierung. Und drinnen im Fond waren die Insassen so in Mäntel, Pelze und Umhänge gehüllt, daß man nicht viel von ihnen sah. Nur der Kaiser und der Kronprinz wurden erkannt und mit freudigen Zurufen begrüßt. Die Erinnerung an die festliche Auffahrt bei der Hochzeit des Kronprinzen hielt dieses Bild nicht aus. Damals leuchtete ein blauer, sonnenüberglänzter Sommerhimmel über der Reichshauptstadt; diesmal schien das grämliche Februarwetter allen Gleiß ersticken zu wollen . . .

In der Schloßkapelle. Wir haben oben auf der Galerie, die sich um den Kuppelbau zieht, noch ein Plätzchen gefunden, allerdings ein wenig eingeengt von arbeitenden Ellenbogen rechts und links, aber wenigstens dicht an dem schmiedeeisernen Gitter, so daß das Auge das tief unten sich entfaltende Bild umfassen kann. Umfassen — ja, ist das der richtige Ausdruck? — Zunächst sieht man nichts als ein grelles, unruhiges Flimmern, einen Strom von goldgelbem Licht, der aus gewaltigem Schacht emporzuquellen scheint. Erst allmählich gewöhnt sich das Auge, und der glanzgeblendete Blick unterscheidet die Einzelheiten. Der Lichteffekt ist ein wundervoller. In den weißen Schimmer der elektrischen Kugeln in den Nischen der Kapelle mischt sich das rötliche Gelb der Kandelaber und Altarkerzen; von dem Marmor der Wände fallen Reflexe zurück, und aus der weit geöffneten Tür quillt mit dem Strom der eintretenden Gäste wiederum eine neue Flut hellen Lichtes und ergießt sich über die Quadern des Fußbodens, den zum Altar führenden purpurfarbenen Läufer und die bunten Arabesken des kostbaren Teppichs vor dem Allerheiligsten. Hier hat sich um Oberhofprediger Dryander die gesamte Hof- und Domgeistlichkeit geschart, während durch die Pforte gegenüber noch immer der Strom der Gäste quillt: Offiziere, Diplomaten, Fürstlichkeiten, der Persönlichkeit nach von der Galerie aus schwer erkennbar — eine grelle Mischung wahllos durcheinanderfließender Farben — Uniformen, goldgestickte

Brustseiten, funkelnder Ordensschmuck, lichte Damentoiletten, ein Aufblitzen von Edelgestein und Geschmeide aller Art . . . Der bunte Strom verteilt sich im Kapellenraum, quillt in die Nischen hinein, umspannt in weitem Halbkreise den freibleibenden Raum vor dem Altar . . . Nun eine starke Bewegung, das leise feine Schwirren eines Glockensignals, ein rhythmisches Klopfen. Die Geistlichkeit verläßt den Altar und schreitet zur Tür: der Hochzeitszug naht, während die Glocken zu läuten beginnen. Voran zwei Kammerfuriere in Gold und Braun, in Röcken, wie man sie schon zur Zeit des ersten preußischen Königs trug — dann eine Welle von schillerndem Rot: das Pagenkorps — dann die beiden Reichsherolde (Graf Rantzau und Herr von Leckow) in der vom Kaiser selbst entworfenen und von Doepler gezeichneten, mit gestickten Wappen übersäten phantastischen Tracht, und endlich der große Vortritt. Zunächst der sonst selten in seinem Amt fungierende Oberstmarschall Fürst Maximilian Egon zu Fürstenberg und der Oberstkämmerer Fürst zu Solms mit dem großen Schwarm der Zeremonienmeister, Kammerherren und Kammerjunker. Alles, was den Kammerherrenschlüssel führen darf, scheint beisammen zu sein; auch die alten Herren, die sonst nicht mehr gern die Bürde des höfischen Dienstes auf sich nehmen, und selbstverständlich die allerjüngsten. Der Prinz trug die Uniform des ersten Garderegiments, die junge Prinzessin eine Robe aus weißem, silbergeblümtem Tüll mit mächtiger Schleppe in diese eingestickt ein Bandeau von stilisierten Silberrosen und Myrtensträußchen, während der ganze Stoff zugleich übersät schien von kleinen Röschen und Myrtenzweigen; von der blühenden grünen Krone, die das schöne Haar schmückte, wallte der bräutliche Schleier. Vier Hofdamen trugen die Schleppe. Es folgten nun zunächst die gesamten Hofchargen, so geordnet, daß die obersten Hofchargen, Fürst Pleß als Oberstjägermeister, Fürst Radolin als Obersttruchseß und der Herzog zu Trachenberg als Oberstschenk, den Beschluß bildeten und den Übergang zum Kaiserpaare. Den Kaiser umgaben außer dem Hausminister und dem Chef des Zivilkabinetts das ganze Hauptquartier, die General- und Flügeladjutanten, die Kaiserin, deren Schleppe von ihren sechs Hofdamen getragen wurde, die Getreuen ihres per-

sönlichen Hofstaates. Nun kamen die Prinzen, die Eltern der Herzogin und die souveränen Fürstlichkeiten, zum Teil wiederum mit großem Gefolge, ein schier endloser Zug, der sich erst zerteilte, als die höchsten Herrschaften ihre Plätze vor dem Altar eingenommen hatten. In diesem Augenblick begann der Gesang des Domchors, und dann setzte die Orgel ein: ein Augenblick, unbeschreiblich und unvergeßlich in seiner erhabenen Feierlichkeit. Das wohllautende weiche Organ des Oberhofpredigers schallte durch den Raum: wiederum, wie bei dem Festgottesdienst am Sonntag, nur eine kurze, aber von Herzen zu Herzen gehende Predigt. Beim Wechseln der Ringe vernimmt man von draußen her das dumpfe Dröhnen der Kanonen, den Freudensalut der am Lustgarten postierten Artillerie, und dann klingt abermals von der Höhe der Kapelle vierstimmiger Gesang und Orgelspiel — die Zeremonie ist beendet. Einen Augenblick scheint das Bild unten, von der Galerie aus gesehen, in tausend Farben zu zerfließen; aber aus dem scheinbaren Chaos entwickelt sich von neuem der Zug, der in gleicher Ordnung wie vordem die Kapelle verläßt . . .

Von der Zeremonientafel weiß ich nichts zu vermelden, wohl aber von der Schlußfeier im Weißen Saal. Hier hatte, wie immer bei derlei Festlichkeiten, eine Kette von Pagen mittels Stäben, die durch silberne Schnüre verbunden sind, die Mitte des Raumes abgesperrt; dahinter nahmen die Herrschaften, die im Marinesaal und den anschließenden Prunkgemächern gespeist hatten, Platz. Allmählich füllt sich der in das blendende Licht der elektrischen Kronen getauchte herrliche Saal. Prinzeß Viktoria Luise mit dem Prinzen Oskar, hinter beiden eine Hofdame und Oberst von Gontard, werden sichtbar, dann der Kronprinz, dessen schlanke Gestalt durch den weißen Kürassierkoller noch mehr gehoben wird, die Prinzen Adalbert, August Wilhelm und Joachim. Immer mehr füllt sich der riesige Raum. Auch im Rittersaal scheint die Tafel aufgehoben zu sein: die Fürstlichkeiten nahen, die Schleppen rauschen und knistern über das Parkett, die Kammerherren fliegen geschäftig hin und her, ein niedlicher kleiner Page kann seinen Platz nicht finden und macht ein verängstigtes Gesicht. In den Logen und auf den Hautpas

hat die Damenwelt bereits ihre Plätze eingenommen, umflossen vom Glanz der Schleppen. Aus der Westloge winkt die Kronprinzessin ihrem Gatten zu; da sieht man auch die rosigen Gesichter der jüngsten Prinzen. Nun das Klopfzeichen des Oberstmarschalls: Fürst Fürstenberg tritt mit den beiden Herolden ein, ihm folgt der Zwölferreigen der Fackelträger — nicht mehr, wie dereinst, die Minister, sondern die zwölf hübschesten und elegantesten Kadetten des Pagenkorps, prächtige Jungen, die schlanken Gestalten in Scharlach und Gold gekleidet, mit weißen Kniehosen, weißen Seidenstrümpfen und Lackschuhen, die brennende Wachsfackel in der Rechten. Sie schreiten dem Kaiserpaare voran; die Schleppe der Kaiserin wird wieder von sechs Damen getragen, die Suite des Kaisers bilden sechs Offiziere der Gardedukorps in roten Galaröcken unter Anführung des Generals von Scholl in seiner berühmten Rokokotracht, das frische Gesicht unter schneeweißer Perücke. Nun folgen Rundgang und Tanz. Das Zeremoniell ist genau eingeübt, die Pagen wissen Bescheid. Der Oberstmarschall mit den Fackelträgern naht sich zunächst dem jungen Paare, das ihm folgt, um die kaiserlichen Eltern zur Rundtour aufzufordern. Der Kaiser führt seine Schwiegertochter, Prinz Eitelfritz die Mutter. Bei der zweiten Tour geleitet der Großherzog von Oldenburg seine Tochter, der Prinz die Großherzogin Elisabeth; bei den nächsten Rundgängen kotoyieren je vier Prinzen die Prinzeß Sophie Charlotte, während Prinz Eitelfritz je zwei Prinzessinnen führt, bis mit der letzten Tournee, die der Prinz allein mit der jungen Prinzeß Alexandra Viktoria zu Holstein tanzt, der Reigen abschließt. Es liegt viel Würde und Feierlichkeit in dieser alten Zeremonie, und sie paßt durchaus zu dem großen und schönen Bilde fürstlichen Glanzes, zu dem köstlichen Rahmen des Weißen Saales und dem farbigen Kranze der Geladenen. Unter den Klängen der Fackeltanzkomposition des Prinzen Joachim Albrecht verläßt der Kronzug den Saal — die Damen rauschen zu tiefem Knicks hernieder, aller Häupter neigen sich: das prunkvolle Schauspiel ist zu Ende . . .

3. März

Das große Haus am Königsplatz mit seinem merkwürdigen goldenen Aufsatz hat sich geleert: mit dem üblichen Hoch auf den kaiserlichen Herrn ist die Reichstagssession geschlossen worden, und, gleichfalls wie üblich, hatten die Sozialdemokraten schon vorher Ferien gemacht, um in das Hoch nicht einstimmen zu brauchen. Für die Großstadt kommt jetzt die stille Zeit. Wer gezwungen ist, in Berlin zu verbleiben, hat in seinen Mußestunden ein Anrecht auf Langeweile. Die Zerstreuungen sind rar geworden oder bieten wenig: da war der groteske Abschiedstanz im Reichstage denn eine gelungene Abwechselung, über den sich wenigstens eine kluge Unterhaltung lohnt. Deimling — ha! Wer ist denn der Mann, der es wagt, den erwählten Vertretern des Volkes so würdelos, so ganz ohne Respekt gegenüberzutreten?! Der liberale Bürger ruft es und pustet unwirsch, und sein Bierglas schäumt wie er selber. Aber man hat dem Deimling die Wahrheit gesagt! Müller und Gröber und Ledebour, die haben es ihm gegeben! — Der liberale Bürger weiß es aus seiner Zeitung, und er schwört auf das, was er beim Morgenkaffee liest.

Berlin ist noch immer die alte „Hochburg des Liberalismus“. Doch der Berliner Liberalismus hat sich gewandelt; in die demokratischen Adern ist viel soziales Blut geflossen. Noch hat das wenig zu sagen. Trotzdem — die Wandlung greift um sich; das sozialdemokratische Gift frißt weiter. Es frißt sich auch in die Schichten des gebildeteren Bürgertums hinein. An die Stelle eines starken Vaterlandsgefühls tritt ein schwammiger entnationalisierender Kosmopolitismus. Der Empfang, dessen sich unsere Bürgermeister in London zu erfreuen hatten, und die schönen Worte, die drüben gewechselt wurden, haben zu wenig schmeichelhaften Vergleichen zwischen uns und England geführt. Man fühlt sich wieder als Anglomane und preist das demokratische Ideal Old-Albions, ohne der ultrakonservativen Unterströmungen zu gedenken, auf denen dies Ideal sich aufbaut. Denn Patriotismus belächelt man als Chauvinismus. Für den Feldzug in Afrika hat man längst das Interesse verloren, und

bei den Verlustlisten zuckt man die Achseln. Das Gefühl für die Größe des Heldentums ist schwach und zag geworden.

Daß wir auch nüchterner geworden sind, was tut es!? Was tut es, daß wir nicht mehr das Pathos wollen und statt auf dem Kothurn auf festen Sohlen zu wandeln wünschen! Ein bißchen Realismus kann uns nur nützlich sein. Aber die Untergrabung unseres Nationalgefühls, des Respekts vor der Autorität, der Achtung vor der Heldenhaftigkeit schädigt auch den monarchischen Gedanken. Das monarchische Empfinden ist äußerlich geworden. Die Hüte fliegen noch, und der Mund ruft Hurra, wenn der Kaiser sich zeigt, und wenn der Kronprinz die Linden hinabfährt, sammelt sich das Publikum. Aber die Herzen sind dem Throne fremder geworden. Man wird mir antworten: die Krone selbst und die Regierung sind schuld daran. Die größere Schuld trägt die sozialdemokratische Verhetzung. Sie ist der wachsende Keil, der sich zwischen Volk und Thron drängt, und ihre straflose Besudelung des Purpurs fördert die republikanischen Gelüste. Wer die Großstadtgesellschaft kennt, weiß, daß man den Gedanken, für seinen König in den Tod gehen zu können, mit ironischem Lächeln auffassen würde. Daher auch die grenzenlose Wut über den Obersten von Deimling. Ein Rüpel, der unser Fürstenhaus schmäht, ist ein „Heißsporn"; den königstreuen Offizier aber, der sich in der Hitze des Wortgefechts in der Wahl seiner Ausdrücke vergriff, möchte man am liebsten zerfleischen.

Die Wandlung wächst. Das proletarische Empfinden, das die Sozialdemokratie in die Reihen des Bürgertums zu tragen sucht, macht Fortschritte. Auch auf anderen Gebieten. Die „überwundene Moral" kehrt die Sitten von gestern um. Nicht, daß der Leichtsinn größer geworden wäre; mit dem Leichtsinn weiß man sich abzufinden. Doch das Gefühl für den Anstand verflacht, und die Renommage mit der Umwertung des Überlieferten nimmt zu. Den Heldenkult verspottet man; aber jeder dumme Junge, der „aus Prinzip" einen Zweikampf ablehnt, läßt sich als Held feiern, und jeder Schreier, der in der Volksversammlung Kirche und Thron beschimpft, fühlt sich als Heros. Liebesverhältnisse hat es zu allen Zeiten gegeben, und nur ein zelotischer Eiferer

wird gegen sie wüten. Heute aber begnügt man sich nicht mehr mit dem „Verhältnis“, sondern kündigt im Inseratenteile der Zeitungen öffentlich an, daß man sich mit der und der „zu freier Ehe“ verbunden habe. Es ist Mode geworden, den „Immoralisten“ zu spielen. Er ersetzt gewissermaßen den Übermenschen Nietzsches, den eine Zeitlang jeder Kommis in sich fühlte, der einmal etwas von Zarathustra gehört hatte. So preist denn auch die Modeliteratur Oskar Wilde, und wer das innerste Gefühl hat, „pervers veranlagt“ zu sein, erzählt es mit einem gewissen Stolze. Gewiß, auch in der Auffassung der Sittengesetze wandelt sich manches naturgemäß. Unserer Urväter Derbheit würde heute mit Recht unter den Paragraphen der „öffentlichen Ärgernisse“ fallen, und was unseren Großvätern noch schämig erschien, dünkt heute uns Prüderie. Ich hasse die Prüderie, die übrigens nicht nur bei uns zu Hause ist: auch im freien Amerika hat es Anstoß erregt, als Präsident Roosevelt im Weißen Hause zu Washington ein Gemälde aufhängen ließ, auf dem ein nacktes Weib abgebildet war. Noch mehr aber als die hypermoralische Prüderie hasse ich das Renommieren mit dem Gegenteil. Auch in dieser Beziehung hat die Sozialdemokratie die Köpfe verwirrt.

Neben Wilde ist der Amerikaner Walt Whitman — ein Ausländer muß es schon sein — der Held der Modeliteratur: aber nicht etwa der feinsinnige Poet, sondern der „Reformer“, der Kirche und Konfessionen und Priester aus der Welt schaffen wollte. Denn selbstverständlich: obwohl die Sozialdemokratie die Religion als Privatsache erklärt, ist es doch guter Ton unter der Jugend Berlins, die sich zur Partei Bebels oder zum Anarchismus bekennt (letzteres ist noch eine kleine Schattierung feiner), daß man „überzeugter Atheist“ ist. Man darf sich damit aber nicht im Stillen abfinden, sondern muß es laut sagen, sehr laut. So laut wie Walt Whitman, der neue Götze, der aus griechischer und christlicher Religion die „demokratische“ Religion der Zukunft zu gebären hoffte. Vorläufig beschränkt man sich darauf, aus der Landeskirche auszutreten. Der frühere Pastor Göhre hat dies den Berliner Arbeitern anempfohlen, gewissermaßen als Provokationsmittel. Aber gerade die Arbeiter

hängen stärker an der Tradition als unsereiner. Sie folgten nicht oder doch nur vereinzelt. Dafür mehrt sich der Austritt aus der Kirchengemeinschaft unter den „Intellektuellen", besonders unter den jungen Männern, und zwar im Sinne Whitmans: ein jeder sei sein eigener Priester. Nun ist ganz gewiß nichts dagegen zu sagen, wenn ein Freigeist aus innerster Überzeugung auch äußerlich die Fesseln löst, die ihn noch an die Kirche binden. Aber von innerster Überzeugung ist in diesem Falle bei den wenigsten die Rede. Auch hier spricht die Mode des Revolutionierenden mit, die Kalthoff seine Anhängerschaft verschafft hat, dessen öffentlicher Übertritt zur Sozialdemokratie übrigens nur noch eine Frage der Zeit gewesen wäre, und den ich noch gekannt habe, als er in einem kleinen Dorfe der Neumark sich zum ersten Male den Vollbart wachsen ließ.

Wilde und Whitman gesellt sich als dritter Liebling des jungen revolutionären Berlins der lustige Shaw bei (selbstverständlich wieder ein Ausländer): Shaw als Heldenverspotter. Er hat auch anders geschrieben, aber das läßt man nicht gelten: nur der Shaw, der die Heroen als Hanswurste zeigt, der wird anerkannt und auf den Parnaß erhoben. Daß der billige Witz der Heldenverspottung sehr alt ist, vergißt man mit Absicht. Der Heros im Schlafrock hat immer das Lachen gereizt, und schon Voltaires „Pucelle" hat man lieber gelesen als die Chapelains, die das Vorbild bildete zu dem lustigen Spottliede, das die arme Märtyrerin von Rouen zu einem noch schmerzlicheren Tode verurteilte, als der Scheiterhaufen es war . . .

Der Tod Heinrich Harts und die letzten Bohemiens von Berlin

4. Juni

Heinrich Hart ist gestorben. Die Nachricht ist seinen Freunden nicht überraschend gekommen. Ein fürchterliches Leiden hatte den Ärmsten gepackt: der Krebs. Vor Jahresfrist noch war er der stattliche blühende Mann, und als er am letzten Dezembertage vorigen Jahres seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, war das tückische Leiden schon im Anzug und untergrub seine Kräfte. Er selbst wußte nicht, in welcher Gefahr er

schwebte, er wußte es nicht. Aber er hat unbewußt wie ein Held auf dem Schlachtfelde gegen den nahenden Tod gekämpft, der schließlich nicht mehr der grausame Mäher war, sondern im Lichtgewand zu ihm trat und ihn mit erlösender Hand berührte. Fast ein Vierteljahrhundert ist es her, da wurde ich in Worms mit einem Manne bekannt, den die gleiche schreckliche Krankheit niedergeworfen hatte. Es war ein genialer Mann, Maler, Bildhauer und Baukünstler zugleich: Lorenz Gedon, der Erbauer des Schackhauses in München. Gedon aber wußte, daß der Kieferkrebs an seinem Leben zehrte, und einem alten Freunde, der ihn zu der gleichen Zeit besuchte wie ich, hatte er anvertraut, daß er seinen unsäglichen Schmerzen so gern selber ein Ende bereitet hätte, daß aber der Revolver immer wieder seiner Hand mutlos entfallen wäre. Mutlos diesem Mutigen! Denn ein größerer, ein gewaltiger Mut gehörte dazu, so weiterzuleben. Und doch mußte er es; er durfte nicht durch Selbstmord enden, weil dann die Lebensversicherung hinfällig geworden wäre, die die Seinen vor materieller Not schützen sollte.

Heinrich Hart ist ohne eine Ahnung, daß ihm der Tod bevorstand, aus dem Leben geschieden. Vor einigen Monaten machte er eine furchtbare Operation durch — und überstand sie. Man hatte ihm gesagt, es handele sich um Blutgeschwüre. Als ich ihn wiedersah, erschrak ich; das Messer des Operateurs hatte die linke Seite seines hübschen, offenen und treuherzigen Gesichts förmlich zerfetzt. Aber er lächelte darüber, war lustig und guter Dinge und glaubte zuversichtlich an seine Heilung. Er konnte wieder essen und trinken, nur rauchen und — küssen nicht. „Wer küßt noch meinen entstellten Mund?“ — das sagte er mit heiterer Miene, und mich durchrieselte es eisig. Mir war, als springe etwas in meinem Herzen. Ich kannte ihn seit fünfundzwanzig Jahren und habe tief in seine, von leuchtenden Idealen erfüllte Seele schauen können — und da packte mich unsägliches Mitleid ...

Er war der letzte Bohemien Berlins. Seine immer frohmütige, unbekümmerte Zigeunernatur ist ihm bis zu dem frühen Tode treu geblieben. „Bohemiens“ nennen sich auch heute noch viele, die in Cafés und Kabaretts die Nächte verbummeln und

von Literatur schwätzen und geniale Schlipse zu binden verstehen. Aber das alte literarische Zigeunertum ist ausgestorben, und die meisten von denen, die dereinst im Verein „Durch" die Augen im holden Wahnsinn rollten, sind solide Leute geworden und trutzen nicht mehr der Welt, wenn sie in die Sterne zu greifen versuchen. Heinrich Hart war ein Bohemien vom Stamme Murgers. Das hat ihm oft genug geschadet. In seinen ökonomischen Verhältnissen herrschte immer ein heilloser Wirrwarr, auch in späterer Zeit, als ihm die Honorare üppiger zuflossen denn in jenen Tagen, da er mit Bruder Julius ein Stübchen in der Luisenstraße bewohnte, das manchem jungen hungernden Poeten Nachtquartier geboten hat.

So eng verwachsen waren Heinrich und Julius Hart, daß sie in der neueren Literaturgeschichte immer nur gemeinsam behandelt werden. Von den Brüdern Hart hörte man zuerst, als sie in Bremen die „Deutschen Monatsblätter" begründet hatten. In ihnen kam u. a. Wildenbruchs Tragödie „Harold" zum Abdruck, und als Streitgenossen Wildenbruchs traten sie auch in Berlin auf den Plan. „Realisten" sind sie niemals gewesen; Heinrich hatte seiner ersten Liedersammlung „Weltpfingsten" sogar ausdrücklich den Beititel „Gedichte eines Idealisten" angefügt. In jenen Tagen entstand auch der Plan zu seinem „Lied der Menschheit", jener riesenhaft gedachten Epopoe, die vierundzwanzig Bände umfassen sollte, von denen nur drei erschienen sind. Aber diese drei wiegen Hunderte auf. Gemeinsam mit Julius trat Heinrich Hart auch als Kritiker auf. Der Name „Kritische Waffengänge", die später zu einem „Kritischen Jahrbuch" wurden, knüpfte an Friedrich Vischers „Kritische Gänge" an. Manche sogenannte Größe wurde von ihnen erbarmungslos zerzaust — aber nie verlor sich ihr Ton, auch wenn er sarkastisch und spöttisch wurde, zu jener „Kritik der Gehässigkeit", die nur einzureißen versteht, ohne neue Fundamente zu bieten. So hat Heinrich im Verein mit dem Bruder jahrelang als Kritiker bei der „Täglichen Rundschau", vorübergehend auch bei der „Deutschen Zeitung" und später beim „Tag" gewirkt. Die „Berliner Monatshefte für Literatur, Kritik und Theater", die sie selbständig im Frühling 1885 herausgaben, schliefen schon

im Herbst jenes Jahres wieder ein. Charakteristisch ist, was sie in ihrem Programm notierten: „Keine Schulenbildung; alle Ismen haben als Embleme keinen anderen Wert, als den für die Persönlichkeit. Wir kennen nur eine Poesie: die des Genies, des Talents, und nur einen Feind: die Mittelmäßigkeit, den sich vordrängenden Dilettantismus. Die Poesie des Genies war zu allen Zeiten realistisch und doch auch idealistisch; sie atmete von jeher Wahrheit, Quellfrische und Natur, sie wandte sich stets an den ganzen, gesunden, ringenden Menschen, an alles das, was in uns zur Höhe, was in die Tiefe strebt . . .“

Von dem starken Einfluß, den die Brüder Hart in der Zeit des Gärens auf unsere jüngere Literatur ausgeübt haben, entfällt ein guter Teil auf den nun Verstorbenen. Richard M. Meyer hat nicht unrecht, wenn er sagt, daß die „Organisation der neuen Kunstrichtung“ von ihm ausging. Aus dem Verein „Durch“ sprang eine ganze Anzahl lebhafter Geister in die Welt: Leo Berg, Eugen Wolff, John Henri Mackay, Franz Held, Adalbert von Hanstein, Arno Holz, Johannes Schlaf, Karl Henckell, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Bölsche u. a. — und aus dem Kreise „am Wasser“ von Friedrichshagen, wo sich die Harts mit Bölsche und Bruno Wille ihre Hütten erbaut, ging auch Gerhart Hauptmann hervor. Die wichtigsten Vorboten der neuen Kunstperiode aber waren die „Kritischen Waffengänge“ mit ihren idealistischen Prinzipien, denen Heinrich auch in seiner späteren kritischen Tätigkeit treu geblieben ist. Die letzte Blüte seines hochfliegenden Idealismus: die „Neue Gemeinschaft“, die „ein Orden vom wahren Leben“ sein sollte, ist rasch wieder welk geworden. Die Hoffnungen zerrannen schnell, und nur ein Haufen unquittierter Rechnungen blieb zurück. Aber das störte seinen Jugendmut nicht. Von neuen Plänen erzählte er mir noch bei unserem letzten Zusammensein. Das war in den ersten Apriltagen, da es Lenz zu werden begann. Aber für ihn sollte kein Sommer mehr kommen. Bald nachher kam er in eine Berliner Klinik, dann in die Heilanstalt zu Tecklenburg bei Münster, seiner Geburtsstadt. Auf einer lustigen Karte schrieb er mir, in sechs Wochen hoffe er wiederhergestellt zu sein. Ich wußte, daß er in sechs Wochen nicht mehr zu den Lebenden zählen würde.

Ein warmes und weiches Dichterherz hat zu schlagen aufgehört, und mir ist ein lieber Freund gestorben. Was wir glaubten und hofften, war nicht immer das gleiche; aber die Freundschaft hat auch über das, was uns trennte, Brücken geschlagen.

Die fliegenden Zeitungshändler und die Zensur

31. Juli

Mit einer Resolution haben die Berliner Zeitungshändler der Straße Einspruch gegen das ihnen aufgedrängte Zensoramt erhoben. Sie versammelten sich zu einer Beratung, wie den in letzter Zeit wiederholt ergangenen Gerichtsurteilen zu begegnen sei, nach denen die Zeitungshändler die von ihnen geführten Blätter erst daraufhin zu prüfen hätten, ob sie in jeder Beziehung einwandfrei seien. Da wurde denn nun folgende sehr interessante Erklärung beschlossen: „Die versammelten Berliner Druckschriftenhändler protestieren gegen die Entscheidung des Kammergerichts, durch die sie zu Oberzensoren gemacht werden sollen. Sie glauben nicht in der Lage zu sein, ein Urteil über die sittliche oder unsittliche, politische oder religiöse Tendenz der von ihnen vertriebenen Druckschriften abzugeben. Sie erklären deshalb die in solchen Fällen über die Händler verhängten Strafen für zu hart und verlangen eine baldige Änderung der Sachlage."

In dieser Erklärung gefällt mir besonders das Wort „Oberzensor". Es klingt wie eine Satire auf diese unbegreiflichen Gerichtsurteile. Wenn man sich in diesem Falle auf die Seite der Gerichte stellen will, muß der ehrenwerte Stand der fliegenden Zeitungshändler von Grund aus reformiert und neu organisiert werden. Die Zeitungshändler, und natürlich auch die feminini generis, müssen dann unbedingt eine gewisse akademische Bildung besitzen und einer Reihe von Examina unterworfen werden. Da sie auch englische, französische, russische und italienische Blätter verkaufen, so ist eine genaue Kenntnis dieser Sprachen für sie eine Notwendigkeit. Doch das ist eine Kleinigkeit; für die 69jährige Zeitungsfrau, die bei Sturm und Sonnenschein ihren Posten Unter den Linden festhält, ist das

Erlernen besagter Sprachen nicht schwer. Aber die Aneignung jener umfassenden Bildung, die ein solches Zensoramt verlangt, dürfte doch weniger leicht sein. Es handelt sich nicht allein um die Beherrschung staatsrechtlicher und wichtiger nationalökonomischer Fragen, sondern vor allem auch um eine gewisse Feinheit des Urteils, um eine Klärung der Weltanschauung, um jene Reife des sittlichen Empfindens, wie sie großen Geistern eigen ist. Der Zeitungshändler in der Lützowstraße, bei dem ich öfters kaufe, war früher Hausknecht in einem Petroleumgeschäft. Wenn er nun auch wirklich noch einmal studieren wollte, um sich geistig so weit zu entwickeln, daß es ihm leicht werden würde, ein kritisches Urteil über die politischen und religiösen Tendenzen der von ihm vertriebenen Blätter abzugeben, so zweifle ich doch daran, daß er die Kraft der moralischen Überzeugung finden wird, so ohne weiteres das objektiv Unzüchtige von dem vielleicht Anstößigen und dem künstlerisch Zulässigen zu unterscheiden. Daß man die Zeitungshändler auf Staatskosten studieren lassen müßte, scheint mir ganz klar, und da ihr Verdienst sehr kärglich ist, würde es notwendig sein, ihnen wenigstens das Gehalt eines Geheimen Oberregierungsrats zu sichern. Aber auch dann wären die Schwierigkeiten noch bedeutend. So halte ich es denn für das beste, man nimmt ihnen das aufgedrungene Zensoramt wieder ab und stellt dafür jedem von ihnen ein paar berufsmäßige Zensoren zur Seite. Ein paar müssen es schon sein, denn neben der Tagesliteratur, den Wochen- und Monatsschriften würden auch die Bücher zu prüfen sein, die sie verkaufen. Überwältigt der Zensor das Material nicht in der gegebenen Frist, so werden die Zeitungen vom Dienstag eben erst am Freitag oder Sonnabend verkauft. Darüber würde freilich das Publikum schimpfen, aber das ist ja ganz gleich: wenn nur das Prinzip siegt.

1907

Die ersten Hoffeste — Das aristokratische Element in der ausländischen Diplomatie

24. Januar

Fröhliche Kälte herrscht in Berlin. Aber sie ist nicht unangenehm. Sie beeinträchtigt nicht einmal das Leben auf den Straßen und die Schaulust der guten Berliner. Die Defiliercour am vorgestrigen (Diens-tag-)Abend hatte wie gewöhlich große Menschenansammlungen Unter den Linden, im Lustgarten und auf dem Schloßplatze zur Folge. Aber sehr viel mehr als die in rascher Folge heranrollenden Equipagen, Automobile und Galakarossen der Fürstlichkeiten und Botschafter war nicht zu sehen. Die Fenster der Wagen waren meist dicht mit Eisblumen bedeckt, und da, wo die Termophore innerhalb der Wagen das Fenstereis zum Schmelzen gebracht hatten, ließ sich auch nur eine Fülle von Pelzwerk erspähen: hochgeschlagene Kragen und dichte Verhüllungen. Nur der, dem das Hofmarschallamt Eintrittskarten für die Galerien gewährt hatte, drang tiefer in die Geheimnisse des Abends ein. Ich habe das Bild zu öfterem schildern können; der streng geregelte Zeremonialdienst bedingt, daß kaum je Änderungen eintreten. Der „große" Hofdienst waltet seines Amtes, an seiner Spitze der Fürst zu Solms und Graf Eulenburg, die immer Unermüdlichen. Auf seine Kammerherren kann Fürst Solms zählen wie einst der Papst auf seine Schweizer. Die Herren vom Lande, die den Schlüssel tragen, entziehen sich freilich gern einmal ihrer höfischen Verpflichtung und kriegen zur rechten

Zeit einen Influenzaanfall oder erkälten sich auf der Jagd, wenn Mutter es nicht mit eiserner Energie durchgesetzt hat, daß endlich auch das jüngste Komteßchen bei Hofe vorgestellt werde. Diese älteren Herren sind bequem geworden, und Glanz und Prunk haben keine Anziehungskraft mehr für sie; dafür stürzen die Jüngeren sich mit Ungestüm in den Strudel des höfischen Lebens, und wer eben erst den goldstrotzenden Kammerjunkerrock vom Schneider bekommen hat, der steht in freudigem Erschauern vor der eigenen Herrlichkeit eine halbe Stunde lang vor dem Spiegel und nickt sich zu. O Tand der Welt, wie niedlich bist du! —

Der offizielle Bericht hat den geehrten Leser bereits unterrichtet, wer vor dem Kaiserpaar seine Verbeugung machen durfte; nur ein paar Einzelheiten und Nachträge seien mir gestattet. Die Courschleppe ist bei derlei Gelegenheiten bekanntlich ein wichtiger Bestandteil in der Toilette der Damen. Ohne die vorschriftsmäßige Schleppe geht es nicht, und ihren Farbenton in harmonischen Einklang mit dem Ganzen der Robe zu bringen, ist ein Witz, über den sich um diese Zeit hundert Schneider und Schneiderinnen die Köpfe zerbrechen. Im allgemeinen überwiegt bei der Courtoilette das strahlende Weiß, in das die Phantasie freilich eine Fülle von feinen Nüancen hineinzubringen versteht. Spitzen und Stickereien tun hier Wunder, auch der Pelzbesatz, vom duftigen Schwan bis zum Blaufuchs und Zobel, ist wieder in Mode. Die Schleppe hat gewöhnlich einen tieferen Farbenton als die Kolorierung der Robe und bietet ein geeignetes Feld für wahrhafte Orgien auf dem Gebiete der Handstickerei: für Wunderblumen in Gold und Silber und sezessionistische Künste aller Art, für Ornamentierungen und architektonische Muster, wie nur ein Schneidergenie sie im holden Wahnsinn kühner Träume ersinnen kann. Aber auch hier zeigt sich der Meister in weiser Beschränkung. Ähren, Mohnblumen, Veilchen, Margueriten, ein Empiremuster, eine Grecbordürung erweisen sich wirkungsvoller als ein Taumel der Phantasie, der über lavendelblauen Sammet goldene Chrysanthemen legt und auf lichten Brokat ein Gebilde tuscht, das man getrost in einen Rahmen spannen und für ein Gemälde Jan Toorops ausgeben könnte.

Ein weniges scheint ja die sinnlose Mode der Kleidbemalung gottlob bereits abgekommen zu sein, die man sich beim Maskenkostüm noch gefallen lassen kann, wenn auch dem Humor im sonstigen tiefen Ernst der Schneiderateliers ein Winkelchen eingeräumt wird.

Da haben die Herren es besser; sie brauchen über ihr Kostüm nicht erst zu grübeln. Die Uniform überwiegt, und wer keine tragen darf, behilft sich mit der Hoftracht; zu den Kniehosen bedarf man höchstens leidlich grader Beine. Aber uniformiert ist im preußischen Staatswesen ja so ziemlich alles; selbst die Räte dritter Klasse haben ihren eigenen schönen Ratsfrack. Zuweilen sieht man auch Uniformen, aus denen selbst das höfisch geschulte Auge nicht ohne weiteres klug wird. Dahin gehört der gestickte Frack der englischen Johanniter und der weiße Ritterkoller mit dem schwarzen Balkenkreuz, den die Mitglieder der Ballei Utrecht tragen. Auch die Uniformen der Vertreter exotischer Staaten wechseln häufig; der Gesandte einer kleineren südamerikanischen Republik pflegte sich früher in ein ziemlich schlichtes Gewand zu hüllen, während er gestern förmlich goldplattiert erschien: vielleicht haben inzwischen die Finanzen seines Reiches eine Aufbesserung erfahren, was auch er selbst äußerlich dokumentieren wollte. Bei allen diesen Festlichkeiten überrascht immer wieder die Ordenspracht. Man sollte es nicht für möglich halten, wie viel Orden es auf dieser besten aller Welten gibt. Selbst der Negus von Abessinien kommt nicht ohne Dekorationen aus; sein Orden Salomonis strahlte sogar im Schlosse zu Berlin. Aber das Zuviel schlägt immer den Menschen tot. Einen hohen Hofbeamten sah ich, bei dem erstickte die Fülle der Orden und Bänder schier das reiche Gold seines Rockes. Zu viel der Herrlichkeit. Man soll nicht Austern mit Kaviar belegen und auf indische Vogelnester türmen.

Den Beginn der Cour machten nach Vorschrift die Damen der Minister und Botschafter und des diplomatischen Korps: die Fürstin Bülow in gelbem Damast mit weißen Spitzen, die Schleppe aus gelbem Sammet mit Zobelverbrämung, Gräfin Vitzthum in Lichtblau mit reichen Stickereien, Baronin Gebsattel ganz in Spitzen, Gräfin Bassewitz in Weiß, Baronin Gevers in

Lila. Unter den neu vorgestellten ausländischen Damen fielen Miß Edgarda Robinson in Rosa und Miß Grace Jarvis in Weiß mit aufgestickten Spitzen durch den Geschmack ihrer Toiletten auf. Im Nachwuchs der ausländischen Diplomatie zeigte sich das aristokratische Element als bevorzugt. Belgien hat seiner Gesandtschaft drei Grafen beigesteuert. Auch Frankreichs Botschaft hat noch alten Adel: den Marquis de Laguiche und den Baron de Salignac-Fénelon, dessen Name sogar literarische Erinnerungen weckt. Zu Rußlands Botschaft gehören, es ist ein Glück, wieder zwei geschlossene Kronen: die Fürsten Wolkonsky und Dolgorukow. Unter den inländischen Damen, die zum ersten Male vorgestellt wurden, befanden sich u. a. die Gattin des Leutnants im Gardekürassierregiment Prinzen Maximilian von Thurn und Taxis, eine geborene Prinzessin Metternich in Wien, ferner die Gemahlin des Grafen Adolf Grote, dessen Mutter eine italienische Fürstin, eine Colonna, ist.

Kostümball beim Kronprinzenpaar

9. Februar

Für den großen Kostümball, der am Montag beim Kronprinzenpaare stattfand, waren umfassende Vorbereitungen getroffen worden. Außer an die kaiserlichen Eltern, die prinzlichen Geschwister und die fürstlichen Verwandten waren an eine große Anzahl von Hofchargen, Diplomaten und Militärs mit ihren Damen Einladungen ergangen. Eine Woge buntschillernder Erscheinungen flutete die beiden Treppen hinauf bis zu dem breiten Podest, auf dem die Gastgeber die Geladenen empfingen: der Kronprinz in der überaus reichen und prächtigen Uniform der Kaisergarde aus der Zeit der Katharina II., seine Gemahlin in einem Kostüm Louis quatorze aus goldgelbem Sammet mit brauner Lockenperücke, die das schmale feine Gesicht charakteristisch umrahmte. Hinter den beiden und zu ihren Seiten stand der persönliche Hofstaat: Hofmarschall Major von Trotha als Grande Philipps II., ein Kostüm, das seiner schlanken, elastischen Gestalt vortrefflich kleidete, seine Gattin in Empiretracht, die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, Frau von

Thiele-Winckler, geborene Gräfin Schulenburg, in einer Robe aus der Zeit der Maria Stuart, Komteß Walpurgis Dohna und Fräulein von Helldorff in englischen Hofkostümen des achtzehnten Jahrhunderts wie zwei Bilder von Reynolds und Gainsborough, Kammerherr Graf Johannes Bismarck-Bohlen, der Schwiegersohn unseres Hausministers, als Herzog von Guise oder wenigstens in der Tracht jener Zeit. Seine Nichte, Komteß Theda Bismarck, erschien erst im Gefolge des Kaiserpaares; bewundernde Blicke folgten den Allerhöchsten Herrschaften, die Kostüme aus der Zeit des Großen Kurfürsten angelegt hatten, und von ihren Hofstaaten geleitet wurden, unter denen Fräulein von Gersdorff, Gräfin Rantzau, die Kammerherren von dem Knesebeck und von Winterfeld und der Flügeladjutant von Senden durch den Geschmack ihrer gutgewählten Trachten auffielen. Den Zug der Prinzen führte Eitel Friedrich an als Gardeoffizier aus den Tagen vor Jena, dann kam Prinz Adalbert in einem Hofkostüm aus der Zeit Georg Wilhelms; Prinz August und seine Braut, Prinzeß Alexandra, bildeten ein Watteaupaar von reizender Anmut, Prinz Oskar erschien als brabantischer Junker. Sehr zahlreich waren unter der farbenfreudigen Fülle der Trachten die Uniformen der alten Armee vertreten, vor allem der friderizianischen Zeit. Von den pommerschen Kürassieren, denen der Kronprinz à la suite angehört, war eine ganze Anzahl Offiziere in der Uniform des Regiments anwesend, wie sie bei Hohenfriedberg getragen wurde. Auch Prinz Eitel Fritz kehrte nach dem Kostümwechsel vor dem Kotillon als friderizianischer Obrist wieder, der Kronprinz als Kommandeur des berühmten Dragonerregiments von Anspach und Bayreuth. Prinz Albert zu Schleswig-Holstein, der Kommandierende unserer Gardekürassiere, erschien als Seydlitz-Kürassier, und auch seine junge Gemahlin, geborene Gräfin Ysenburg-Büdingen, trug den Dreispitz und die scharlachene Sopraweste des stolzen Reiterregiments; sein Namensvetter von der Augustenburger Linie, der Kommandeur der Leibgardehusaren, hatte die alte Uniform der Zieten-Husaren angelegt, Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz die des ehemaligen Regiments Henning. Von den Damen der ausländischen Diplomatie

trugen verschiedene die Nationaltrachten ihrer Länder, so Frau von Panianow bulgarisches, Frau von Messojedow altrussisches, Gräfin Durini italienisches Kostüm.

Die Malteser beim Kaiser
Vom Grafen Friedrich Zollern

18. Februar

Man hat gelesen, daß der Kaiser jüngst eine Abordnung der beiden preußischen Genossenschaften des Malteserordens empfangen hat, die ihm die Insignien des Großkreuzes und Ehrenbaillis überreichte. Seltsame Begriffe über das Wesen des Ordens sind dabei zutage gefördert worden. Seine glorreiche Geschichte, eine Epopöe von rauschender Schönheit, die auch einen Schiller begeistern konnte, ist gefüllt mit unvergänglichen Heldentaten. Das Rittertum des Mittelalters, repräsentiert durch die drei großen Ordensverbände der Johanniter, Templer und Deutschritter, war der Wecker jener Poesie, in der die romantische Epik unserer Literaten wurzelt; der Nachhall seines Heroismus tönte in klingenden Liedern durch die Welt. Mit dem Untergange von Rhodos, der kleinen Mittelmeerinsel, auf der die Johanniter nach dem Verluste Palästinas und Cyperns eine stolze Adelsrepublik begründet hatten, erstarb denn auch die Ritterpoesie des Mittelalters. Mächtiger als die Waffen der Ungläubigen erwies sich der neue Geist, der mit der Geburt des sechzehnten Jahrhunderts im Abendlande zu erwachen begann. Wohl fand der Johanniterorden auf dem Felseneilande von Malta eine neue Heimat und rächte hier vierzig Jahre nach dem Fall von Rhodos die Niederlage an dem Greis gewordenen Soliman, aber inmitten der neuen großen Ideen, die die Zeit mit sich brachte, vereinsamte das maltesische Johannitertum immer mehr. Es verlor seine politische Selbständigkeit und mit dem wachsenden Verfall des ottomanischen Reiches auch den letzten äußeren Feind, an dem es bisher seine Stärke erprobt hatte. Und dann kam der kleine Mann aus Korsika und gab dem alten Orden den Todesstoß. Eine seltsame Ironie des Schicksals. Franzosen waren die ersten ge-

wesen, die das Johanniterkreuz im Heiligen Lande errichteten — ein Franzose vernichtete es. Schon von Beginn der Reformation ab trennte sich der nordische Zweig des Ordens gänzlich von dem Kapitel; die Groß-Ballei Deutschland, deren Prior in Heitersheim residierte, wurde fast selbständig. Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war daneben die Ballei Brandenburg begründet worden, die 1810 durch preußisches Säkularisationsedikt aufgelöst wurde. An ihrer Stelle wurde 1812 der Königlich Preußische Johanniterorden zum Zweck der Krankenpflege geschaffen, und 1852 wurde für protestantische Edelleute die Ballei Brandenburg wieder aufgerichtet, jedoch ohne Rückerstattung der eingezogenen Güter. Der katholische Zweig, heute Malteserorden genannt, behielt seine Souveränität weiter. Großmeister ist seit vorigem Jahr Fürst Thun-Hohenstein, Protektor am Heiligen Stuhl Kardinal Vanutelli, Gesandter am Wiener Hofe Graf Hardegg-Glatz. Ein Priorat deutscher Zunge existiert nur noch in Böhmen; dagegen haben sich, wie in England, Spanien und Frankreich, auch in Deutschland maltesische Ritterassoziationen gebildet: die rheinisch-westfälische mit dem Grafen Hoensbroech und die schlesische mit dem Grafen Praschma an der Spitze.

Diese beiden Vereinigungen waren es, die in der Vertretung ihrer Konvente jüngst vor dem Kaiser erschienen. In der Ansprache nannte Graf Praschma auch einen Ahnen des Kaisers, der sich vor Jahrhunderten auf türkischer Erde unter dem Zeichen des achtspitzigen Kreuzes Lorbeer errungen habe. Selbst ein Blatt, das sonst recht sorgfältig redigiert wird, stand der Erwähnung dieser Tatsache ratlos gegenüber. Wirklich aber hat ein Graf Friedrich von Zollern in der Geschichte des Johanniterordens einmal eine bedeutsame Rolle gespielt. Er war der zweite der drei Söhne des 1333 verstorbenen Grafen Friedrich des Älteren von Hohenzollern, trat zuerst als Chorherr in das Domstift zu Augsburg ein und übernahm dann das Kanonikat beim Hochstift Straßburg. 1346 brach er nach dem Morgenlande auf und wurde vom Großmeister Dieudonné von Gozon, dem berühmten „Drachentöter" von Rhodos, in den Johanniterorden aufgenommen. Seine ersten Sporen verdiente er sich im Kampfe um die Insel Embro gegen die Türken und wohnte später auch

den Kämpfen bei, die die Rhodiser mit dem ägyptischen Sultan zu bestehen hatten. 1362 war Graf Friedrich wieder daheim und zwar zuerst als Kommendator von Bubikon im Kanton Zürich dann als Kommendator von Hennendorf bei Rothenburg am Neckar und von Villingen im Schwarzwald. In dieser Eigenschaft schloß er mit dem Großprior Konrad von Braunsberg den für die Geschichte des Ordens und speziell der Ballei Brandenburg denkwürdigen Vertrag von Heimbach, in dem das Verhältnis zum Konvent zu Rhodos geregelt wurde. Nach Braunsbergs Tode wurde Friedrich selbst Großprior von Deutschland, schloß sich als solcher, achtzig Jahre alt, dem Kreuzzuge an, den der Papst gegen Sultan Bajezid I. ins Leben gerufen hatte, und zeichnete sich in Ungarn, wo es zu den ersten Kämpfen mit den Türken kam, durch seine Heldenhaftigkeit aus. Seine größte Tat aber war 1407 die Eroberung eines von Tamerlans Tataren besetzten karischen Schlosses unweit der Johanniterburg St. Pierre, der Ordensinsel Lanzo gegenüber gelegen. Zum Gedächtnis daran wurde bestimmt, daß der jedesmalige Großprior von Deutschland auch Johanniterkommandant von St. Pierre sein sollte. Graf Friedrich starb fast hundertjährig noch im selben Jahre. Seine Gebeine ruhen auf fremder Erde, die Totenmesse wurde ihm im Kloster Stetten bei Hechingen gelesen. Das war jener Ahne unseres Kaisers, auf den Graf Praschma bei dem Empfang der Malteser anspielte. —

Die Investitur des Prinzen Eitel Friedrich zum Herrenmeister des Johanniter-Ordens

19. März

Vier Wochen nach dem Empfang der Malteser fand im Schlosse die höchst interessante feierliche Investitur des Prinzen Eitel Friedrich zum Herrenmeister des Johanniterordens statt. Die Hofansage hatte bestimmt, daß die Investitur bereits um 11 Uhr vormittags stattfinden sollte. So herrschte denn schon in der zehnten Morgenstunde Unter den Linden ein reges Leben. Tausende von Menschen drängten sich auf den Trottoirs, um die Auffahrt

beobachten zu können, auf dem Schloßplatze wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Die geladenen Johanniter fuhren vom Lustgarten her durch Portal Nr. V unter den Baldachin vor dem linken Schloßeingang und versammelten sich um 1/2 11 Uhr im Rittersaale, dem ehemaligen alten Thronsaal, dessen barocke Pracht in den genialen allegorischen Gruppen der vier Erdteile über den Seitentüren, Meisterwerken von der Hand Schlüters, ihren Höhepunkt erreicht. Auch sonst erinnert hier noch manches an vergangene Tage: die wundervolle Holzschnitzerei der Mitteltür unter dem ehemals silbernen, von Friedrich dem Großen in Zeiten der Not eingeschmolzenen Trompeterchor, das von Eosander entworfene Prunkbüfett mit den Prachtstücken der Silberkammer, der herrliche Kristallkronleuchter, den Friedrich Wilhelm III. einst von der Stadt Worms kaufte.

Der Rittersaal füllte sich bald mit den Roträcken der Johanniter. Die neue Uniform ist ungleich geschmackvoller als der alte Leibrock, der an den Standesherrenfrack der Grundbesitzer Mecklenburgs erinnerte. Der scharlachrote Waffenrock trägt weiße Aufschläge, Patten und Kragen, die mit Goldstickerei eingefaßt sind, und zwei Reihen Goldknöpfe mit dem Kreuz des Ordens. Dazu gehören weiße Beinkleider, hohe Stulpenstiefel mit goldenen Ritterspornen, ein Schwert an goldenem Gurt mit einem, mit silbernem Johanniterkreuz belegten Schloß und ein merkwürdiger Operettenhut mit goldener Schnur und schwarzweißer Straußenfeder. Auf der linken Seite des Waffenrocks sitzt das linnene Kreuz, die Halsdekoration wird an schwarzgewässertem Atlasbande durch die Schulterstücke gezogen; von der rechten zur linken Schulter wallt der lange schwarzseidene Ordensmantel mit seinem großen weißen achtspitzigen Kreuz herab. Das ist die Uniform der Rechtsritter, die bei den Kommendatoren, Ehrenkommendatoren und dem Ordenshauptmann kleine, kaum sichtbare Unterschiede aufweist; bei den, dem Orden nur affiliierten Ehrenrittern (die heute den Ritterschlag empfangen sollen) sind die Rabatten des Waffenrocks rot statt weiß, die Hutfedern schwarz, die Sporen stählern.

Immer voller wird es im Saal. Die Kommendatoren sind vollzählig zur Stelle, sonst sind von jeder Provinzial-Genossenschaft nur fünf Herren geladen. Da kommt der Ordenshaupt-

mann, Exzellenz Graf Wartensleben, der bisherige Statthalter, eine populäre Erscheinung in Berlin, da der Ordenssekretär, Kammerherr Dr. von Brünneck, da der Ordens-Werkmeister, der greise, für alle Wohltätigkeitsbestrebungen unermüdlich tätige Graf Zieten-Schwerin — da ist auch der Ordenskanzler, Hausminister von Wedel. Es wird voller und voller: der rote Rock herrscht vor — er befremdet bei manchem, den man in anderer Uniform zu sehen gewohnt ist, so beim Grafen Hülsen-Häseler, dem Grafen Hochberg, dem Polizeipräsidenten Dr. von Borries, dem Grafen Dönhoff-Friedrichstein, dem Sonnewalder Grafen Solms. Selbst die Hofchargen haben teilweise ihre Glanzröcke zugunsten des roten Waffenkleides abgelegt: die Zeremonienmeister von Esbeck-Platen, von Itzenplitz, von Rosenberg, von Seckendorff, Graf Pückler.

Inzwischen haben sich in der langen Bildergalerie, in der man bei den Hoffestlichkeiten oft genug die durstige Kehle gelabt hat, die obersten, Ober-, Vizeober- und unteren Hofchargen, die Generalität, General- und Flügeladjutanten und als einziger seiner Charge der Geheime Kabinettsrat des Kaisers, Herr von Lucanus, versammelt. Im Kapitelsaal, den Werners großes Ölbild der ersten Verleihung des Schwarzen Adlerordens durch König Friedrich I. schmückt, fanden sich die Prinzen aus souveränen altfürstlichen Häusern zusammen, die Johanniterritter sind, sowie die Deputationen der Ballei Utrecht, der Malteser und der englischen Johanniter. Die Ritter der Utrechter Ballei in höchst malerischer Uniform: weißen Waffenröcken mit großem schwarzen Balkenkreuz über der Brust und gigantischen Kniestiefeln, die Malteser in einer ganz ähnlichen Uniform wie die Johanniter, die Engländer in roten Leibröcken mit Stichdegen. Übrigens hat der Orden auch Ehrenmitglieder, deren Dekoration in dem Ehrenritterkreuz mit der Krone der Rechtsritter besteht und vom Kaiser direkt verliehen wird, meist nur an Souveräne, wie an den König von England, die Herzöge von Sachsen-Altenburg und Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen.

In der Bildergalerie hat sich nunmehr auch der sogenannte Große Vortritt formiert, um den Kaiser in Empfang zu nehmen,

der mit seiner Suite um 11 Uhr im Kapitelsaal erschien: in der Uniform des Protektors des Ordens, die er bisher nur einmal getragen hat — bei Gelegenheit der Wiedereinweihung der Marienburg —, eine Uniform, die der der Kommendatoren gleicht, nur daß der Waffenrock aus rotem Sammet besteht und auf den Schulterschnüren die Kommandostäbe der Armeegewalt liegen; auch das Kreuz auf dem lang herabwallenden, hermelingeschmückten schwarzsammeten Mantel ist größer. Unter dem Großen Vortritt begab sich der kaiserliche Herr, gefolgt von den Prinzen der souveränen Häuser und den Deputationen der fremden Genossenschaften, in den weißen Saal, wo er auf dem Throne Platz nahm, während die prinzlichen Ritter rechts, die ausländischen links vom Throne, der Vortritt gegenüber vor der Schloßgarde-Kompagnie und der Leibgarde der Kaiserin Aufstellung nahmen. Auf einen Wink des Kaisers gab Ober-Zeremonienmeister Graf Eulenburg Befehl zum Beginn des Zuges. Voran schritt der erste Ordensmarschall, Kammerherr von Veltheim, mit dem großen Marschallsstabe; ihm folgten die als Zeugen geladenen Ehrenritter und eine Anzahl Pagen mit den Rechtsritter-Insignien auf schwarzsammeten Kissen, dann die Ehrenritter, die den Ritterschlag empfangen sollten. Den zweiten Teil des glänzenden Zuges eröffnete der zweite Ordensmarschall Graf Rothkirch-Trach, dem sich die als Zeugen geladenen Rechtsritter anschlossen. Nun folgte der dritte Ordensmarschall, Kammerherr von Heimburg, an der Spitze der drei Ehrenritter von Schenck, von Berg und von Brandenstein, die den Hut, den Mantel und das Ordenskreuz des Herrenmeisters trugen; dann kam allein der stellvertretende Ordenshauptmann Graf Plessen, das Ordensschwert in der Scheide, mit der Spitze nach oben tragend, beide Hände am Griff, nach ihm der Ordensschatzmeister von Trotha links und der Ordenssekretär von Brünneck rechts, der Ordenswerkmeister Graf Zieten mit dem Evangelienbuch und der Ordenskanzler von Wedel mit dem Sigillum der Brüderschaft und der Almosentasche. Dem Ordensstatthalter Grafen Wartensleben schritt die Kolonne der Kommendatoren und Ehren-Kommendatoren voran; hierauf folgte, geleitet von den Wahlkommissären, Staatsminister von Bethmann Hollweg und

Generalfeldmarschall von Hahnke, Prinz Eitel Friedrich mit seinem persönlichen Gefolge und den Vertretern der geladenen fremden Genossenschaften. Nunmehr schob der Große Vortritt sich ein, geführt vom Grafen Eulenburg und dem Fürsten Solms-Baruth, die obersten Hofchargen und der persönliche Dienst: dann der Kaiser mit dem militärischen Gefolge und die Johanniter aus souveränen Häusern mit ihren Suiten.

Ich habe den sich feierlich nach der Schloßkapelle bewegenden Zug eingehender geschildert, weil er ein gutes Bild des vorgeschriebenen Zeremoniells gibt, über das man überlegen lächeln kann, das aber zweifellos einen überaus malerischen Eindruck gewährte. Und für uns moderne Menschen überwiegt natürlich der Effekt des rein Malerischen, für das wir auch gern die Theatermache einer getragenen Feierlichkeit mit in den Kauf nehmen, zumal wenn sie gut inszeniert ist. In der Schloßkapelle setzten die farbenreichen Bilder sich fort, überstrahlt vom Glanze der Mittagssonne, die die Lichter auf dem Altar erbleichen ließ und über die großen Edelsteine des Goldkreuzes im Hintergrunde des Heiligtums Funken streute.

Vor dem Altar vollzogen sich nun die Formalien des Ritterschlags durch den Kaiser, denn bisher war Prinz Eitel Friedrich dem Orden nur affiliiert. Der Kaiser persönlich hängt ihm das Kreuz am schwarzen Bande um den Hals, Fürst Dohna und Fürst Hohenlohe legen ihm den Rittermantel um die Schultern. Dann beginnt die Zeremonie der Investitur. Der Ordenssekretär tritt vor, verliest das Wahlprotokoll und reicht dem Statthalter den Wahlbrief, der ihn dem Prinzen übergibt. Nun tritt auch der Kaiser vor den Altar, das Ordensschwert in der Hand; Prinz Eitel Friedrich kniet vor ihm nieder und legt die rechte Hand auf den Stahl, während Graf Wartensleben das Gelöbnis verliest: „Wir Wilhelm Eitel Friedrich, Prinz von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, Graf zu Hohenzollern, des ritterlichen Johanniterordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland jetzt erwählter Meister, schwören zum voraus dem Könige von Preußen und Markgrafen von Brandenburg, Unseres teuren und hochverehrten Herrn Vaters Majestät und Seiner Majestät Nachkommen am Königreich und

Markgrafschaft, als unter welcher Wir residieren, gehorsam und treu zu sein, die Regierung des Ordens gewissenhaft und treu zu führen, derselben Bestes zu fördern und Schaden abzuwenden nach Unserm besten und bis zu Unserm äußersten Vermögen, als Uns Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum, Amen ..." Der Kaiser fragt: „Wollen Sie das geloben?" — und der Prinz antwortet: „Ich gelobe es."

Pauken und Trompeten erschallen. Die drei Ehrenritter mit den Herrenmeister-Insignien nahen. Statthalter und Kommendatoren entkleiden den Prinzen seiner Rechtsritterabzeichen, übergeben ihm den Hut und legen ihm den Herrenmeistermantel um, während der Kaiser selbst ihn mit dem Kreuz des Meistertums schmückt. Dann schweigt die Musik; der Prinz tritt vor den Kaiser und spricht: „Ich empfehle die Ballei Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem und mich selbst als Herrenmeister derselben Eurer Kaiserlichen Majestät Schutz und Gnade ..." Der Kaiser entgegnet: „Eure Königliche Hoheit und der Orden wollen meines Königlichen Schutzes und meiner Gnade versichert sein", — nimmt dann das Schwert und reicht es dem neuen Herrenmeister mit den Worten: „Gebrauchen Sie sich dieses Schwertes zur Beschirmung der wahren christlichen Religion und Handhabung des ritterlichen Ordens, zur Beförderung des Guten und Unterdrückung des Bösen ..." Jetzt ergreift Graf Wartensleben das Schwert, erhebt es mit der rechten Hand und ruft mit lauter Stimme: „Ich hebe das entblößte Schwert des Ordens empor, zum Zeichen, daß der Orden wieder einen Meister hat!" —

Das ist der Höhepunkt der Zeremonie, ein Hineinrutschen mittelalterlichen Rittertums in eine wenig romantische Gegenwart.

Aus dem Prozeß Harden

17. Dezember

Auch in den Glanz der Weihnachtstage wirft der widerwärtige Prozeß Harden, der dem höhnenden Auslande Gelegenheit zu hundert gehässigen Angriffen gab, seine trübenden Schatten. Die politische Seite des großen Skandals

soll hier nicht berührt werden; mich dünkt auch, sie hat sich plötzlich gewandelt, nachdem Herr Harden erklärt hat, er habe gelegentlich nur von einer „Tafelrunde“ und einmal von einem „Grüppchen“ gesprochen — also keineswegs von der vielzitierten staatsgefährlichen Kamarilla. Gesellschaftlich hat der Prozeß vielleicht noch eine tiefere Erregung hervorgerufen als politisch. Man darf nicht vergessen, daß die Persönlichkeiten, denen der Kampf Hardens galt, in unserer sozialen Gliederung auf hohem Platze standen. Alles, was „höfisch“ heißt, aber hat von jeher das Interesse weiterer Kreise stets mächtig in Atem erhalten. Wie das Volk viel lieber Geschichten liest, die in der Höhenluft des Lebens sich abspielen, als solche aus seinen eigensten Schichten, so hat es auch immer den Klatsch, der um die höfische Welt seine Gespinste zieht, mit regem Eifer verfolgt. Von Menantes bis Gregor Samarow sind diese Klatschanekdoten romantisch verarbeitet und eingewurstelt worden; an den Geschichtsklitterungen der seligen Mühlbach hat sich eine ganze Generation von kleinen Nähmädchen ergötzt. Weniger harmlos war der höfische Memoirenschund, mit dem man in früheren Zeiten die brennende Neugier des stoffhungerigen Publikums stillte, und noch gefährlicher der Pamphletenunfug, mit dem Deutschland in den letzten Jahrzehnten namentlich von der Schweiz aus überschüttet wurde. Eine bekannte Verlagsanstalt in Zürich hat zahllose Bücher und Broschüren über den Kaiser und die Verhältnisse an unserem Hofe veröffentlicht; allesamt haben sie historisch nicht den geringsten Wert, sind aber allesamt beredte Zeugnisse dafür, wie selbst die harmlosesten Vorgänge im Hohlspiegel des Klatsches ungeheuerlich fratzenhaft verzerrt werden können.

Auch der Prozeß, unter dem unser guter Ruf lange genug zu leiden hatte, ist im letzten Grunde nichts weiter als das Resultat abscheulichen Klatsches. Immer wieder tauchte im Laufe der Verhandlungen die Frage auf: „Ist dies und jenes über diesen und jenen nicht schon lange erzählt worden?“ — Der eine hat etwas davon gehört, der andere nicht. Immer spielt das verfluchte on dit seine gefährliche Rolle. Langsam wächst die Lawine an. Eine achtlos hingeworfene Bemerkung wird weitergetragen und nimmt sich schon im Munde des zweiten

ganz anders aus. Eine Ehescheidungsaffäre, wie sie tausendmal vorgekommen ist und immer wieder vorkommen wird, wo zwischen Mann und Weib sich unüberbrückbare Gegensätze auftun, wird zu einem sensationellen Ereignis; an einen infamen Erpressungsversuch heftet die Fama greuliche Einzelheiten, schlimmer für das Opfer, als für den überwiesenen gemeinen Erpresser. Leute, die sich lieber im Mystischen verlieren als der realen Welt gegenübertreten, sind von vornherein höhnischer Verklatschung ausgesetzt. Hinter einem ehrlichen Freundespaar zischelt die Natter her; den Reinsten kann der Schmutz der Straße bespritzen.

Harden hat den Klatsch von Anbeginn seiner journalistischen Tätigkeit ab mit Vorliebe aufgenommen und nach seiner Art verarbeitet. Schon einmal sprach ich hier meine Überzeugung aus, daß nicht das Sensationsbedürfnis ihm die Feder geführt habe. Das war meine persönliche Ansicht und ist es heute noch, und ich spreche sie aus, obschon der Mann der „Zukunft" auch mich gelegentlich mit seinem Geifer bedacht hat. Doch es ist ein Unterschied zwischen der Absicht, zu nützen, und der Art, wie man es tut. Vor einem derben Wort, wenn es den Nagel auf den Kopf trifft, wird kein Pamphletist zurückschrecken; aber das Hämische und Niederträchtige, das sich in häßlichen Andeutungen ergeht, gierig nach Raunen und Tratschen greift und beweislos Anschuldigungen erhebt, statt sich von der Wahrheit zu überzeugen, ist eines Schriftstellers unwürdig. Und da hat Harden vielfältig gesündigt. Der „mutige Journalist" wurde zum giftigen Schwätzer. Und schwebte ihm auch wirklich die Rolle eines ehrlichen Maklers und eines Retters aus den mancherlei Nöten des Vaterlandes vor: wer mit Schmutz um sich wirft, besudelt immer zuerst sich selbst. Sein wütendes Gebell gegen Paul Lindau hat ihn vor zwei Jahrzehnten journalistisch bekannter gemacht. Inzwischen ist sein Ehrgeiz gewachsen und auch sein Giftzahn; aber er bellt nach wie vor.

In der Gesellschaft ist die Energie, mit der der Vorsitzende bei Vernehmungen, in denen sexuale Fragen berührt werden mußten, die Öffentlichkeit ausschloß, mit Genugtuung begrüßt worden. Natürlich wird der Ausschluß der Öffentlichkeit auch

von der, übrigens sehr klein gewordenen Partei Hardens weidlich ausgenützt. Das ist die Gefahr der Maßnahmen, die vorauszusehen war. Aber sie wird durch die Plaidoyers und die Urteilsbegründung wieder wettgemacht. Wenn es zu einer solchen kommt. Die Neigung zu einem Vergleich soll sich verstärkt haben. Das aber ist zweifellos: wird er angenommen, so kann er nur auf der Grundlage einer Ehrenerklärung Hardens für Graf Moltke und Fürst Eulenburg geführt werden.

Und was, wenn dies in der Tat geschieht? Kann eine solche Ehrenerklärung den ganzen ungeheuren Schmutz fortblasen, den seine Anklagen zu Haufen getürmt haben, und unsere Gesellschaft säubern von den Kotwürfen, mit denen aus diesem Anlaß uns das Ausland erfreute, und die Gemeinheiten der sogenannten Witzpresse aus der Welt schaffen und die schändenden Dummheiten des ersten Prozesses vergessen machen? — Es hilft uns wenig, wenn Harden erklärt, er habe bona fide gehandelt — und wenn das Gericht ihm auch den guten Glauben und die gute Absicht zuerkennt: die Gewissenslast wird er nicht loswerden, daß er seinem Vaterlande einen spottschlechten Dienst geleistet hat. Auch die nicht, daß er mitsamt seinem reuig gewordenen „Sachverständigen" und seinem Verteidiger namenloses Unglück in eine Anzahl Familien getragen hat. Einem bedauernswerten Mann, der eine krankhafte Verirrung auf das bitterste büßen mußte, hat er den Frieden der Häuslichkeit gründlich zerstört und hat ihn fast zum Selbstmorde getrieben; ich glaube auch nicht, daß Frau von Elbe ihm sonderlich dankbar sein wird für das Umherwühlen in vergessenen Geschichten.

Im Augenblick, da ich dies schreibe, wird mir die Mitteilung, daß der Nebenkläger sich keinesfalls zu einem Vergleiche bequemen werde. Aber Herr Harden will neue Zeugen benennen, von denen er gesprächsweise dies und das über Moltke und Eulenburg vernommen habe. Also wieder das „Man sagt", wieder der Klatsch! Wer legt in angeregter Unterhaltung, in einem vertraulichen Zwiegespräch jedes Wort auf die Goldwage? Harden bezieht sich u. a. auf einen vielgenannten Arzt. Wer diesen je persönlich kennengelernt hat, weiß die prächtigen Seiten seines Wesens zu schätzen, weiß aber auch, daß gerade er nie-

mals zu jenen diplomatischen Naturen gehörte, die nur mit äußerster Vorsicht eine Ansicht, eine Mutmaßung zu formulieren pflegen.

Auch eine an sich nicht ungefährliche Bemerkung im Laufe eines Gespräches zwischen guten Bekannten braucht keineswegs immer auf böser Absicht zu beruhen. Aber ihre zweckdienliche Ausnützung kann böse Folgen tragen. Das ist in diesem unheilvollen Prozesse mehrfach erwiesen worden. Der Klatsch hat wahrhafte Orgien gefeiert.

1908

Nochmals vom Prozeß Harden

8. Januar

Es ist nicht ganz so gekommen, wie ich glaubte, der Skandalprozeß Harden hat erst ein paar Tage später sein Ende genommen. Auch nicht das Ende, das ich vermutet habe, der Gerichtshof hat die bona fides, die der Oberstaatsanwalt annahm, ein wenig beschnitten, und das ist für Herrn Harden peinlicher als die ihm zudiktierte Gefängnisstrafe. Der Vorwurf der Leichtfertigkeit und der Sensationssucht trifft härter, und er verschärft sich, wenn man die Anklagen dagegenhält, die Professor Delbrück im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher" seinem alten Feinde in das Antlitz schleudert. Auch zu diesen Anklagen, daß er Bismarck und dem „Vorwärts" zu gleicher Zeit seine Dienste angeboten, zu gleicher Zeit den Blättern Artikel für und gegen Bismarck offeriert und gelegentlich in Briefen, die er veröffentlicht, Datum und Text gefälscht habe, wird Harden Stellung nehmen müssen. Professor Delbrück ist keine Persönlichkeit, die man so ohne weiteres beiseiteschieben kann, wie die Freunde Hardens gern möchten. Es ist, wie gesagt, sehr klein geworden, dies Häuflein von Freunden, aber es ist während des Prozesses rastlos an der Arbeit gewesen, sein drohendes Schicksal zu mildern. Nicht nur sind immer von neuem wieder Vergleichsversuche angebahnt worden, man hat auch nach einflußreichen Stellen hin Brücken zu schlagen versucht. Daß es nicht gelang, ist sicher gut gewesen. Denn in solchem Falle wäre der Klatsch doch wieder laut geworden. Er ist selbstverständlich auch

heute noch nicht verstummt. Wer es hören will, dem erzählen die Intimen des „Einsiedlers vom Grunewald“ mit geheimnisvoller Miene, daß noch nicht aller Tage Abend sei, daß es nun erst recht losgehen würde, denn nun käme das Material an bei Reihe, das Harden aus „höheren Rücksichten“ bisher noch verborgengehalten hätte. Du lieber Gott — als ob ein Mann wie Harden sich an Rücksichten bände! Was er vorbringen konnte an Tratsch und Klatsch, das hat er redlich getan; was in seinen großen Müllkasten von mißvergnügten Nobili und Ignobili abgeladen worden ist, hat er hervorgesucht und diesen ekelhaften Schmutz vor den Augen der ganzen Welt ausgebreitet. Es hilft ihm nichts, daß er sich mit Entrüstung dagegen wehrt, der Urheber der riesigen Schmutzwelle gewesen zu sein; man mag mit advokatischer Rabulistik die Sache drehen und wenden wie man will: die Tatsache bleibt, daß der widerwärtige Skandal allein seinem Angebertum zu danken ist.

Und man ist sich auch einig darüber. Mit verschwindenden Ausnahmen hat die Presse über ihn den Stab gebrochen, der er dafür in seiner Schlußrede dann auch ein Schimpfwort zuwarf; und genau so urteilt die Gesellschaft. Nur kommt, fürchte ich, das große Aufatmen zu früh. Er wird nicht still werden; er denkt nicht daran. Und auch der Klatsch wird nicht verstummen und wird von neuem den Müllkasten im Grunewald füllen. Die Freundschaft kündet bereits die Wiederaufnahme der Skandale an: es gibt immer noch Leute, die lieber Harden „gereinigt“ zu sehen wünschen als den deutschen Namen — von verärgerten Exzellenzen und ängstlichen Geheimräten an bis zu den ehrlichen Fanatikern, die das „Martyrium“ ihres Abgottes beklagen. Freilich, der Revision sehen sie mit Sorgen entgegen. Gegen Moltke ist nun einmal nichts zu machen, und wenn ein neues Gericht auch wirklich das Gefängnis in eine Geldstrafe verwandeln würde — was wäre da viel gewonnen?! Aber ein anderes Wild hofft man noch zu erlegen, das den fröhlichen Jägern noch nicht gehetzt genug ist — und wieder wühlt man im Schmutz und sucht in dem Kot der Gassen und forscht in der Hefe tief unten nach Zeugen — nach Zeugen. Ein elendes Metier, fürwahr . . .

Harden nannte seine Sache „mutig und anständig". Über den Mut, aus dem Hinterhalt mit dunklen Andeutungen den Gegner zu treffen und dann zu erklären: „Ich habe nicht beleidigen wollen", wird man streiten können. Es gibt unter anständigen Leuten auch keinen Streit über die Formen des Anstands. Ich möchte dem besten Herzensfreunde Hardens die Jahrgänge der „Zukunft" vorlegen und ihn auf Ehre und Gewissen erklären lassen, ob er die Art und Weise, wie Harden seine journalistischen Kämpfe zu führen pflegte, für „anständig" hält. Die Urteilsbegründung besagt, der Angeklagte hätte es sich dreimal überlegen müssen, ehe er die vita sexualis bestimmter Persönlichkeiten in die Öffentlichkeit zerrte. Tat er dies dennoch, so mußte man natürlich zunächst an den vielgenannten Paragraphen des Strafgesetzes denken, und in dieser Beziehung hat er sich in seinem eigenen Blatt ehemals ganz anders ausgesprochen und hat s. Z. auch aus seiner Entrüstung über die sozialdemokratischen Angriffe gegen Krupp kein Hehl gemacht. Aber schließlich hat er den ominösen Paragraphen ganz fallen gelassen und auf andere „Möglichkeiten" im Gebiete des normwidrigen Geschlechtsverkehrs hingewiesen, die zwar straflos, aber immerhin „Schmutzereien" seien. So wand und drehte er sich mit seinen Beschuldigungen, bis er beim Grafen Moltke auf einer „Zwischenstufe" angelangt war, aus der auch der gewiegteste Sexualpathologe nicht mehr klug werden konnte. Ist dies ganze Gehaben eines anständigen Menschen würdig?! Würde Herr Harden selbst, der sich ja auch für eine politische Persönlichkeit hält, es für anständig erachten, wenn man seine eigenen ehelichen und nichtehelichen Verhältnisse in der Presse behandeln und glossieren wollte? — Der Prozeß hat so viele Merkwürdigkeiten zutage gefördert. Harden bestreitet, je von einer Kamarilla gesprochen zu haben. Aus seinem „Grüppchen" hat er aus eigenem Antriebe die Herren von Varnbüler, von Tschirschky, von Below ausgeschieden; Moltke gehört auch nicht mehr dazu; nun bildet Eulenburg noch das Grüppchen allein. Kuriose Geschichte. Ebenso kurios wie die Erklärung, der Nachweis der Existenz einer Kamarilla lasse sich nicht führen. Man behauptet es schlankweg und schenkt sich den Nachweis. Das kann Lehmanns Kutscher auch, pflegt der Berliner zu sagen.

Das Kapitel Pfui in der Gesellschaftschronik ist noch nicht zum Abschluß gekommen. Man kann es leider auch nicht überschlagen . . .

Die Fürstenwürde von Putbus

17. Januar

Der „Reichsanzeiger" meldete kürzlich, daß der Kaiser die Fürstenwürde von Putbus auf den Kammerherrn, Erbmarschall im Herzogtum Magdeburg, Major a. D. Franz von Veltheim, Schwiegersohn des verstorbenen Fürsten Putbus, übertragen habe. Durch diesen Akt fällt die Fürstenkrone von Putbus nunmehr einem dritten Geschlecht zu. Die Fürsten und Grafen von Putbus waren ursprünglich eine Seitenlinie der alten Rügenschen Fürsten und betrachteten als ihren Ahnherrn Stoislav I., dessen Enkel Borante Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch Erbvergleich neben anderem ansehnlichen Besitz das Schloß Podebusk (Putbus) erhielt, nach dem er sich nannte. Seine Nachkommen teilten sich seit 1483 in die dänische (Prisborische) und rügensche (Waldemarsche) Linie. Letztere starb bereits 1704 aus; die in ihr Erbrecht eintretende dänische Linie erhielt 1727 den deutschen Reichsgrafenstand und ein Jahr später die Bestätigung des erblichen Landmarschallamts in Vorpommern und auf Rügen. 1807 wurde der Graf Wilhelm Malte Putbus und dessen männliche Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt in den schwedischen Fürstenstand erhoben; nachdem Schwedisch-Pommern an Preußen gefallen war, bestätigte der König von Preußen 1815 Titel und Würde unter Verleihung der Anrede Durchlaucht für den jedesmaligen Träger der Fürstenkrone. Fürst Wilhelm Malte zu Putbus (geboren 1783, gestorben 1854) stiftete 1839 einen neuen Fideikommißkodex, nach welchem — da sein einziger Sohn vor ihm gestorben war und sein Bruder, Graf Moritz Carl, auf die Sukzession verzichtet hatte — der zweite Sohn seiner ältesten Tochter, Graf Wilhelm Malte von Wylich und Lottum, zur Nachfolge berufen sein sollte. Nach seinem Tode folgte ihm zunächst seine Witwe Luise, geschiedene Gräfin von Veltheim,

geborene von Lauterbach, als substituierte Fideikommißherrin in der Fürstenwürde und hierauf sein Enkel Wilhelm Malte (geboren zu Neapel 16. April 1833, verstorben zu Pegli am 18. April 1907).

Das Haus der Wylich und Lottum ist ein altes Klevesches Geschlecht, das seine Abkunft von den 1158 zuerst auftretenden Herren von Steenhuis herleitet, von denen Adolf Anfang des 14. Jahrhunderts eine Beata von Wyladen ehelichte. Johann Christoph von Wylich erhielt infolge seiner Vermählung mit der Erbin des erlöschenden (gleichfalls Kleveschen) Geschlechts derer von Lottum den Zunamen eines Freiherrn von Lottum. 1701 wurden die Wylich und Lottum in den Reichsgrafenstand erhoben und erhielten gleichzeitig die preußische Bestätigung. Der Fürst Wilhelm Malte zu Putbus war mit Wanda von Veltheim vermählt, der ältesten Tochter des braunschweigischen Kammerherrn Georg von Veltheim aus seiner ersten Ehe mit Asta Gräfin zu Putbus. Die Putbus und die Veltheim sind vielfach miteinander verwandt und verschwägert, denn auch zwei der fünf Töchter des letzten Fürsten zu Putbus heirateten in das genannte altsächsische Geschlecht hinein, und zwar verehelichte sich Gräfin Marie 1877 mit dem Fideikommißherrn auf Harbke, jetzigen Fürsten zu Putbus, und Gräfin Viktoria 1888 mit dessen Vetter, dem früheren Pasewalker Kürassier und jetzigen Major a. D. Ludolph von Veltheim. Von den übrigen Töchtern des letztverstorbenen Fürsten ist die zweite, Gräfin Asta, unvermählt geblieben; die jüngste, Gräfin Wanda, ist die Gattin des Fürsten Ernst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, und ihre Schwester Margarethe die Witwe des Herrn Hans Wurmb von Zinck, dessen ritterlich schöner Gardedukorps-Erscheinung sich die älteren Berliner noch wohl entsinnen werden.

Wildenbruch und Henry Thode über die geistigen Krankheiten der Zeit

23. Januar

Zwei deutsche Männer von Namen — Ernst von Wildenbruch und Henry Thode — haben sich jüngst mit Schreiben an die Öffentlichkeit gewandt, in denen mit sicherer Hand auf Krankheiten der Zeit hingewiesen wird, die inner-

halb unserer Grenzpfähle epidemisch zu werden drohen. Thodes Brief an den Werdandi-Bund und Wildenbruchs Aufruf „Landgraf, werde hart!" geben Anschauungen wieder, die von den Anhängern der Internationale und den Freunden einer kosmopolitischen Weltanschauung als „Äußerungen eines kleinlichen Chauvinismus" vielleicht schnell zu den Akten gelegt werden, die in alle ehrlich deutschfühlenden Herzen sich aber mit Flammenschrift eingraben sollten. Begriffe wie „deutsch", „national" und „patriotisch" sind zurzeit seltsam in der Wertung gesunken. Wer viel in der Gesellschaft verkehrt, wird das Gefühl nicht loswerden, daß die energische Abweisung unsichtbarer Güter und moralischer Impulse einen eigentümlichen Notstand hervorgerufen hat, der sich durch eine Vernachlässigung der inneren Probleme zugunsten äußerer Erfolge kennzeichnet. Thode führt als Krankheitserscheinungen unserer Psyche in der Hauptsache an: die Glaubenslosigkeit, den egoistischen Individualismus, die schrankenlose Entfesselung der Genußsucht, die Verrückung der natürlichen Bestimmungen zwischen Mann und Weib. Die starke Erschütterung der Religion in unserer Zeit ist unleugbar. Eucken hat vor einigen Jahren in einem trefflichen Aufsatz der „Neuen Deutschen Rundschau" das Verhältnis des modernen Menschen zur Religion untersucht und ist schließlich zu der Schlußfolgerung gekommen, daß bei aller Selbständigkeit Kultur und Religion nicht feindlich auseinanderzugehen brauchen; was wohl zu bejahen sein dürfte, wenn die Religion nicht in unfruchtbarer Dogmatik ihres Wesens Seele verliert. Nicht die naturwissenschaftliche Umwälzung des Weltbildes schädigt den Glauben und ruft tiefgehende Spannungen hervor; schlimmer dünkt mich die Veräußerlichung der Religion zu Parteizwecken, deren brutale Ausnützung denn ja auch eine kräftige Reaktion hervorgerufen hat. Aber Thode spricht auch nicht von dem Mangel an religiöser Glaubensfreudigkeit, sondern von der Mißachtung der moralischen Bedeutung der Welt. Und in der Tat ist die gegen die Moral gerichtete Bewegung Kennzeichen der modernen Gesellschaft geworden und gerade der der großen Städte. Sie gibt sich am charakteristischsten in der Literatur, in der die antimoralischen Tendenzen einen neuen Typus geschaffen haben, der jede Pflich-

tenlehre schlankweg verneint und dem Respekt vor überkommenen Ordnungen eine Sophistik entgegenstellt, die aus den Glaubensbekenntnissen konfuser Jünger Nietzsches das eigene Credo hervorholt. Der Übermensch, der mit pathetischen Worten oder grinsendem Hohn durch die moderne Literatur läuft und neuerdings mit Vorliebe die Physiognomie des Hochstaplers angenommen hat, ist in seinem fragwürdigen Heldentum auch keineswegs deutsch und noch weniger eine mannhafte Erscheinung; er ist absolut ein Produkt des Dekadententums und jener „femininen" Weltanschauung, gegen die sich Wildenbruch wendet. Über den Begriff des „Femininen" haben wir in letzter Zeit sogar vor den Schranken des Gerichts heftig streiten hören; doch der, der Anklage erhob wider ungermanischen Geist und weibische Einflüsse, gerade der ist seiner innersten Natur wie seinem äußeren Sichgeben nach ganz und gar ein Typus des Feminismus.

Gewiß wird man über das, was Henry Thode an der modernen Kunst auszusetzen hat, mannigfach streiten können. Der feministische Einschlag ist aber auch hier ganz unverkennbar, und wieder kam das, was man unter den Schlagworten Symbolismus und Mystizismus an neuer Kunst uns servierte, nicht aus dem Eigenen, sondern wurde über die Grenzen importiert und hier mit dem Jubel aufgenommen, den wir von altersher allem Ausländischen entgegenbringen. Es ist ungemein bezeichnend, welche starken Einflüsse beispielsweise Wilde hinterlassen hat. Seine „Salome" hat auf allen künstlerischen Gebieten Nachahmung hervorgerufen: in der Literatur, in der Musik, der Plastik, der Malerei, der Choreographie. Das letzte Jahrzehnt stand wirklich unter dem Zeichen dieser altjüdischen demi-vierge. Wie weit die einzelnen Kunstschöpfungen als solche zu beurteilen sind, soll hier nicht in Frage kommen; aber die Tatsache an sich, daß eine ausgesprochen perverse Sinnlichkeit in der Kunst so üppige Blüten treiben konnte, ist ohne Zweifel wenig erfreulich. Und ohne Zweifel hat Wildenbruch recht, wenn er sagt, daß derartige Probleme einer überreifen und überreizten Kultur die schlichten Instinkte des Volkes verstören. Ein französischer Buchhändler sprach mir einmal mit ironischem Lächeln von dem ungeheuren Wust von Übersetzungen, mit dem unser Bücher-

markt überschwemmt wird. Es ist das „lakaienhafte Liebedienern vor dem Ausland“, von dem Wildenbruch spricht: nicht die Anerkennung des Guten, der jeder Verständige beipflichten wird, sondern ein blinder Götzendienst. Der Götzendienst, den wir gelegentlich auch mit Schaumschlägern wie d'Annunzio und Wortmalern wie Maeterlinck getrieben haben und der in der Spottsucht Shaws eine glückliche Überwindung der überkommenen Heldenverehrung sah. Auch die Verhöhnung des Heldentums ist ein Zeichen der Zeit. Es ist noch nicht lange her, daß ein Hamburger Lehrer es wagen konnte, ein Liliencronsches Gedicht auf den alten Kaiser aus einer volkstümlichen Anthologie ausmerzen zu wollen, weil eine Verherrlichung Wilhelms I. vielleicht die Kinder der Sozialdemokraten hätte stören können. Ein Drama, das seinen Stoff aus einem Blatt der Ruhmesgeschichte unseres Volkes schöpft, würde schwer bestehen können, auch wenn es literarisch glänzend wäre; aber die Witz- und Sensationsblätter gehen durch aller Hände und die Anhängerschaft jener bösen Gesellen ist nicht klein, „die wie die Geier über jede Wunde des Vaterlandes herfallen, sie zerhacken und daran saugen, bis daß aus der Wunde eine Schwäre wird, deren Geruch durch die ganze Welt geht.“ Und in dieser Vernichtungsarbeit gehen die „scheusäligen Renegaten“ voran, gegen die Wildenbruch eifert: Politiker, die im Handumdrehen ihre Farbe wechseln, Juden, die ihre Rasse verleugnen, ehemalige Offiziere, die in Wort und Schrift den Rock beschmutzen, den sie einstmals getragen haben . . . Man muß in der Großstadt leben, um zu wissen, aus welcher Tiefe der Wahrheit die Worte Wildenbruchs und Thodes kommen. —

Die letzten Hofbälle

2. Februar

Die Hofbälle beginnen wieder. Am Mittwoch war zu 8½ Uhr nach dem Schlosse geladen worden; aber schon nach 7 Uhr begann die Auffahrt. Automobile, Equipagen und auch eine Menge Droschken. Dem dicken Baron vom Lande kostet die Wintersaison schon genug; der Kammerherrenrock mußte neu

besetzt werden und in die Hosen vom Vorjahr waren die Motten gekommen; gar nicht zu sprechen von den Hoftoiletten für Frau und Mädel. Da spart man sonst, wo man nur kann. Eine Droschke tut's auch; die jungen Leutnants kommen sogar manchmal zu Fuß, in großen Gummischuhen, die ganz unmilitärisch aussehen. Aber sie machen vergnügte Gesichter; sie haben schon ein paar Tage vorher im Schlosse bei der Frau Kobisch-Walden die Rundtänze geübt und werden sich heute in der Glorie ihrer Unwiderstehlichkeit zeigen.

In Zimmern und Kammern, in der Galerie und im Weißen Saale leuchten bereits die Kerzen. Der ganze Dienst ist auf dem Posten; die Kammerherren des Fürsten Solms sind gut geschult, die Zeremonienmeister glühen vor Eifer. Schon beim ersten Umblick viele bekannte Gesichter: da die jüngsten Zeremonienmeister, die Herren von Oppen, von Cabrera, von Rosenberg, drüben ein paar frisch ernannte Kammerherren und ein paar rosige Kammerjunker, die das goldene Plättbrett auf der Brust noch ein wenig zu genieren scheint. Die Herren vom Vortritt suchen ihre Plätze: man sieht Exzellenz Hülsen und den Oberstallmeister Baron Reischach, den Oberjägermeister Herrn von Heintze, den Grafen Pückler, dem die Würde des Oberküchenmeisters keine gastrosophischen Sorgen macht. Die elegante Gestalt des Vizeoberzeremonienmeisters von dem Knesebeck taucht bald hier, bald da auf; nun verschwindet er im Weißen Saal, der sich allgemach zu füllen beginnt. Der Saal zeigt die gleiche Physiognomie wie immer bei derlei Anlässen; die roten Emporen an den Wänden verschönern ihn nicht, die schwarzweißen Straußenfederbüsche am Thronbaldachin muten ganz orientalisch an. Aber in derlei Dingen ist man (wie auch sonst) durchaus konservativ. Rechts vom Thron versammeln sich wieder die Damen des Corps diplomatique. Eine fehlt, die nicht wiederkehrt: die Gräfin Osten-Sacken; dafür reihen sich ein paar neue Erscheinungen ein, alle in elegantesten Toiletten mit der anbefohlenen runden Dekolletage. Schon beginnt das Glitzerspiel der Brillanten. Links vom Thron die Damen des Hochadels und der höchsten Hofchargen, an ihrer Spitze die Fürstin Solms-Baruth; die Exzellenz-Damen und die nicht Tanzenden dem

Thron gegenüber, auf der Estrade nach dem Lustgarten zu die junge Welt. Das ist ein reizender Anblick. Man muß allerdings erst über die Mauer der männlichen Exzellenzen hinwegsehen, die sich vor der Estrade postiert haben, wie zur Erhöhung der Kontrastwirkung. Aber man tut es gern, denn diese lebendige Mauer wird von alten Gesichtern gebildet, während darüber die Wolke der Jugend schwebt. Eine bunte Wolke, weiß, hellblau und rosa, auch ein paar lichtgrüne Farbentupfen dazwischen; dann runde Schultern und weiße Hälse, dann eine große Fülle niedlicher Gesichter, dann blondes, braunes und schwarzes Gelock. Es ist die netteste Seite des Weißen Saales an diesem Abend und um diese Zeit. Gegenüber, nach der Schloßkapelle zu, abermals eine Mauer: das diplomatische Korps masculini generis, bei dem der Blick sich weniger lange aufhält. In der Galerie seitwärts des Saales und in der großen Loge eine ungeheure Masse schöner Leutnants in strahlenden Waffenröcken und mit den Galapantalons, deren breite Gallons hoffnungsvoll an die Generalsstreifen erinnern. Aber auch ein bißchen Zivil dazwischen; versteht sich, das Zivil im vorgeschriebenen oder vielmehr „erlaubten" Hofkleid, das gar nicht so übel aussieht, wenn man den nötigen Wuchs dazu mitbringt oder die medikomechanische „Bein-Korrektur" von Erfolg gekrönt war. Eine neue Erscheinung auf dem Hofball ist Staatssekretär Dernburg, dem in der kurzen Zeit seiner Ministerlaufbahn schon eine ganze Menge Orden auf die Rockklappe geregnet ist . . .

Der große Friedenskongreß und die Damen

20. September

Der große Friedenskongreß ist natürlich auch von großem Interesse. Aber seine praktischen Resultate? — Bei einem Bankettoast im Zoologischen Garten am Freitag abend meinte Mr. Barthold, der Vertreter Nordamerikas, daß die Kongreßmitglieder in Berlin vor lauter Gastfreundschaft nicht einen vernünftigen Gedanken hätten fassen können: „es herrscht nur ein Urteil: wir sind glänzend aufgenommen worden! . . ."

Im großen und ganzen ähneln sich ja alle diese internationalen Kongresse in ihren Darbietungs- und Genußformen: man futtert unter Prunkzelten oder in ebensolchen Sälen; man drängt sich durch kompakte Majoritäten; man freut sich über alle die fremdartigen, interessanten und bedeutenden Typen und freut sich am meisten, wenn man einen Landsmann aus Posemuckel trifft. Berühmtheiten werden gezeigt und hübsche Frauen bewundert, und der internationalste aller Ausrufe lautet gewöhnlich: „Sie habe ich mir aber ganz anders vorgestellt!“

Die Eröffnung des Kongresses durch den Empfang der Gäste fand am Mittwoch abend im Reichstag statt. Obwohl immer wieder betont wurde, „daß viele noch nicht da seien“, war es doch brechend voll. Auf allen Lippen lag natürlich der Name Bülow, oft bis zur Unkenntlichkeit „sprachangepaßt“. Von äußerer Eleganz war noch nicht viel zu spüren; die meisten hatten den Vermerk auf den Einladungen „Reisekleidung“ recht wörtlich genommen. Aber die Lebhaftigkeit war groß und das babylonische Sprachenchaos schier betäubend. Große Enttäuschung erregte die Tatsache, daß den Damen der Eintritt zu den am nächsten Morgen beginnenden Sitzungen versagt worden war. Man fürchtete die Überfüllung, die wohl auch wirklich unvermeidlich gewesen wäre, wenn — alle männlichen Kongreßmitglieder gekommen wären. Aber, wie mir einige Abgeordnete im Vertrauen mitteilten, soll dies gar nicht der Fall gewesen und so mancher Platz unbesetzt geblieben sein. Berlin hat eben so mancherlei Anziehungspunkte n e b e n dem Reichstagsgebäude. Damit aber auch dieser „Salon des refusées“ nicht öde bleibe, hatte sich ein Damenkomitee aus den Parlamentarier- und Finanzkreisen unter dem Vorsitz der Frau Minister Holle zusammengefunden, dem als praktischer Leiter der Verlagsbuchhändler Hillger beigegeben war. Zwei wohnliche Zimmer im Reichstag waren gleichsam als Klubräume hergerichtet worden, in denen die deutschen Frauen mit erstaunlicher Vielsprachigkeit ihre ausländischen Schwestern empfingen und aus denen die männlichen Begleiter, — die es dort viel gemütlicher als im großen Saal zu finden schienen — rücksichtslos vertrieben wurden. Das Eis war bald gebrochen, und Erkundigungen schwirrten herüber und

hinüber. Die fremden Damen wollten vor allem Adressen wissen: „Wo gibt es Ballblumen? Wo Atlaskorsetts? Wo transportable Hundehütten?“ — „Ich habe mir den Magen verdorben, welchen Arzt soll ich konsultieren? Ich habe eine Freundin in Berlin verheiratet; früher hieß sie Miß Miller; sie hat rotes Haar; kennen Sie sie vielleicht? Ist es wahr, daß die schönsten Damen dem Kaiser (sprich Käscher) vorgestellt werden? Ich dachte, man gehe so weit im Norden jetzt schon im Pelz; wo bekomme ich eine Sommerjacke?“ usw. usw. . . . Auf der großen Freitreppe wird eine photographische Momentaufnahme gemacht, dann gehts in zahllosen Autos in langer Reihe durch Groß-Berlin. Ein prächtiges Frühstück im Kaiserhof, bei dem auch der Landesmutter durch ein Huldigungstelegramm gedacht wurde, leitete sanft zur Wiederaufnahme der ehelichen Gemeinschaft beim Festmahl der Berliner Handelskammer hinüber, an das sich ein Empfang im Abgeordnetenhaus unter der Ägide des Prinzen Heinrich Schönaich-Carolath und seiner Gemahlin schloß. Nun wurde zum ersten Male Staat gezeigt. Die tapfer-friedliebenden Männerbrüste erstrahlten im Glanz der viereckigen, achtspitzigen, vielstrahligen und doppeltgekröpften Ordenssterne, aber auch manches ernste Eiserne Kreuz erinnerte daran, daß Friedensliebe nicht gleichbedeutend mit Kriegsfurcht ist. Der Damenflor, dem die vormittägige Autotour eine gewisse Mäßigung auferlegt hatte, tobte sich teilweise in Hut-Aeroplanen aus. Viele hatten sich dekolletiert und das Köpfchen mit Federn und Bändern geschmückt. Die großen breitschultrigen Holländerinnen unterschieden sich auf den ersten Blick von den ebenso blonden, aber feingliedrigen Schwedinnen, die Belgierinnen durch ihren vlämischen Einschlag von den brünetteren Französinnen. Die Italienerinnen fielen durch ihre großen schwarzen Augen, und die pikanten, geist- und humorvollen Slawengesichtchen der Ungarinnen durch ihren flaumig rosigen Teint angenehm auf. Dazwischen sah man auch manche ältere und ernste Frauenerscheinung, besonders unter den Nordländerinnen und Amerikanerinnen: Gesichter, denen man es anmerkte, daß die Sache sie hergelockt hatte und nicht die Feste. Aber — die anderen gefielen besser. Die alte Geschichte. Der Mann schimpft über

die Modisten-Rechnungen — doch er schätzt die schöne Verhüllung wegen der Stellen, die unverhüllt bleiben. Und da meine Leserinnen neugierig sein werden, so will ich schon jetzt erzählen, was ich auf dem Gebiet des weiblichen Pfauenschweifs auf den zahlreichen Festlichkeiten an Schönem erblickt habe. Die Direktoirerobe, die Hülle ohne Unterrock, herrscht vor. „Eine gemästete Stricknadel", nannte ein ungalanter Holländer solch' eine ätherische, überschlanke Frauenerscheinung in silbergrauem Velourchiffon; seiner eigenen, überaus liebenswürdigen Gattin gefielen die weiblichen Ästheten mehr — vielleicht, weil sie selbst in niederländischer Fülle prangte. Reiche Verwendung in den Toiletten findet der Sammet: Sammet in allen Farben, mit Goldspitzen, mit Silberbouilloné, mit Chiffon, mit schwerem Gehänge und leichten Flittern. Viel doppelte oder über einem Tablier geschlitzte Röcke, bei denen die zarten Konturen der Hüfte anmutig hervortreten, während die engen, durchsichtigen Ärmelchen die Schulterrundung nur ahnen lassen — im Gegensatz zu der Dekolletage, die wieder entkleidsamer geworden ist als vorjährig. Immerhin: es ist hübsch, daß die Friedensliga sich nicht aus den letzten Aufgeboten rekrutiert, und daß der Gedanke der Weltpazifikation sich auch in reizender Form zu verkörpern weiß!

Während die Männer Freitag früh die Sache der Schiedsgerichtsbarkeit besprachen, schlossen sich die Damen zu einer fakultativen Aufklärungspatrouille durch die noch unerforschten Gelände des Warenhauses Wertheim zusammen. Drangen mutig in die untersten Lichtanlagen und bis zu den höchsten Packstuben unter kundiger Führung von Eingeborenen des Bazarlandes und konnten sichtlich nur schwer friedlichen Plünderungsversuchen widerstehen. An diesem Tage fand auch das obligate Bankett — die Stadt Berlin war die Wirtin — in den Festräumen des Zoologischen Gartens statt, die sich in prächtigstem Blumenschmuck präsentierten. Bei der Wahl des Lokals mag wohl in erster Linie die Unterbringung von über tausend Essern maßgebend gewesen sein. Das ging denn auch ganz bequem, doch war außer den mit gedeckten Tischen voll besetzten Sälen keinerlei Empfangsraum vorhanden, so daß man sich frisch aus der

Garderobe sofort auf seinen Platz begeben mußte, ohne irgend jemand begrüßen zu können. Das Bewußtsein, auch nach Tisch keinerlei freien Raum zur Verfügung zu haben, und die Erinnerung an das Gedränge der Ankunft veranlaßte viele Gäste, noch vor Schluß des Mahls die Tafeln und zugleich das Haus zu verlassen. Freilich war es mittlerweile elf Uhr geworden, da die vielen, vielen, über die Ehrentafel hinaus gänzlich unverständlichen Reden die Mahlzeit ungebührlich verlängerten. Vergeblich fragt der Chronist immer wieder: „Muß denn so viel getoastet werden? Muß denn jede Nation von neuem die wichtige Versicherung aus dem Walzertraum wiederholen: „Hot mich sähr gefreut; es wor sähr schön!?“ Von allen, die da sprachen, war nur einer, der die Technik des Redens wahrhaft beherrschte, so daß seine Stimme über das Sprachgewirr stieg und seine Worte die Hörer in Bann schlug: Graf Apponyi, der Ungar. Und was er da sagte von der Hegemonie Deutschlands im Friedenswerk vermöge seiner Geistesheroen, die so wie so schon geistiger Mitbesitz aller anderen Völker seien, klang ungemein süß und berückend. Ich bin kein Politiker, aber mir ist so, als habe ich gehört, daß Graf Apponyi sich daheim mehr für die Unterdrückung der deutschen Sprache in Ungarn als für ihre Hegemonie interessiert hätte . . .

Langsam gleitet der Blick die Ehrentafel entlang. Was für liebe, kluge, gütige, vornehme Gesichter! Lord Weardale: ein Bild von Reynolds, rosig und glatt rasiert unter dem schlicht zurückgestrichenen grauen Haar; etwas vom Patriarchen und Hofmann zugleich. Mr. Barthold, ein flotter Gesellschaftsmensch mit mokant zuckenden Mundwinkeln, wenn er von dem Fest der Handelskammer erzählt, das berechnet gewesen sei, günstige Handelsverträge aus den amerikanischen Gästen herauszudestillieren. Monsieur Passy, einer der Väter der Friedensidee: ein stattlicher Greis, aus dessen Augen unvermindertes Jugendfeuer sprüht. Der Italiener Brunialti mit dem Konquistadorenprofil, und das feine Rassegesicht Apponyis mit der stolzen Nase und den durchdringenden Augen. In der Mitte als Präsident Prinz Heinrich Schönaich, die einzige Fürstlichkeit von Geburt unter so vielen Prinzen des Geistes. Etwas weiter entfernt

Bertha von Suttner, viel beachtet und umschwärmt, die Mutter der Friedensidee, deren Roman „Die Waffen nieder" auf deutschem Boden wenigstens ein gewaltiger Weckruf geworden ist.

Noch heller flimmern hier die Orden, noch farbiger glänzen die Damentoiletten; selbst die keusch-schwarzen Fräcke der Amerikaner und die ewig protestierenden langen Röcke der sozialistischen Mitglieder sind durch das kleine Kongreßabzeichen belebt. Man kennt sich hier und da schon wieder; die sorgsam entworfene und durch allerhand Unvorhergesehenes doch wieder veränderte Tischordnung bringt mancherlei Überraschungen. Im allgemeinen ist Französisch die Unterhaltungssprache, und wenn man jemand im Gedränge anstößt, sagt man zunächst „Pardon" und ist beinahe beleidigt, wenn man die Antwort erhält: „Bitte sehr!" — Sogar der junge Bursche in Livree, der die Droschkenschläge öffnet, hat ein paar Brocken „Ausländisch" zur Disposition und wendet sie abwechselnd mit sichtbarem Hochgenuß an...

Im Garten des Reichskanzlerpalastes fand am Sonnabend nachmittag die letzte Zusammenkunft der Konferenzmitglieder statt. Fürst Bülow, in schwarzem Gehrock und Zylinderhut (das Bürgerkleid gehört nun einmal zur Friedensidee) zeigte sich wieder von seiner liebenswürdigsten Seite und ließ seine Sprachgewandtheit funkeln. Lord Weardale hatte ihn mit einer Anzahl angelsächsischer Landsleute umzingelt und stattete ihm in feinen Worten den Dank Old-Albions für seine französische Friedensrede vom Donnerstag ab, und nun gab der Fürst in flottestem Englisch die Versicherung ab, daß es Deutschlands innigster Wunsch sei, mit dem Inselreiche in guter Freundschaft zu leben. Warum nicht? Wenn nur diese Herzensgefühle drüben gleiche Erwiderung finden! Aber das ist es leider: man wird doch das Empfinden nicht so recht los, daß auch die schönsten Worte nichts als eine akustische Erschütterung sind, so lange noch die Völker in Waffen starren und die gepanzerte Faust des freundschaftlichen Händedrucks spottet.

Aber sonst war's beim Reichskanzler hübsch. Viele Minister: Tirpitz und Einem in Uniform, dann die Exzellenzen Bethmann Hollweg, Schoen, Beseler, Dernburg, Holle, Stemrich. Ein paar Tiroler Abgeordnete zeichneten sich durch die Schlichtheit

ihrer Erscheinung aus, ein schweizer Sozialist fiel durch den grauen Werkeltagsrock auf, den er trug. Einsam streifte Herr von Varnbüler unter den Bäumen umher und sah recht gedankenvoll aus, als gehe ihm etwas im Kopfe herum. Als der Nachmittag vorschritt und die Sonne blasser wurde, kamen malerische Töne in das Bild. Der große Park versank in rosigen Dämmer; die Gruppen lösten sich auf. Die vereinzelten Uniformen und die Livreen der Dienerschaft bildeten die letzten Farbenflecken. Es wurde mählich Abend . . .

Das Festmahl des Internationalen Pressekongresses

26. September

Es geht in diesen schönen Herbsttagen recht lebhaft bei uns zu. Die Friedensboten aus allen Landen sind abgezogen, aber die Schalmeien noch nicht verklungen. Der neunte Internationale Pressekongreß bot abermals Gelegenheit, dem Frieden ein hohes Lied zu singen, und abermals konnten wir mit allerhand liebenswürdigen Menschen aus dem Norden und Süden, von jenseit der Vogesen und des Ärmelkanals freundschaftliche Händedrücke austauschen. Ein Händedruck sagt ja nun zwar nicht viel, und auch ein nettes Wort braucht man nicht sonderlich tief einzuschätzen; immerhin kann es nicht schaden, wenn von Zeit zu Zeit die Vertreter der großen Tagespresse des Auslands einmal persönlich mit uns in Berührung kommen. Wir wissen, daß namentlich in den französischen Zeitungen noch immer die sonderbarsten Meinungen und Ansichten über Deutschland verbreitet werden, und wenn gelegentlich ein schreibender Franzose das Deutsche Reich bereist, so gibt er ganz sicher seine Eindrücke in Berichten wieder, die so etwa den Anschein erwecken, als habe der Verfasser sich kühnen Mutes auf eine Entdeckungsreise in unbekannte Regionen eingelassen. Und wenn er gar seine Eindrücke in Romanform umsetzt, so kommen vielleicht solche Ungeheuerlichkeiten heraus, wie sie Marcel Prévost in seinem „Monsieur et Madame Moloch“ preisgibt.

Eins steht fest: von den ausländischen Gästen haben sich besonders die Franzosen außerordentlich gut in Berlin gefallen. Der erste, der mir dies versicherte, war ein bibliophiler Freund, mit dem ich seit einem Dutzend Jahren in reger Korrespondenz stehe: Herr Octave Uzanne. Aber unsere Freundschaft hatte sich bisher immer nur schriftstellerisch ausgetobt; von Person hatten wir uns zufälligerweise nie kennengelernt. Nun suchte ich ihn mir am Begrüßungsabend in den Räumen des Reichstages, und das war gar nicht so leicht. Nachdem ich ein paar Herren, die mir französisch auszusehen schienen, vergeblich angesprochen hatte, fand ich endlich einen, der Herrn Uzanne kannte und ihn mir schließlich auch zuführte, und da habe ich denn mit dem klugen und feinsinnigen Pariser ein paar angenehme Stunden verlebt. Schon an diesem Empfangsabend, dem es natürlich auch nicht an einem gewissen offiziellen Anstrich fehlte, zeigte sich das Erfreuliche und Angenehme des persönlichen Nähertretens. Viele interessante Physiognomien und viele recht ausdrucksvolle Typen. Mr. Hébrard, der Chefredakteur des „Temps", ein alter Herr mit feinem Diplomatengesicht, Mr. Taunay, ein lebhafter Südfranzose, Mr. Brisson, der elegante Pariser; dann wieder die geschmeidigen Belgier und ihre unverkennbaren Nachbarn von der holländischen Seite; die Engländer, meist glatt rasiert oder mit wohlgepflegten Favorits; die Italiener klein, schwarz, mit sprechender Mimik und regen Gesten. Vom stammverwandten Österreich ist natürlich wieder Chefredakteur Wilhelm Singer zur Stelle, der altbewährte Vorsitzende dieser Kongresse, dessen breites, joviales und geistreiches Gesicht mich lebhaft an einen längst Verstorbenen erinnert: an den dicken Professor Pernice, den man seinerzeit den „Falstaff der Diplomatie" zu nennen pflegte. Von der einheimischen Federwelt sah man mehr Journalisten als „freie" Schriftsteller. Die sogenannten Berühmtheiten haben sich noch nicht heimwärts gefunden; sie haben im allgemeinen auch wenig von dem, was man als „Korpsgeist" bezeichnet, und halten sich bei derlei Anlässen geflissentlich fern. Aber die Arbeitssitzungen brauche ich nichts zu erzählen; es handelte sich lediglich um Fragen von praktischem Interesse. Nur der Eröffnungsrede Singers am ersten Arbeits-

tage möchte ich kurz gedenken; sie war eine glänzende rhetorische Leistung, geistfunkelnd und doch auch von Herzenswärme getragen, eine Rede, an die sich sehr charakteristisch die Ansprache des Staatssekretärs Schoen schloß, die eine gewisse hochachtende Verbeugung vor der Journalistik war. Der Empfang bei Bülow gab dem Fürsten Gelegenheit zu einer längeren Ansprache. Der Fürst ist ein prächtiger Plauderer, und da er auch ernste Wahrheiten mit Humor und Grazie zu umkleiden weiß, so gibt es wohl nicht viele, die ihm nicht gern zuhören. Es klang gut, wie er sich dagegen wehrte, daß seinen Reden gewöhnlich der Büchmannsche Zitatenschatz zugrunde liege, und es machte dennoch Eindruck, als er unmittelbar darauf dem Kreise der Zuhörer wieder ein Zitat zurief: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben — bewahret sie!“

Das große Festmahl vereinigte am Donnerstag abermals die Mehrzahl der Kongreßteilnehmer, die sich am Abend vorher im Opernhause an dem professoralen Ballett aus der Assyrerzeit ergötzt hatten. An der sogenannten Ehrentafel sah man die Minister von Rheinbaben, Holle, Delbrück, Sydow, v. Moltke; weiter die Vertreter des Vorstandes: G. Schweitzer und Schütze für Deutschland, Singer für Österreich, A. Luis für England, Rotiers für Belgien, Jessen für Dänemark, Keenan und Hennessy für Amerika, Frenkel für Finnland, Humbert und Tocunay für Frankreich, Rakoczci für Ungarn, Lima für Portugal, Raimondi für Italien, Janzon für Schweden, Christofresin für Norwegen. Drüben sitzt die Berliner Finanz: die Geheimräte von Friedländer-Fuld, Jacob, Fürstenberg, Mankiewicz, Gause. Geheimrat Hammann repräsentiert das Auswärtige Amt, Geheimrat Keil das Hausministerium, Geheimrat Winter das Hoftheater; es wimmelt von Geheimräten. Da ist auch der Präsident der Akademie Professor Kampf, da der General von Höpfner, da Professor Voß, der Hüter märkischer Denkmalspflege. Die Besitzer der großen Zeitungen fehlen nicht; die meisten politischen Redakteure sind anwesend, auch viele Kollegen von „unterm Strich“, gute Kritiker und „verrohte“, die Causeure und die Leitartikler, Demokraten und Konservative, Romanschriftsteller und sanfte Lyriker . . . Ich saß eingekeilt in einem ver-

gnügten Haufen von Franzosen. Männiglich fand Berlin entzückend, unsere Frauen schön, selbst die Siegesallee bedeutend. Viel Honigwasser wurde verschenkt, was aber nur bildlich zu nehmen ist; sonst hielt man sich an den Wein. Ein behäbiger Bordelaise mir gegenüber kam nicht mehr von der Liebfrauenmilch los, und einem Pariser Journalisten schmeckte sogar unser Burgeff Grün und Hendell Trocken vortrefflich, obwohl ein Chauvinistenblatt warnend ausgerufen hatte, man sollte nicht nach Berlin pilgern, weil man sich da den Magen an schlechtem Champagner verderben würde. Schweitzer faßte in seinem Kaisertoast auch gleich die Staatshäupter der übrigen Kulturwelt zusammen; es war ein Sammeltoast, der aber doch in „Heil dir im Siegerkranz" ausklang. Dann sprach Herr von Rheinbaben: gewandt, witzig, fein pointiert. Dann Herr Vollrath als Präsident der Berliner Presse, dann Singer — beide halb deutsch, halb französisch. Der greise Hébard antwortete mit flammenden Worten, und Herr Taunay folgte mit einer nicht minder zündenden Ansprache. Großer Jubel, Gläserklingen, Händedrücke; es fehlte nicht viel, und Frankreich und Deutschland hätten sich in den Armen gelegen. Dessen bin ich sicher, daß in den nächsten sechs Wochen auch jenseits des Rheins viel Hübsches und Artiges von uns in den Blättern erzählt werden wird. Über die Marokkonote fließt Zuckerkand. Aber der süße Guß bildet doch immer nur die Oberfläche . . .

Die Hundertjahrfeier der Einführung der Preußischen Städte-Ordnung
Die Oberbürgermeister Berlins

7. November

Die Hundertjahrfeier der Einführung der preußischen Städteordnung hat besonders unsere Kinder erfreut. Die hatten an diesem Tage nämlich frei, da für den Umkreis von Groß-Berlin die Schulen geschlossen waren. Vor hundert Jahren hatten sie auch frei, aber es waren noch kläglichere Zeiten als heute. Der alte Nicolai erzählt uns in seiner berühmten „Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" Pläsierliches über die Städteord-

nung vor Jena. Es war schon viel, daß Friedrich der Große dem jeweiligen Stadtpräsidenten auch den Rang eines Polizeidirektors gegeben hatte. Mit großer Bewunderung berichtet Herr Nicolai von der Sicherheit Berlins; man habe die Nacht hindurch „eben so sicher“ auf den Straßen gehen können als am Tage. Auch die Feuerwehr leistete Erkleckliches; man hatte 41 öffentliche „Sprützen“ in „denen Sprützenhäusern“ und 3 „Krahnsprützen“ auf der Spree. In Wahrheit: die Städteordnung von 1808 war von einem kläglich bureaukratischen Zuschnitt. Die Stadtverwaltung war nur eine Unterbehörde der allgemeinen Staatsverwaltung, das städtische Beamtentum unterlag der Beaufsichtigung der Regierung: von bürgerlicher Selbstverwaltung war trotz einer Fülle wohlgemeinter „Instruktionen“ noch keine Rede.

Die Katastrophe von 1806 sollte in dieser Beziehung Wandel schaffen. Stein, der bei seinem Könige in Königsberg weilte, hatte mit klarem Blicke erkannt, warum sich das Bürgertum in der Zeit der Not so widerstandslos gezeigt hatte. Die Teilnahme am Gemeinwesen mußte wieder angeregt werden, wie einst im sechzehnten Jahrhundert, bevor das Bürgertum durch den dreißigjährigen Krieg der Territorialhoheit der Fürsten unterworfen worden war. Die Stadtältesten von Königsberg hatten schon im Juli 1808 den König gebeten, ihm die Mängel der städtischen Organisation klarlegen zu dürfen, und diese Eingabe war die Veranlassung für die aus dem Geiste Steins geborene neue Städteordnung. Sie war tatsächlich das Geschenk eines viel verkannten Herrschers an das Bürgertum — wenn auch in gewissem Sinne nur eine Rückgabe dessen, was die Vorfahren dem Volke genommen hatten.

In Berlin war der erste selbstgewählte Oberbürgermeister der bisherige Stadtverordnetenvorsteher Herr von Gerlach. Der Dezember brachte die Rückkehr der Truppen, nachdem Anfang des Monats die französische Besatzung abgezogen war und General St. Hilaire dem Prinzen Ferdinand die Schlüssel der Stadt übergeben hatte. Das kommende Frühjahr wurde unter schwierigen Verhältnissen für die Neubildung der städtischen Behörden benützt; die Wahl der Stadtverordneten fiel in den April

1809, gottesdienstliche Handlungen in den Kirchen Berlins gaben ihr Weihe. Im Palais Prinz Heinrich, der späteren Universität, wurden die ersten Sitzungen abgehalten, und da es an Stühlen fehlte, mußten Bänke aus dem nahen Opernhause geliehen werden.

Der Winter von 1812 war schwer für Berlin. Die Stadt hatte doppelt so viel Soldaten Einquartierung zu gewähren wie sie Einwohner besaß. Und dann kamen die Franzosen wieder — Rellstab schildert in seinen Jugenderinnerungen diese Zeit in lebendiger Weise. Die Wiedergeburt Preußens erlebte Oberbürgermeister von Gerlach nicht mehr: er starb im Juni 1813. Sein Nachfolger wurde der bisherige zweite Bürgermeister, Gottfried Büsching, der schon 1804 Stadtpräsident gewesen war. Nun blühte Berlin empor. Die Pepinière wurde aus der Artilleriekaserne am Kupfergraben in die Georgeschen Häuser der Friedrichstraße verlegt, die Weidendammer Brücke in Angriff genommen. Im Norden der Spree entstand die Friedrich-Wilhelm-Stadt. Auch in der Spandauer Vorstadt regte sich die Baulust; selbst in der Oranienburger Vorstadt wurde es lebendig. Die Köpenicker Vorstadt nahm den Namen Luisenstadt an; der Fabrikant Jannowitz legte die nach ihm benannte Brücke zur Verbindung des Spandauer- und Königs-Viertels an; vor dem Potsdamer Tore tauchten die ersten Villen auf.

Trotzdem bot diese erste Zeit der Selbstverwaltung Berlins noch kein erfreuliches Bild. Zwischen Magistrat und Stadtverordneten kam es zu fortwährenden Kompetenzkonflikten; die Regierung wurde mit kleinlichen Beschwerden überflutet. Auch der Nachfolger Büschings, Herr von Bärensprung, fiel diesen Konflikten zum Opfer; an seiner Stelle wählte man im Oktober 1834 den Geheimen Justizrat Krausnick zum Oberbürgermeister, der aber in den Märztagen Achtundvierzig zufolge seines berühmten Wohlverhaltungsattestes für den König und die Regierung seinen Posten niederlegen mußte, bis er am 5. November 1850 von neuem gewählt wurde. In seine Zeit fällt vor allem die Einrichtung der städtischen Erleuchtungswerke, die Eröffnung der ersten Fortbildungsschule, die Einverleibung von Schöneberg, der Teile vor dem Halleschen Tor, von Moabit, Gesundbrunnen und Wedding.

Nach Krausnicks Tode fiel die Wahl auf den früheren Regierungspräsidenten von Sigmaringen, Herrn Theodor Seydel; das war in demselben Jahre, in dem der derzeitige Pariser Gesandte, Herr von Bismarck-Schönhausen, zum Staatsminister berufen wurde. Es war die Zeit des Konflikts, in der Magistrat und Stadtverordneten sich in die politischen Angelegenheiten des Staates mischten und infolge der Preßverordnung vom Juni 1863 den Beschluß faßten, sich künftighin jeder Loyalitätsadressen bei Familienfesten des Königshauses enthalten zu wollen. Man hatte vergessen, was Berlin dem Könige zu danken hatte. Selbst der demokratische Streckfuß sagt in seiner Geschichte Berlins: „So weit großstädtische Einrichtungen durch königliche Initiative eingeführt werden konnten, geschah es; wenn sie aber durch die städtischen Behörden ins Leben gerufen werden mußten, so stockte stets der Lauf der Dinge."

Von 1862 bis 1870 stieg die Einwohnerzahl Berlins von 570 000 auf 780 000 Seelen. Den aus Frankreich heimkehrenden Kaiser hatte Seydel noch bewillkommnen können; dann trat Arthur Hobrecht an seine Stelle, der im März 1878 preußischer Finanzminister wurde und daraufhin die Verwaltung der Stadt in die Hände von Forckenbecks legte. Der Bau der Stadtbahn und der Vertrag der städtischen Behörden mit der Post zwecks Anlegung des Berliner Telephonnetzes sind die wichtigsten Geschehnisse unter seinem Regiment. Ihm folgte Robert Zelle, der dem demokratischen Teil der Bürgerschaft wenig genehm war, und nach seinem Tode endlich Martin Kirschner, der fast ein Jahr lang auf die Bestätigung warten mußte.

Der Reichstag und das Kaiser-Interview im „Daily Telegraph"

20. November

Die Wirkungen der Reichstagsverhandlungen über das Kaiserinterview im „Daily Telegraph" machen sich noch immer gewaltig bemerkbar. Seit vierzehn Tagen hört man, wohin man auch kommt, von nichts anderem sprechen als von der „Krise"! Wohin man auch kommt. Ein französischer Journalist erzählt seinem Blatte, er habe von sonst ganz

gemäßigten Leuten die ungeheuerlichsten Majestätsbeleidigungen gehört. Wenn sich ein Deutscher einem Franzosen gegenüber in Majestätsbeleidigungen ergeht, so muß das ein angenehmer Deutscher sein. Und doch ist auch diese Äußerung charakteristisch für die herrschende Stimmung. Ich möchte behaupten . . . nein, ich behaupte nichts: ich will nur von den Reflexen der großen Gärung auf die Gesellschaft sprechen. Die sind natürlich verschieden in den verschiedenen Kreisen. Aber auch in denen, die sich in bezug auf kritische Bemerkungen über den Monarchen sonst einer großen Reserve zu befleißigen pflegen, ist man freimütiger geworden und hält mit seinem Urteil nicht zurück. Was die demokratischen Blätter von „Lakaienhaftigkeit" und „Bedientensinn" der Konservativen bei dieser Gelegenheit faseln, ist geradezu Blödsinn. Die Leute, die dies schreiben, haben mit jenem Teil der Gesellschaft, der seiner ganzen Weltanschauung nach konservativ sein muß, nicht die geringste Fühlung. Allerdings macht auch hier der Ton die Musik. Pöbelhaftes Schimpfen ist nicht nach jedes Geschmack. Die Erziehung und mehr noch der Respekt vor dem Träger der Krone, das monarchische Gefühl, das tief eingewurzelte Traditionsempfinden regulieren die Form des Urteils. Vor allen Dingen offenbart sich gerade in diesen Kreisen ein volles Verständnis für die schmerzliche Tragik der Situation. Wer auch nur den Versuch macht, sich in die Seele des hochstrebenden Mannes zu versetzen, der aus dem Lautersten heraus das Beste zu tun vermeinte und nun durch einen einzigen gewaltigen zornigen Aufschrei zu der bitteren Erkenntnis kommen mußte, daß sein ehrliches Mühen verfehlt ist: dem wird die Stärke seines Mitgefühls von selbst die Form seiner Kritik diktieren. Freilich: mit Sentiments macht man keine Politik. Die lasse ich auch beiseite. Ich spreche vom Urteil der Gesellschaft, das sich von leidenschaftlichster Erregung bis zu vorsichtig schattierter Abwehräußerung abstuft, das aber viel zuwenig das rein menschliche Moment berücksichtigte: den ehrlichen und hochgespannten Subjektivismus, der sich wieder einmal als gänzlich untaugliche Waffe im Kampfe der Geister erwiesen hat.

Das Interesse für das rein Menschliche wird um so kräftiger, je weniger man das Politische berücksichtigt. Da tritt das Psychologische um so reizvoller hervor, und das Problem klärt sich ab. Den Kaiser schlankweg als ein Produkt seiner Erziehung hinzustellen, wie man es vielfach beliebt, geht doch nicht an. Aber zweifellos hat seine Umgebung an der Entwicklung seiner Psyche mitgearbeitet, und zwar insofern in nicht günstigem Sinne, als sie — im allgemeinen — sich niemals in Widerspruch mit ihm zu setzen wagte. Damit ist natürlich noch lange nicht gesagt, daß der Monarch lediglich von einem in Ehrfurcht ersterbenden Schranzentum umgeben ist; immerhin bedürfte gerade eine so stark zur Entwicklung alles inneren Vermögens drängende Kraftnatur gewisser Widerstandsflächen als natürliche Hemmung und als wirksames Reibungs- und Abschliffelement. Es ist auch nicht wahr, wenn behauptet wird, der Kaiser vertrüge keinen Widerspruch, oder es ist doch nur bedingt wahr, insofern, als auch er wie jeder feiner Organisierte von Stimmungen abhängig ist. Ein kürzlich Verstorbener hätte über den vielbeschrienen „Eigenwillen" des Monarchen charakteristisches Zeugnis ablegen können. Auch den Grafen Hülsen-Haeseler haben flinke Federn zu einem geschmeidigen Höfling stempeln wollen. Wer ihn gekannt hat, weiß, daß er das ganz und gar nicht war. Er war ein Jugendfreund des Kaisers und liebte den Menschen in ihm; er war auch immer ein treuer Royalist, aber als solcher ein aufrechter Mann und hat oft genug unbekümmert seinem Herrn freie Rede gestanden. Es heißt das Andenken dieses kerzengeraden Menschen entwürdigen, wenn man ihn in einem Atemzuge mit servilen Höflingen nennen will. Aber was ist in diesen Tagen nicht alles zusammengeklatscht worden, schriftlich und mündlich! Auch der Geist Eulenburgs wurde wieder beschworen — und der gelähmte Mann sitzt unter Schmerzen in Liebenberg und wäre froh, wenn man ihn vergessen wollte.

Nun haben die Extrablätter verkündet, daß „die Krisis vorüber sei". Ist sie es? Das Gesicht Berlins war am Entscheidungsabend kaum anders als sonst. Auf den Straßen das Leben des Alltags; vielleicht daß die Kaffeehäuser ein wenig mehr

besucht waren und daß man die Zeitungskioske umdrängte, um das Abendblatt etwas früher haben zu können als daheim. Auch am gestrigen Bußtag keine Spur von Erregung, jedenfalls nicht in der Öffentlichkeit. Das wundervolle Wetter hat die Menschen in Massen ins Freie gelockt. Aber die Stimmung ist eher fröhlich als sorgenvoll und bedrückt; ganz gewiß: die Stimmung ist gut — trotz der Prophezeiungen einer ganzen Anzahl von Morgenblättern, daß es nun „erst recht“ losgehen werde. Was hat man erwartet? „Garantien“ heißt das Schlagwort, über das man sich wohl noch im Reichstage unterhalten wird. Aber es gibt sicher auch viele, die eine Demütigung der Krone erhofft haben. Und daß wir davor bewahrt worden sind: daß wir ein Mannesversprechen hören konnten, vor dem ganzen Volke gegeben, aber keine klägliche Abbitte — das dünkt mich (bitte das als „Stimme aus dem Publikum“ zu betrachten) das erfreulichste Resultat der Unterredung zwischen Kaiser und Kanzler. Und mich nicht allein. Ich weiß, es geht ein Aufatmen gerade durch die Gesellschaftskreise, auf deren Empfinden der Druck der Krise am schwersten lastete. Das sind nicht nur die Konservativen pur sang, sondern auch die weiten Kreise der Industrie und Finanz, die der Ruhe bedürfen. Und nun mögen die Götter den Königspurpur schützen, daß er fleckenlos bleibe! —

Paul Lindau als Dramaturg am Schauspielhaus

20. Dezember

Paul Lindau hat die General-Intendanz unserer Hoftheater ein besonderes Weihnachtsgeschenk zugedacht: er ist „erster Dramaturg“ am Königlichen Schauspielhause geworden. Lindau wird im Frühling 1909 siebzig Jahre alt. Aber man merkt es ihm nicht an. Er ist noch von einer beneidenswerten Frische und ist auch noch der alte liebenswürdige Plauderer, der an einem Abend Bataillone von jungen Damen unterhalten kann. Nun soll er ein bißchen frische Luft in die etwas stickig gewordene Atmosphäre unseres Schauspielhauses bringen. Auch die besten Freunde des Herrn von Hülsen

müssen unumwunden zugestehen, daß der Nachfolger Hochbergs enttäuscht hat. Graf Hochberg stand allem Literarischen wahrhaft kindlich gegenüber; von Hülsen erhoffte man Besseres. Was er in Wiesbaden geschaffen hat, war aller Achtung wert, und auch sein erstes energisches Eingreifen hier in Berlin ließ Gutes für die Zukunft erwarten. Aber nur auf dem Gebiete der Oper hielt die Regsamkeit an; um das Schauspielhaus spann sich nach und nach eine Atmosphäre von Langeweile, die jeden Odemzug frischeren Geistes fernhielt. Es war allerdings nicht allein Herrn von Hülsens Schuld. Höfische Einflüsse, von denen glücklichere Intendanten wie der Stuttgarter und der Dresdener verschont blieben, machten sich geltend und legten dem obersten Leiter Rücksichten auf, die sich nicht ohne weiteres abschütteln ließen. Nur bei großen Neueinstudierungen konnte Hülsen gelegentlich zeigen, was er zu leisten imstande ist, und dann konnte man nur bedauern, daß ein Mann von so reicher Begabung, von so starker künstlerischer Feinfühligkeit und so ausgesprochenem Regietalent auf einen Posten gestellt wurde, der ihm in gewisser Weise die Hände band. Es ist Unsinn, wenn behauptet wird, Hülsen sei „kunstfeindlich". Gar kein Gedanke; er ist vielmehr durch und durch Künstlernatur, wenn auch als solche ein wenig weich und träumerisch, lyrisch und romantisch. Aber er ist zugleich Hofmann und ist des Kaisers Jugendfreund. So entstanden unglättbare Reibungsflächen. Daß er Wedekinds „Frühlings-Erwachen" und Shaws „Frau Warren" nicht auf die Hofbühne bringen konnte, ist selbstverständlich; das wagte selbst Baron Putlitz nicht, der freieste unter den General-Intendanten Deutschlands. Aber im Schauspielhause blieb überhaupt die gesamte zeitgenössische Literatur unberücksichtigt, und wurde einmal eine Neuheit angekündigt, so war es höchstens Blumenthal. Meinetwegen auch Blumenthal; in seinen Schwänken amüsiert man sich immer. Aber neben ihm gibt es doch eine ganze Menge, die auch zu Wort kommen könnten. Nichts da: Novitäten wurden gar nicht mehr aufgeführt. Die „Rabensteinerin" rast noch immer über die Bretter des Schauspielhauses; das ist das Neueste.

Wird Lindau den verfahrenen Karren aus dem Sande ziehen können? — Barnay konnte es nicht; er ist glücklich nach Hannover abgeschoben worden. Lindau war auch einmal Intendant, an einer Bühne mit berühmter Vergangenheit, hat dem Berliner Theater erfolgreich vorgestanden und am Deutschen viel Pech gehabt. Das kann passieren. Jedenfalls hat er an den drei Plätzen gezeigt, daß er etwas von der Sache versteht und auch mit der modernen Literatur Fühlung hat. Aber man muß ihm wenigstens einigermaßen freie Hand lassen, sonst dürfte die Freude nicht lange dauern. Unter gebundener Marschroute wird der alte Herr nicht marschieren wollen; andererseits ist er auch klug und taktvoll genug, die unumgänglichen Rücksichten nicht zu überschreiten, die bei jedem Hoftheater zu nehmen sind. Seine Vorgänger waren Titus Ulrich, Professor Taubert, Skowronnek und zuletzt Adler. Ulrich, eine liebenswürdige Gelehrtennatur und ein weicher Poet, war nur auf die Jambentragödie geaicht; Taubert, der auf Veranlassung der Kaiserin Augusta an die Hofbühne kam (zu einer Zeit, da die Ernennung Eugen Sierckes zum Dramaturgen fast perfekt war), gab sich redliche Mühe, konnte aber unter Hochberg wenig erreichen; Skowronnek bekam bald Krakehl und trollte sich lachend von dannen; Adler führte das Dramaturgengeschäft sozusagen nur nebenbei. Nun ist Lindau an der Reihe. Ein Programm kann er nicht haben. Aber wir wollen schon zufrieden sein, wenn er das Schauspielhaus aus den Nöten der Zeit einer besseren Zukunft entgegenführt.

1909

Die russische Botschaft und ihr Palais

9. Januar

Daß Graf Osten-Sacken das stattliche Palais der russischen Botschaft Unter den Linden verlassen wird, scheint ja wohl festzustehen. Als Kaiser Nikolaus I. es ankaufen ließ, um für den Vertreter seines Reiches ein ständiges Heim zu schaffen, war es schon reich an interessanten Erinnerungen, und namentlich als „kurländisches Haus" hatte es im Berliner Gesellschaftsleben eine große Rolle gespielt. Als Graf Peter von Biron, der letzte Herzog von Kurland, abgedankt hatte, zog er nach Deutschland, wo er u. a. die Herrschaft Sagan erwarb und das Palais Unter den Linden 7 kaufte. Berühmt wurde es freilich weniger durch ihn als durch seine dritte Gemahlin, die schöne und geistreiche Herzogin Dorothea, geborene Reichsgräfin von Medem, die im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts hier ihren Hof hielt, und durch deren Tochter Dorothea von Sagan, die 1809 den Fürst-Herzog Alexander Edmond von Talleyrand-Périgord, einen Neffen des großen Diplomaten, geheiratet hatte. Der russische Gesandte, der in das Haus einzog, war Graf David Alopeus, der nach dem Friedensschluß 1813 diese Stellung erhielt, die vorher auch sein Bruder Maximilian einige Jahre bekleidet hatte. Die alte Freundschaft zwischen dem russischen und dem preußischen Hofe mochte wohl mit dazu beitragen, daß das Gesandtschaftspalais einen Mittelpunkt des Berliner gesellschaftlichen Lebens bildete. Noch unter Schuwalow, einem geschmeidigen Weltmann, der mit der Würde des Diplomaten und dem Gehaben des Grand-

seigneurs ein sprudelndes Temperament verband, ging es in den glänzenden Räumen der Botschaft überaus lebhaft zu. Unter dem Grafen Osten-Sacken wurde es ruhiger. Das Temperament fehlte. Der Graf war immer ein ruhiger, selbstbewußter, sehr zuverlässiger Diplomat, dem auch der pfiffigste politische Schmock nichts Übles nachsagen konnte; aber „das Leben zu nehmen", wie sein Vorgänger, das hat er wohl nie verstanden. Dazu kam die lange Kränklichkeit seiner klugen und liebenswürdigen Gattin, der Witwe des Fürsten Michael Galitzin, einer geborenen Fürstin Dolgorukow, und schließlich ihr Tod, der den Botschafter so tief erschütterte, daß er sich sicher damals schon mit dem Gedanken trug, sich gänzlich aus dem Staatsdienste zurückzuziehen. Ob Herr von Iswolski in der Tat sein Nachfolger werden wird, weiß ich nicht; aber es scheint ja, als ob alle Anzeichen darauf hinwiesen. Dann kann sich die Gesellschaft jedenfalls gratulierenn (die Politik mag hier aus dem Spiele bleiben), denn dieser viel gewanderte Diplomat ist ein Mann von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit und von bestechenden Formen des Sichgebens und würde an der Seite seiner scharmanten Gemahlin, einer geborenen Gräfin Toll, in den still gewordenen Räumen der russischen Botschaft vermutlich ein neues Leben erblühen lassen. Der Abgang des Grafen Osten-Sacken kann übrigens möglicherweise auch einen Wechsel im Personal der Botschaft zur Folge haben, wenn auch der dem Kaiser persönlich attachierte General von Tatischtschew bleiben dürfte.

Der Tod Ernst von Wildenbruchs
Alte Erinnerungen

18. Januar

Daß Ernst von Wildenbruch sich eine leichte Erkältung zugezogen hätte, war mir schon erzählt worden. Aber auch, daß er bereits wieder in der Besserung sei. Man kann sich denken, wie tödlich ich erschrak, als am Freitag abend die Redaktion eines hiesigen Blattes bei mir antelephonierte, um mich aus Anlaß des Todes Wildenbruchs um einen Artikel über ihn zu bitten. Mir fiel tatsächlich das Hörrohr aus der

Hand. Wildenbruch tot — der Gedanke war so unfaßlich, daß ich wie gelähmt war. Und dann stürzten mir die Tränen aus den Augen. Und dann setzte ich mich an den Schreibtisch, ein paar Erinnerungen an ihn zu fixieren . . .

Aber in Stundenfrist läßt sich nicht allzuviel erzählen. Ich hätte Bogen um Bogen füllen müssen, wenn ich einigermaßen erschöpfend hätte sein wollen. Und drängt sich auch die Fülle der Erinnerungen zusammen: die Feder stockt oft und scheut sich, preiszugeben, was das Herz warm werden läßt. Gelegentlich habe ich hier schon von ihm gesprochen, u. a. an seinem sechzigsten Geburtstag. Das sind am 2. Februar vier Jahre her. Erst vier Jahre! Ich ging gemeinsam mit Fulda in sein hübsches behagliches Heim in der Hohenzollernstraße, und da fanden wir die Zimmer bereits voll Gratulanten, und im Salon häuften sich die Blumenspenden von befreundeter Hand. Fulda war damals Präsident des Vereins Berliner Presse und sprach ihm namens der Korporation seine Glückwünsche aus. Die Herzlichkeit, mit der er das tat, rührte Wildenbruch sichtlich; er antwortete mit bewegten Worten, und schließlich umarmte er Fulda und küßte ihn. Er hielt nicht an sich, wenn sein Herz lebhafter pochte; er ist zeitlebens eine enthusiastische Natur geblieben. Bewahrheitete sich wundervoll an ihm das alte Wort, daß jede Kunst Enthusiasmus verlange: diese heiß strömende Begeisterungsfähigkeit füllte auch den ganzen Menschen.

Er war ein warmherziger Freund. Wen er einmal lieb gewonnen hatte, dem hielt er die Treue — auch über gelegentliche Verstimmungen und ärgerliche Zwischenfälle hinaus. Er haßte nur eins: die gewollte Mißverständlichkeit und die hämische Schmähsucht. Sie ist ihm nicht erspart geblieben. Daß ihn die Kritik zuweilen recht unsanft anfaßte, hätte er wohl verwinden können, obschon er in dieser Beziehung eine merkwürdige Empfindlichkeit besaß. Aber die gehässige Feindseligkeit, mit der man ihm zuweilen falsche Motive unterschob, empörte ihn tief. Er war außer sich, als man 1891 nach der Premiere des „Neuen Herrn“ behauptete, das Drama sei zufolge der Entlassung Bismarcks entstanden und kleide eine Aktualität in das historische Gewand einer vergangenen Zeit. Tatsächlich lag das Stück auch

schon seit zwei Jahren fertig vor. Und noch mehr ergrimmte ihn das gegen seine Hohenzollerndramen gemünzte Schlagwort „Hurrapatriotismus“. In der Tat, das war eine bittere Verleumdung. In demselben Blatte, in dem ein kühlschnäuziger Dialektiker ihn oft genug verunglimpft hat, sagt ein besserer und warmfühliger Beurteiler seines poetischen Schaffens: „Das Blut der Geschichte rollt durch alle seine Dichtungen.“ So ist es. Er war wirklich ein durch und durch historischer Mensch. Der ganze Reichtum seiner Begabung gravitierte nach dem großen geschichtlichen Drama hin. Und war es da nicht natürlich, daß er seine Stoffe lieber in der Geschichte der Heimat suchte als in entlegenen Weiten? — Auch als „Hofdichter“ hat man ihn qualifiziert. So nannte ihn noch vor etwa Jahresfrist ein Kunsthistoriker in einer vielgelesenen Zeitung. Wildenbruch antwortete darauf und bat um Beweise für die hämische Bezeichnung. Da schrieb der andere zurück, den Verfasser des „Willehalm“ könne man nicht anders betiteln. Und nun schwieg Wildenbruch: für eine grenzenlose Albernheit hatte er kein Wort mehr. Allerdings ist der „Willehalm“, der der Verherrlichung des alten Kaisers galt und nichts als ein Gelegenheitsspiel sein sollte, eins seiner schwächsten Werke. Aber haben nicht auch die Größten der Weltliteratur zuweilen, fürstlicher Anregung gefällig, derartige Gelegenheitsstücke geschrieben? Wer nennt Goethe einen „Hofdichter“, weil er dann und wann seine Feder in den Dienst höfischer Festivitäten stellte? — Das waren Verleumdungen, die Wildenbruch schwer kränkten. Er litt darunter.

In früherer Zeit sprach ich häufiger bei ihm vor. Vertrautere Freunde lud er wohl auch zu den Probeaufführungen seiner Dramen ein, die ehemals oft in dem altmodischen Stadttheater zu Frankfurt an der Oder stattfanden. Für das stille Frankfurt, wo er abseits von der großen Welt seine ersten juristischen Berufsjahre verlebte und seine ersten Dichtungen schrieb, hatte er sich eine besondere Vorliebe bewahrt. In Berlin war er in den Kaffeehäusern des Hotels Kaiserhof und von Josty lange Jahre hindurch ständiger Stammgast. Die Kellner kannten ihn, setzten ihm ohne Bestellung seinen Tee vor und brachten ihm die Tageszeitungen. Er war ein sehr gewissenhafter

Zeitungsleser; sein eigenes Leiborgan war die „National-Zeitung“, wie er politisch denn überhaupt mehr den Mittelparteien als der Rechten zuneigte. Auch die „Deutsche Rundschau“ liebte er sehr; ihr Herausgeber, der alte, herzensgute Rodenberg, gehörte zu den Freunden, mit denen er auch in der letzten Zeit noch häufiger zusammenkam. Im übrigen lebte er seit Jahren sehr zurückgezogen. Seine Schwerhörigkeit hatte sich gesteigert, sein Herzleiden schritt vor. Soviel ich weiß, litt er an Verknöcherung der Herzaterien, und er war sich wohl bewußt, daß diese Krankheit ihm einmal die Auflösung bringen würde. Als vor einigen Jahren mein alter Freund Heinrich Hart an einem qualvollen Leiden zu Grunde ging, traf ich Wildenbruch und sprach mit ihm über den Entschlafenen, dem auch er aus der Zeit seines dichterischen Sturms und Drangs Anhänglichkeit bewahrt hatte. Und schon damals sagte er mir: „Mit mir wird es auch nicht mehr lange dauern“ — und klopfte mit der Hand auf sein Herz. Aber er sah dabei so blühend und so mannesfest aus wie immer, und wirklich hielt ich seine trübe Ahnung nur für vorübergehende Stimmung. Sein unerschöpflicher Lebensdrang ist ihm jedenfalls bis zuletzt geblieben, und es mag wohl wahr sein, daß seine letzten Worte: „Lieber Gott, laß mich nur nicht sterben“ gewesen sind. Er liebte das Leben, weil es ihm Schaffen und Arbeit war, an Genüssen bot es seiner anspruchslosen Natur nicht viel.

Man weiß, daß seine Offenherzigkeit in der Frage des Opernbaues an hoher Stelle verstimmte und ihn auch mit der Generalintendanz unserer Hofbühnen auseinander brachte. „König Laurin“ war das letzte Drama, das von ihm im Königlichen Schauspielhause aufgeführt wurde. Die Komödie „Der unsterbliche Felix“ und die „Lieder des Euripides“ waren abgelehnt worden; dann aber kam es zu seiner Freude zur Einigung und zum Vergessen, und so hielt denn auch bald „Die Rabensteinerin“ Einzug im Schauspielhause und brachte Wildenbruch einen noch stärkeren Erfolg, als er mit den „Quitzows“ erzielt hatte. Die großen Einnahmen der „Rabensteinerin“ veranlaßten ihn, sich einen alten Wunsch zu erfüllen: er ließ sich in Weimar ein Haus bauen. Weimar war längst seine zweite Heimat

geworden. Allerdings hatte auch der Großherzog sich einmal durch ein offenes Wort Wildenbruchs verletzt gefühlt; die Folge war gewesen, daß sein Festspiel bei der Einweihung des neuen Weimarischen Theaters unberücksichtigt blieb und man Voß mit der Abfassung des Eröffnungsstückes betraute. Aber das störte Wildenbruch nicht in seiner Liebe zu Weimar. Schulze-Naumburg baute ihm das Haus, das er nicht lange bewohnen sollte. Nun wird man ihm aber das letzte Haus in Weimar bauen. Da soll er schlafen zwischen den großen Geistern unseres Volkes.

Was wir an ihm verloren haben, wird wohl erst eine spätere Zeit abzuschätzen vermögen. In seinem großen und üppigen Lebenswerke ist natürlich nicht alles gleichmäßig geglückt. Aber wir haben nicht nur um den Dichter zu trauern, der uns so manche reife und köstliche Gabe geschenkt hat, sondern auch um den Mann: einen kerzengeraden Mann, der den Rücken nicht krümmte, um einem Höheren zu schmeicheln, einen stolzen, felsenfesten Charakter, auf den man bauen konnte, und einen ganzen Deutschen.

Metropoltheater-Ball — Karneval im Eispalast — Der Ball der Presse

2. Februar

Im Januar und Februar geht es immer besonders wild zu. Da häufen sich die Vergnügungen, und das Leben wird zum Rasen. Seine alte Anziehungskraft hat noch immer der Metropoltheaterball behalten. Den ersten habe ich mitgemacht. Das Parkett ist in einen Tanzsaal verwandelt, dessen Boden die Höhe der Bühne erreicht; die Beleuchtung ist wundervoll: der ganze Raum mit seiner üppigen Architektur und seinem Farbenreichtum eignet sich trefflich als Folie für eine lustige Ballnacht. Die Hauptsache ist hier aber immer die Mitwirkung der Theaterkräfte. Man muß den eleganten Giampietro mit seinem ewigen Monokel und den kleinen vergnügten Thielscher und den behäbigen Bender tanzen sehen. Und dann die weiblichen Koryphäen der Bühne, allen voran die Massary, keine Schönheit, aber ein Frauenzimmerchen voll rassigen Temperaments — und die kleineren und ganz kleinen Sterne, die am

Theaterhimmel des Metropol ihre Kreise ziehen: die hübschen Choristinnen und Statistinnen und Ballettratten, die immer so viel Trikot und so wenig Gewandung zeigen. Im übrigen sind die Metropoltheaterbälle stets der Sammelpunkt für die elegantere halbe Welt, die mit einer gewissen Verachtung auf die Dreiviertelwelt der Blumen-, Amor- und ähnlichen Säle herabsieht. Es gibt da recht interessante Erscheinungen: wandelnde sittengeschichtliche Dokumente und Typen aus der Sexualpathologie, wie zum Exempel die reizende junge Witwe, die ihr Vermögen in ungeheuerlichen Passionen verschwendet, oder wie die noch immer sehr stattliche spanische Jüdin, die das Vorbild für Sacher-Masochs „Venus im Pelz" hätte sein können, oder wie die beiden bildschönen blonden Schwestern, die aus geachteter Familie stammen und heute zu den ergebensten Priesterinnen unserer lieben Frau von Milo gehören. Im vorigen Jahre traf ich hier einmal einen unserer berühmtesten Ärzte. Kein Lebemann kann so genau Bescheid wissen unter der paphischen Amazonengarde wie er; er besucht die Boudoirs aller Schönen und läßt sich erzählen, und so sind seine wissenschaftlichen Bücher denn in des Wortes verwegenster Bedeutung „nach dem Leben" geschrieben.

Aber es gibt um diese Zeit auch Bälle ohne Zweideutigkeit und Feste ohne aphrodisische Reize. Sie dienen gewöhnlich der Wohltätigkeit, wie dies beispielsweise am Freitag bei dem Karneval im Eispalast der Fall war, der zum Besten des Fonds des Paulinenhauses vom Roten Kreuz in Szene gesetzt worden war. Hier gab die glitzernde Eisfläche mit ihrem bunten Leben dem Ganzen eine besonders originelle Stimmung. Das Spiegelglas der Hinterwand verlängerte die Eisbahn anscheinend bis ins Ungemessene und belebte sie mit unzähligen Tausenden. Ich bin immer ein großer Freund des Eissports gewesen und habe meine helle Freude an der anmutigen Gewandtheit der Kunstläufer und -läuferinnen, die auf dem blanken Stahl die verwegensten Exerzitien ausführen und die hübschesten Figuren beschreiben. Inzwischen wurde in den oberen Räumen des Palastes lustig getanzt. Im Roten Saal hatte sich ein Zigeunerlager aufgetan, das auch des Anschauens wert war, zumal sich hinter

den bunten Lappen der Zingaras eine Menge hübscher Damen unserer Gesellschaft verbarg. Aber das Anziehendste blieb doch die Eisbahn, wo auch Prinz Karneval eingeholt wurde und nun sein Regiment entfaltete und sein Hoflager hielt. Der Berliner Eislaufverein zeigte wieder, was er konnte. Die jungen Damen und Herren einten sich zu Quadrillen und Gruppenläufen, die ganz reizend waren; dann folgte noch eine stattliche Reihe von Programmnummern, aus der der Cake-walk des Herrn Mündener, das Schäferspiel des Fräulein Weiß und Herrn Putzner, die tollen Harlekinaden der Brüder Larsen und der Schlittschuhwalzer der Damen Sobedt und Schlosser hervorgehoben werden mögen.

Am Abend darauf riefen abermals die Geigen zum Tanz: diesmal auf dem Ballfest des Vereins Berliner Presse in der Philharmonie. Ich habe doch nun im Laufe der Zeiten zahllose dieser Pressebälle mitgemacht, eine lange, lange Reihe: aber ich muß sagen, sie haben noch nichts von ihrem Reiz eingebüßt. Sie haben auch für das große Publikum ihre Anziehungskraft behalten: das bewies gestern wieder die zuweilen „drückend" werdende Fülle der Besucher. Daß man den vornehmen Charakter dieser Feste in bezug auf mancherlei Äußerlichkeiten nach wie vor betont, ist ganz gut; Gott sei Dank hat man aber die allzu rigorose Strenge bei dem Verkauf der Eintrittskarten fallen gelassen, die in früheren Jahren zu Unannehmlichkeiten führte. Denn tatsächlich ist ja doch die hübsche und amüsante Mischung in dem Gesellschaftsbilde die Hauptanziehungskraft: das Durcheinanderfluten von Menschen aller Berufe, von Offizieren, Künstlern, Diplomaten, Industriellen, Sängern und Schauspielern, das Nebeneinander von Exzellenzen, Geheimrätinnen, Balletteusen — der Vorsitzenden des Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit und der kleinen Soubrette aus dem Kabarett zur wahnsinnigen Wachtel. Der Witz liegt hier wirklich in den Gegensätzen, und da über allen Gegensätzen immer der gute Ton gewahrt wird, so schadet es in diesem Falle durchaus nichts, daß die Gesellschaft „gemischt" ist . . .

Vom Besuch König Eduards von England

12. Februar

Der sogenannte Festtrubel ist nun ja wieder glücklich vorbei. König Eduard ist mit allen Ehren empfangen worden, die einem gekrönten Haupte und einem guten Onkel zukommen, und auch Hurra hat man geschrien, als der Wagen mit den beiden Herrschern das Brandenburger Tor passierte und die Linden hinabrollte. Berliner Blätter berichteten, es sei ein begeisterter Empfang gewesen. Ein skandinavischer Journalist, den ich zufällig traf, hatte eben seinem Blatte telegraphiert, es sei ein mehr als kühler Empfang gewesen. Was ist richtig? Die Wahrheit liegt auch wohl hier in der Mitte. Von Begeisterung war jedenfalls keine Rede, aber ebensowenig von auffälliger Kühle. Ich hatte mir einen Tribünenplatz schaffen können, der mir eine gute Umsicht gestattete. Engländer rechts, Engländer links. Ein großer Teil der englischen Kolonie hatte die Tribünen besetzt, und es waren recht viele hübsche Mädchengesichter darunter. Ein paar Plätze von mir entfernt saß eine niedliche Miß, die einen großen Kodack auf dem Schoß hatte und mit sichtlicher Ungeduld auf ihren geliebten King wartete. Als der Galawagen sichtbar wurde, knippste sie auch sofort los, und zwar gleich ein paarmal, und dann stand sie auf und schrie Hörrä und ließ ihr Taschentuch flattern. Sonst verhielt das Tribünenpublikum sich ziemlich reserviert, und vor der Estrade war für ein begeisterungslustigeres Publikum kein Platz mehr. Aber am Bahnhof soll die Begrüßung lebhaft gewesen sein, und auch, als der Oberbürgermeister seine Rede beendet und der König gedankt hatte, begannen wieder die Hochrufe, die sich die Linden entlang fortpflanzten. Also sagen wir: es war immerhin ein „herzlicher Empfang".

Magistrat und Stadtverordneten brauchten nicht zu frieren. Man trug Pelze und Paletots und frisch gebügelte Zylinder. Bürgermeister Reicke stand an der Spitze der Ehrenjungfrauen wie der Kommandeur einer Amazonengarde. Die Garde war aber auch zum Anbeißen niedlich. Alle Zwölf trugen gleiche Kostüme: blaue Tuchjacken und blaue Kleider — ein hübsches Dunkelblau —, dazu Boas aus weißem Schwan und große

weiße Muffen, wie sie jetzt Mode sind, auf den Köpfen blaue Hüte mit Schwanbesatz und weißen Tüllschleiern. Einen besonderen Schmuck von Hut und Muffen bildeten die zartrosa Malmaison-Nelken, denen man nachsagt, daß sie die Lieblingsblumen König Eduards seien. Sonst war das Einzugsarrangement das gleiche wie immer bei derlei Gelegenheiten. Auf dem Pariser Platz eine Masse Militär; die Tribünen flankiert von Gardedukorps und Gardekürassieren; dem Galawagen voran Gardedragoner, rechts und links vom Wagenschlag General von Kessel und Oberstallmeister Baron Reischach: grau geworden, aber noch immer die alte stattliche Erscheinung zu Pferde wie einst, als er noch simpler Leutnant war.

Der Hofball und die Galavorstellung im Opernhause sind natürlich Glanzpunkte der Festlichkeiten. Die Galavorstellung findet erst heute abend statt, aber vom Hofball kann ich mancherlei erzählen. Der erste diensttuende Zeremonienmeister, Kammerherr von Röder, leitete diesmal die Arrangements, die sich äußerlich nur unwesentlich von dem Zeremoniell auf den sonstigen Hofbällen unterschieden. Natürlich standen Herrn von Röder zahlreiche höfische „Genossen" zur Seite: eine Riesenschar von Kammerherren und Kammerjunkern schwirrte umher, alle in großer Tenue, in ihren langschößigen Röcken mit der geschmacklosen Vergoldung. Die Herren waren in großem Eifer, denn schon tauchten in der Bilder-Galerie die ersten Gäste auf: ein paar verirrte Edelleute vom Lande, die aus den Vorschriften auf ihren Einladungen nicht klug geworden waren. Dabei gibt es kaum einen kürzeren und praktischeren Wegweiser als diese Hofeinladungen, die genau besagen, wo sich die Fürstlichkeiten, die hohen Staatsbeamten, die Herren vom Militär, die Räte der verschiedenen Klassen und das sonstige Gros zu versammeln haben, ehe der Marsch nach dem Weißen Saal losgeht.

Der prunkte natürlich schon im Glanze der elektrischen Beleuchtung und im leuchtenden Glanz seiner marmornen Täfelung. Zu seiten des großen Thronhimmels hatten die fürstlichen Damen Aufstellung genommen, ihnen gegenüber das diplomatische Korps, auf dem Balkon der Kapellenseite die tanzlustige Welt, auf der Nordseite die Welt der Gemäßigteren, die

sich nicht mehr schwindelnd im Kreise dreht, sondern lieber dem Ruhebedürfnis nachgibt. Unter den jungen Damen sah man wieder viele ganz reizende Erscheinungen: König Eduard konnte sich überzeugen, daß auch der deutsche Adel nicht gerade arm an Schönheiten ist.

Aber kehren wir in die Galerie zurück, die sich zu füllen beginnt. Die vergoldeten Fräcke überwiegen: alle Minister erscheinen in großer Gala — Herr von Rheinbaben ist doch immer noch der hübscheste und elastischste unter ihnen, und dann Herr von Tirpitz (natürlich nicht im Ministerfrack, sondern in Admiralsuniform) — wie stolz und vornehm und männlich sieht er aus! Auch ein paar „Gewesene" werden sichtbar, zum Exempel die Herren von Möller und Studt — und nun kommt der hohe Adel: die Fürsten Solms und Dohna, die Herzöge von Ratibor und Trachenberg, Fürst Pleß mit seiner schönen Gemahlin, dem Typus der vornehmen Engländerin, Graf Görtz-Schlitz, Fürst Fürstenberg, Graf Harrach, Fürst Salm — alle mit ihren Gattinnen, diese natürlich in blendenden Toiletten und mit reichem Brillantschmuck um den Hals und im Haar und auch auf den Kostümen. Mit dem Hochadel mischt sich das städtische Bürgertum. Da sind unsere beiden Bürgermeister mit ihren schweren goldenen Amtsketten und zahlreiche Vertreter des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung; auch ein paar Künstler sehen wir: Professor Kampf, den Direktor der Akademie, und den nie fehlenden Anton von Werner.

Der Zeremonienstab des Grafen Eulenburg gibt das bekannte Zeichen, und nun schweigt die Unterhaltung, das Summen und Surren, und Stille tritt ein. Ein paar Kammerherren fliegen noch einmal eilfertig das Spalier entlang, dann kommen die Leib- und Hofpagen und, umgeben von dem großen Hauptquartier, die geladenen englischen Offiziere, schon geschmückt mit den ihnen verliehenen deutschen Orden. Jetzt endlich der Hofzug: voran der Kaiser mit Königin Alexandra und König Eduard mit der Kaiserin.

Der König trug die rote Attila der pommerschen Husaren, deren Chef er ist. Aber seine große Figur ist für die kurzschößige Husarka doch schon ein bißchen zu massig geworden. Dagegen sah der Kaiser in englischer Feldmarschalluniform famos

aus. Wer ihn bei der Einfahrt durch das Brandenburger Tor beobachten konnte, dem mußte die Blässe und auch der tiefe Ernst auf seinem Gesicht auffallen. Das war am Ballabend anders. Schon beim Eintritt in den Weißen Saal plauderte er lebhaft und angeregt mit der Königin Alexandra, und auch beim Souper im Marinesaal soll er in bester Stimmung gewesen sein; jedenfalls hat ihn seine Umgebung seit Wochen nicht so heiter und so frisch in seinem Sichgeben gesehen. Allgemein fiel die kostbare Toilette der Königin von England auf: eine Robe von mattgelber Seide mit einem Überwurf aus durchsichtigem Goldstoff, seitlich gerafft und dort von Brillantagraffen gehalten.

Vor dem Eintritt in den Weißen Saal waren dem Königspaar noch die Fürstin von Fürstenberg, geborene Gräfin Schönborn-Buchheim, die Prinzessin Salm, eine geborene Erzherzogin von Österreich, sowie die Herzogin von Arenberg, geborene Prinzeß Ligne, und die Fürstin Henckel von Donnersmarck, geborene von Slepzow, vorgestellt worden. Die Herrscherpaare nahmen sofort unter dem Thronhimmel Platz und blieben hier auch während des Balles sitzen, der wie immer mit einem Walzer eröffnet wurde, und zwar mit einem englischen „Midsummer" von Marygold. Ein Menuett à la reine, ein Lancier, ein Galopp und eine Française folgten. Dann kam der zweite Lancier, an den sich das Souper schloß, das die Fürstlichkeiten im Marinesaal, die übrigen Geladenen in den Parade- und Elisabethkammern einnahmen. Es wurde rasch serviert und es war kein protziges Prunkmal. Hummer, Hühnerkoteletten, Spießerbraten, Eis — bei manchem Generalkonsul ist das Ballsouper üppiger ausgestaltet. Aber an Appetit fehlte es trotzdem nicht — namentlich an den Tafeln der Jugend. Nach dem Souper zog sich das britische Königspaar zurück, während die kaiserlichen Herrschaften noch verblieben, um auch dem letzten großen Huldigungsreigen beizuwohnen. Das war um Mitternacht — und alles ging wie am Schnürchen. Die Reigentänze klappten, die „alte" Française kam nicht in Unordnung, das Menuett hätte auch vor der seligen Pompadour nicht exakter erledigt werden können. Dafür hatte schon Frau Köbisch-Walden gesorgt, die unermüdliche „Einpaukerin" der jungen Welt mit den Tanzbeinen.

Graf Fritz Perponcher und die alte Zeit

25. März

Mit dem verstorbenen Grafen Fritz Perponcher ist einer der letzten des ancien régime zu Grabe getragen worden. Seiner ganzen Persönlichkeit nach gehörte er einer höfischen Zeit an, in der Rangordnung und Etikette eine viel gewichtigere Rolle spielten als politisches Cliquenwesen und Kamarillatum. Daß auch unter dem alten Kaiser sich zuweilen politische Einflüsse in den engeren Kreisen des Hofes bemerkbar machten, wissen wir; ich brauche nur an den Grafen Max Nesselrode zu erinnern und das Intrigenspiel, das derzeitig in der Umgebung der Kaiserin Augusta rege wurde. Aber Graf Perponcher hat sich von allen diesen Treibereien stets geflissentlich ferngehalten. Er war in seiner Art auch ein „treuer Diener seines Herrn", dem er viel zu danken hatte und den er vergötterte. Die Perponchers sind niederländischer Adel; der Grafentitel wurde Heinrich Freiherrn von Perponcher 1825 zuerkannt, als er als Gesandter der Niederlande nach Berlin gekommen war. Ähnlich wie ungefähr zur selben Zeit dem portugiesischen Gesandten Joaquim Lobo da Silveira Grafen von Oriola, gefiel es ihm in der aufblühenden preußischen Hauptstadt so gut, daß er sich hier naturalisieren ließ und auch eine Hofdame der Königin heiratete, die Gräfin Adelaide Reede-Ginkel, die ihm drei Söhne schenkte. Der älteste, Graf Wilhelm, schlug die diplomatische Karriere ein und war zuletzt unser Gesandter in Brüssel; er war mit einer Gräfin Maltzan vermählt und starb 1893 auf seiner Herrschaft Neudorf. Der jüngste, Graf Louis, mit Gräfin Adelheid Bülow verehelicht, führt den Titel eines Oberschloßhauptmanns und lebt noch, 81 Jahre alt, auf seiner Besitzung Ornshagen in Pommern; sein einziger Sohn, Graf Edgard, ist allen Weimaranern als Flügeladjutant des Großherzogs wohlbekannt. Graf Fritz Perponcher endlich trat bei den Gardekürassieren ein und war militärischer Begleiter und persönlicher Adjutant des Prinzen Georg, mit dem ihn eine herzliche Freundschaft verband. Erst 1864 trat er in den Hofdienst über und kaufte zur gleichen Zeit ein Gut in der Neumark, das später — nicht zum Ärger des Grafen — in den Besitz

des Fürsten von Hohenzollern überging. 1886 wurde er Oberhof- und Hausmarschall und trat dann unter Ernennung zum Obergewandkämmerer an die Spitze der Hofhaltung der Kaiserin. Nach ihrem Tode schied er aus dem Hofdienste aus, erhielt aber auch späterhin noch allerhand Ehrungen, den Rang der Wirklichen Geheimen Räte unmittelbar nach den Staatsministern und den Charakter eines Generals der Kavallerie. Seine Gattin war eine der drei berühmt schönen Schwestern des alten Hofes, der Gräfinnen Moltke; während Gräfin Wanda den Grafen Fritz Perponcher geheiratet hatte, wurde Gräfin Hertha die Gattin des Grafen Dankelmann auf Groß-Peterwitz und die dritte Schwester die Gemahlin des Kammerherrn von Prillwitz, bekanntlich eines Sohnes des Prinzen August. Brüder dieser drei Schwestern sind die Grafen Kuno Moltke, dessen Kampf mit Maximilian Harden noch in aller Gedächtnis steht, und Friedrich Moltke, dessen Tochter Magdalene Lenbachs Gattin war und heute mit Professor Schweninger vermählt ist.

Daß Graf Fritz Perponcher, obwohl er an der Spitze der Oberhofchargen stand, sich vom höfischen Leben zurückgezogen hatte, lag wohl auch daran, daß er mit dem neuen Regiment keine rechte Fühlung nehmen konnte. Andere Männer rückten vor, die Liebenau, Radolin, Eulenburg, Lyncker; Eulenburg bekam sogar den Schwarzen Adler, während Perponcher mit einer formalen Erhöhung seiner militärischen Charge vorliebnehmen mußte. Das schmerzte den alten Herrn, und da hielt er sich lieber vom Hofe fern. Eingezogen lebte er freilich darum noch lange nicht. In den Theatern Berlins, auch in den Spezialitäten-Etablissements konnte man ihn oft sehen, und immer fiel seine hohe, stattliche, noch im 88. Lebensjahre ungebeugte Kavaliergestalt auf. Auch als Kavalier gehörte er der alten Schule an. Seine Kleidung war stets von tadelloser Eleganz, aber ein wenig altfränkisch im Schnitt; der blanke Zylinderhut deckte einen Schädel, auf dem die schwarz gefärbten Reste seines einst üppigen Hauptthaares sorgfältig verteilt waren; in dem ungemein charakteristischen Gesicht war der Schnurrbart zu zwei scharfen Spitzen emporgedreht. Zum letzten Male traf ich mit ihm im Eisenbahncoupé zusammen. Er besuchte seinen

ältesten, bei den dritten Ulanen in Fürstenwalde stehenden Sohn, und ich fuhr die gleiche Strecke. Ein Freund hatte mir einen wundervollen Angorakater geschenkt, den ich mit aufs Land nehmen wollte. Diesen Kater hatte meine Frau unter Beifügung von allerhand Leckerbissen in einen Korb gebettet und den Korb sorglich mit Leinewand vernäht. Aber der Kater sehnte sich nach Freiheit, zerbiß und zerkratzte die schützende Hülle und verlangte unter heftigem Miau, dem Licht und der Sonne zurückgegeben zu werden. Das amüsierte den alten Perponcher königlich . . .

Das russische Hofballett und die Choreographie

12. Mai

Das russische Hofballett läßt uns wieder einmal recht schmerzlich bedauern, wie sehr bei uns im deutschen Lande die choreographische Kunst vernachlässigt worden ist. In Italien scheint Manzotti der letzte große Ballettmeister gewesen zu sein, der freilich auch schon das Hauptgewicht seiner choreographischen Dichtungen auf Ensembleszenen und bunte Massenwirkungen legte und darüber den Einzeltanz vernachlässigte. Immerhin hat sich durch Jahrhunderte die italienische Tanzkunst ihren guten Ruf bewahren können. Der Tradition zufolge soll auch der Ursprung des Balletts jenseits der Alpen zu suchen sein. Ein reicher lombardischer Edelmann, Bergonza di Botta, gab aus Anlaß der Vermählung des Herzogs Galeas von Mailand mit Isabella von Aragonien 1489 in Tortona ein großes Fest, bei dem ein mythologisches Ballett aufgeführt wurde, das ungeheures Aufsehen erregte und den prachtliebenden kleinen Höfen der Nachbarschaft sowie denen von Spanien und Frankreich Anregung zu ähnlichen Darbietungen bot. Ein „Hofballett" hat sich wohl zuerst Katharina von Medici geschaffen, die das Ballett an die Stelle der Turniere setzte; denn da König Heinrich II. durch den Grafen Montgomery bei einem Prunkstechen verwundet worden war und an der Verletzung starb, so hatte sie die Freude an den großen Lustturneis verloren. Ihr Ballettmeister, Beaujoyeux (auch ein Italiener, der eigentlich Belgioso hieß) schuf eine ganze Reihe von Pantomimen, in denen die Königin und die Prinzessinnen selbst agierten. Auch

Ludwig XIII. tanzte persönlich in einem Ballett mit, das der Herzog von Nemours für ihn komponiert hatte, und Ludwig XIV. trat schon als vierzehnjähriger Jüngling in einem Ballett Mazarins auf: der „rote Kardinal" fand in der Fülle seiner diplomatischen Geschäfte noch immer Zeit, sich mit der Tanzkunst zu beschäftigen, die für die galanten Abbates jener Zeit ihren besonderen Reiz haben mußte. Die Camargo und die Sallé waren die leuchtendsten Sterne am Balletthimmel unter dem roi soleil, und dann kam der große Noverre, der die dramatische Seite des Tanzes zu reifer Ausbildung brachte und den Friedrich der Große auch für einige Zeit in Berlin zu fesseln wußte. Er kam viel herum in der Welt. In Paris, Berlin, Wien, Stuttgart, Neapel, Mailand, Lissabon erregte seine Kunst Bewunderung; in Stuttgart verfaßte er seine berühmten „Lettres sur les arts imitatrices", die ein Lessing der Übersetzung für wert hielt. Die schöne Madeleine Guimard, die Familie Vestris und Madame Gardel waren die Koryphäen der Tanzkunst um die Wende des Jahrhunderts; auch der Name Taglioni erscheint bereits um 1800. Es war eine Tante jener Marie Taglioni, die 1822 in einem Ballett ihres Vaters in Wien debütierte und fünf Jahre später die französische Hauptstadt zu enthusiastischen Huldigungen hinriß; ihre Ehe mit dem Grafen Voisins war nicht glücklich, ihr Ende tragisch; sie starb als achtzigjährige Greisin in tiefstem Elend in Marseille. Neue Sterne waren die Carlotta Grisi, die Ceritto, die Petipa und die Rosita Mauro — aber die Zeit für das große Ballett war vorüber.

Auch bei uns ist es mit Taglionis letzten Meisterwerken zu Grabe getragen worden. Das „Königlich preußische Ballett", das am 18. Januar 1701 zum ersten Male tanzte, zeigte erst ein paar Jahre später, bei Gelegenheit der Vermählung König Friedrichs I. mit seiner dritten Gattin, was es leisten konnte. Damals hatte Le Sevigny eine große Pantomime gedichtet, „Le triomphe des amours et des plaisiers", die viel Beifall fand und in der auch zum ersten Male der bei Vermählungen an unserm Königshofe üblich gewordene Fackeltanz vorkam. Unter Friedrich dem Großen stellte Ballettmeister Poitiers ein französisches Corps de ballet zusammen. Sein Nachfolger Lany war

der Hauptpartner der Barbarina, die als Gräfin Campanini fromm und feudal in Schlesien starb; neben ihr war die Marianne Cochois die bedeutendste Vertreterin der Tanzkunst. Dann traten Lauchery, Titus und Hoguet an die Spitze des Berliner Balletts. Hoguet, dessen Tanzschöpfungen „Robert und Bertram“, „Aladin“ und „Eine Tänzerin auf Reisen“ sich bis in unsere Tage erhalten haben, war der Gatte der Emilie Vestris, der Schwager der Rosa Vestris, die den bekannten Geheimrat Borck, einen der Vorleser König Wilhelms I., heiratete, und der Rival Paul Taglionis, dessen Blütezeit nunmehr beginnt. Ich brauche nur „Morgano“, „Flick und Flock“, „Ellinor“, „Sardanapal“, „Fantasca“ zu nennen, um in der älteren Generation die Erinnerung an diese choreographischen Musterleistungen zu erwecken, in der neben seiner Tochter Marie, der späteren Fürstin Windischgrätz, die Amalie Galster ihre ersten Triumphe feierte. Die Schwestern Fanny und Therese Elsner, die kleine David, die arme Adele Grantzow waren die letzten großen Tänzerinnen des Berliner Balletts. Die Zucchi blieb nur kurze Zeit bei uns; Antoinette dell'Era ersetzte sie.

Die choreographische Kunst hat an Pflege verloren; auch die Nacktbeinigkeit hat ihr nicht viel genützt. Im Gegenteil: wie sehr die Technik des Tanzes bei uns vernachlässigt worden ist, zeigt so recht der Vergleich mit den russischen Künstlerinnen. Auf malerische Wirkungen verstehen wir uns freilich besser; da haben uns unsere großen Bühnen verwöhnt. Die unharmonisch zusammengestoppelte Garderobe der Russinnen erinnert an eine Maskenverleihanstalt. Eine Ausnahme bildet nur das Kostüm der Primaballerina Anna Pawlowna, die in der albernen Harlekinade der Eröffnungsvorstellung zuerst ein wundervoll charakteristisches Kolombinenkostüm trug, aus roten und grünen verschobenen Vierecken gebildet, und dann ein Federwams, das dem traditionellen Balletttröckchen künstlerische Eigenart gab. Fräulein Pawlowna wird mit Recht am fettesten auf dem Programm gedruckt, obwohl sie die schlankeste ihrer Truppe ist. Sie bietet mit ihrer federnden, elastischen Feingliedrigkeit einen ästhetischen Genuß auch in wirbelndster Bewegung. Ihre Technik ist geradezu frappierend. In ihren schön geformten schlanken Beinchen

spannen sich stählerne Sehnen; der ganze Körper folgt in hingebendem Schwunge den Tanzrhythmen; das Gesetz der Schwere scheint für sie aufgehoben. Aber auch ihr positives Können ist groß. Die Luftpirouette, der doppelte Entrechat und wie sonst noch die Finessen der Reigenkunst genannt werden — das sind Kleinigkeiten für sie; ohne sichtbare Anstrengung bewältigt sie die schwersten Pas. Neben ihr entzückt der Liebreiz der kleinen Elsa Will, die besonders in ihrer weißen Pierrette-Brauttoilette (für reguläre Bräute wäre nur ein halber Meter länger vorzuziehen) reizend aussah und vorzüglich tanzte. Sie ist freilich keine so selbstbeherrschte Kunsttänzerin wie die Pawlowna; sie tanzt auch als Sentimentale, die Pawlowna als Heroine. Einem männlichen Tänzer ist nie der Erfolg ihrer Partnerinnen beschieden; dennoch verdienen die Herren Legat und Wasiljeff alles Lob.

Das russische Hofballett ist ein „Beamtenkörper". Junge graziöse Menschenkinder von zehn und zwölf Jahren finden in der Truppe Aufnahme und zugleich Unterkunft, Unterricht, Kleidung, kurz alles wie sonst in irgendeinem Alumnat. Wenn man, wie törichterweise geschehen ist, dies Hofballett für eine Art kaiserlichen oder großfürstlichen Harem halten wollte, es wäre eine böse Täuschung. Vielleicht hat die Institution Wedekind bei seinem Ballettcapriccio „Minnehaha" vorgeschwebt; nur ist ihm dabei die Phantasie durchgegangen oder hat zum mindesten Pirouetten geschlagen wie die Anna Pawlowna . . .

Die Prozesse Eulenburg und Hammann

9. Juli

Man kann wieder aufatmen: der Prozeß Harden-Moltke ist aus der Welt geschafft worden; der Prozeß Hammann-Schmitz hat mit einer glänzenden Freisprechung des Beklagten geendet; der Prozeß Eulenburg mußte abermals vertagt werden und dürfte aller Voraussicht nach überhaupt nicht mehr zur Verhandlung kommen.

Noch ein kurzer Rückblick, und dann möge der Vorhang fallen. Am 20. April schloß der Prozeß Moltke-Harden mit einer Ver-

urteilung Hardens zu sechshundert Mark Geldstrafe. Vorangegangen war der Versuch einer Einigung zwischen den Parteien; Harden war indessen der Ansicht, Graf Moltke habe durch sein Verhalten im Laufe der letzten Verhandlungen gezeigt, daß er sich an die getroffenen Vereinbarungen nicht zu halten wünsche, und teilte infolgedessen dem Vertreter Moltkes, Justizrat Sello, mit, daß auch er sich der übernommenen Verpflichtung ledig fühle und demzufolge die Revision des Urteils beantragen werde. Daraufhin erhielt er am 12. Juni vom Grafen Moltke eine Zuschrift, in der es hieß: „Sämtliche von meinem Anwalt vor Gericht abgegebenen Erklärungen entsprechen meinen Intentionen und dem von mir unterzeichneten Vergleich. Auch ich habe in meiner Vernehmung zum Ausdruck bringen wollen, daß in den streitigen Artikeln der „Zukunft" der bewußte Vorwurf nicht gemacht worden ist. Wenn meine in der Erregung vor Gericht gemachte Aussage die Auslegung zulassen sollte, als ob ich mich nicht streng an den wohlerwogenen Wortlaut und Sinn des Vergleichs gehalten hätte, so bedauere ich dies und kann nur wiederholen, daß dies meiner Absicht nicht entsprach." Dieser Brief war für Harden genügend, nunmehr auf die beantragte Revision zu verzichten.

Man braucht kein Freund Hardens zu sein, um es dankbar zu empfinden, daß er uns die Aufwühlung neuen Schmutzes erspart hat. Man wird aber auch begreifen können, daß der alte General mit Freuden auf einen Vergleich eingegangen ist, der die unerhörte seelische Folter, der er in zwei langwierigen Prozessen ausgesetzt war und die nun abermals aufgenommen werden sollte, mit einem Schlage beenden mußte. Gegen das Hineinleuchten in eheliche Intimitäten und das Herumzerren von Alkovengeheimnissen vor aller Öffentlichkeit sträubt sich naturgemäß das Anstandsgefühl im Menschen. Aus diesem Grunde schwieg auch Geheimrat Hammann, als Professor Schmitz ihn in Broschüren und Zeitungsartikeln in unerhörtester Weise anzugreifen begann. Er schwieg aus Rücksicht auf eine geliebte Frau — bis das Gebaren seines Gegners ihn dazu zwang, bei seiner vorgesetzten Behörde gegen sich selbst die Disziplinaruntersuchung zu beantragen. Man gab dem Antrage nicht nach, und auch

die Staatsanwaltschaft konnte sich erst auf wiederholte Beschwerde des Professors Schmitz zur Erhebung der öffentlichen Anklage entschließen.

Dem Leser ist aus dem Verhandlungsbericht, soweit er veröffentlicht werden konnte, das Vorspiel zu dem Prozesse bekannt. Wer Dr. Hammann je nähergestanden hat, war sich nicht im Zweifel darüber, daß an seinem vor den Richtern abgelegten Eid nicht zu rühren war. Hammann gehört auch zu den ältesten Freunden des Schreibers dieser Zeilen. Manche Erinnerung aus meiner Jugend und aus der Zeit meiner ersten journalistischen Versuche knüpft sich an diesen liebenswerten Menschen, dessen Charakterreinheit und ehrenhafte Gesinnung auch die politische Gegnerschaft nicht anzutasten vermochte. Das wußte ich also: an dem Eid, den er auf Betreiben seines Feindes ablegen mußte, konnte nichts Falsches sein. Denn wenn er unter dem Zwange der Not den Eid nicht hätte ablegen können, so würde er eher zum Revolver gegriffen haben, als falsches Zeugnis zu geben.

Die Verhandlung hat so völlig die Unschuld des Beklagten erwiesen, daß selbst der sehr kluge und redebegabte Vertreter des Nebenklägers keinen Strafantrag stellte, sondern sich damit begnügte, das Verhalten seines eigenen Mandanten als menschlich erklärbar zu schildern. Das war ein sehr geschickter Schachzug, denn der grimmige Haß, den Professor Schmitz dem Gatten seiner geschiedenen Frau entgegentrug, hatte ihn zu einem System der Spionage verleitet, das zweifellos nicht zu billigen war und leicht zu einer Voreingenommenheit gegen ihn führen konnte. Aber darüber wollen wir nicht rechten. Darwin hat den Ausdruck des Hasses in Parallele gestellt mit der Haltung eines zum Angriff bereiten Tieres. Es gibt einen tödlichen Haß, dem der Tod des Feindes nicht genügt, der seine moralische Vernichtung unter Qualen haben will. Er wird schließlich zu einem pathologischen Zustand, zu einer Atmosphäre der Ungerechtigkeit, in der sich ein klärendes Bewußtsein nicht mehr zu entwickeln vermag.

Aber eine alte Frage wird wieder laut: ist die Erzwingung eines Eides unter allen Umständen zu billigen? Wir kennen aus den forensischen Akten bewußte Meineide, die abgegeben

wurden, um ein geliebtes Wesen vor gesellschaftlicher Achtung zu retten. Der Gott der Götter lachte des Meineides der Verliebten; aber es war kein Zeus, der unser Strafgesetzbuch schrieb. Bei uns kann der Eid immer noch zur Tortur werden — geradeso wie der im Gerichtszimmer für die Zeugen reservierte Raum zur Folterbank. Der tadelloseste Ehemann kann in Zweifel kommen, wenn er mit erhobenem Schwurfinger die Ehre einer Frau preisgeben soll. Vor einigen Jahren war eine Bewegung im Gange, die den Eid gänzlich abschaffen und dafür die Lüge vor Gericht unter Strafe stellen wollte. Aber diese Bewegung scheint eingeschlafen zu sein. Schade darum; gerade mit dieser Frage, die für die Sittlichkeitsbegriffe der Kulturvölker und die Klärung der Moral von einschneidender Bedeutung ist, sollten unsere großen Rechtslehrer sich eingehend beschäftigen. Nationales Temperament spricht auch dabei mit. Einen berühmten Irländer hat der Nachweis eines Ehebruchs von stolzer Höhe in alle Tiefen geschmettert; selbst der skrupellose Gladstone wollte mit Parnell nichts mehr zu tun haben. In den romanischen Ländern panzert man sich in Liebesdingen weniger mit starren Gesetzesparagraphen und hält sich mehr an Vater Jupiters unmoralisches Lachen, was ich keineswegs verteidigen will. Aber schon die Tatsache, daß die Liebeslügner in der Welt nicht aussterben und kein Zornesdräuen eines gerechten Richters sie schreckt, sollte Veranlassung geben, scharf nachzuprüfen, ob der Eid um das Weib nicht an sich schon eine Gefährdung der Moral bedeutet, wie sie im Wesen des modernen Menschen Wurzel geschlagen hat. —

Auch die letzte Sensation ist ergebnislos verrauscht; immerhin: auch diese allerneueste Phase des Prozesses Eulenburg war an dramatischen Effekten reich. Das Vorspiel dazu waren die Gutachten der medizinischen Sachverständigen. Der alte Hausarzt des Fürsten kargte nicht mit ironischen Seitenhieben auf die wissenschaftliche Deputation, deren Mitglieder den Kranken zum ersten Male gesehen hatten und binnen zwanzig Minuten mit ihrem Urteil fertig waren. Geheimrat Dr. Straßmann wies selbstverständlich die versteckten Vorwürfe gebührend zurück, war aber auch der Ansicht, daß es mit der Verhandlungsfähigkeit

des Fürsten nur schwach bestellt wäre. Sehr energisch gegen die Möglichkeit einer Simulation sprach sich Dr. Stoermer aus, und der alte Geheimrat Fürbringer betonte, daß er anfangs mit dem Verdacht einer Täuschung gerechnet habe, aber davon abgekommen sei. Ähnlich so drückte Geheimrat Kraus sich aus: er habe zwar das Gutachten der Deputation mitunterzeichnet, könne sich aber der Motivierung nicht anschließen. Die sämtlichen Sachverständigen standen also im Gegensatz zu der von dem Oberstaatsanwalt geäußerten Ansicht, der dann auch seinen Vorwurf zurückzog. Und nun kam der unerwartete Höhepunkt: ein plötzlicher Herzanfall des Angeklagten mit Verengung der Pupille und einem Pulsschlag von 138 bis 148 in der Minute. Da war natürlich keine Simulation mehr möglich, und plötzlich änderte sich auch die Meinung der Ärzte, die nunmehr übereinstimmend erklärten, daß eine Verhandlung unmöglich, eine Haftfähigkeit des Angeklagten ausgeschlossen sei. Dann das Schlußwort des Vorsitzenden: „Wir sind Richter, aber auch Menschen, und wenn wir gegen einen Mann in diesem Zustand verhandeln wollten, würden wir Unmenschen sein." Ähnlich hatte schon vorher einer der Verteidiger gesagt: „Das Ansehen der Justiz muß hochgehalten werden, aber auch ein Fürst muß ebenso behandelt werden wie ein Bettler."

Es wird nicht viele mehr geben, die mit dem Fürsten Eulenburg sympathisieren. Noch konnte ihm nichts bewiesen werden, tatsächlich bewiesen: den Aussagen der belastenden Zeugen stand sein trotziges Nein gegenüber. Nur lag die größere Glaubwürdigkeit bei den Zeugen und nicht bei ihm. Aber sei's, wie es sei: wir wissen nun, daß der Fürst ein dem Tode geweihter Mann ist, denn die Krankheiten, an denen er dahinsiecht, sind unheilbar. Und da rührt sich auch in uns das Menschliche: wenn er gesündigt hat, laßt ihn seine Sünde vor dem Gott in der eigenen Brust vertreten! Die Justiz hat ihres Amtes nach Recht und Gesetz gewaltet; aber das Gesetz will nicht, daß über einen Verteidigungsunfähigen ein Urteil gefällt wird.

Also falle der Vorhang auch über dieses Drama, damit wir wieder aufatmen können!

Der Abschied des Fürsten Bülow — Der Reichskanzler und die Gesellschaft — Bethmann Hollweg in Sicht

19. Juli

Nun ist „er“ abgezogen, und die erregten Wogen werden sich ja allgemach wieder glätten. Es ist nicht wie damals, als der erste Kanzler des neuen Reiches, grollende Falten auf der gewaltigen Stirn, der Stadt, die er nie geliebt hat, den Rücken wandte. Aber immerhin: die Aufregung ist groß, auch in gesellschaftlichen Kreisen, die der Politik fernerstehen, und das Bedauern über das Scheiden Bülows ehrlich. Denn er war kein zugeknöpfter Diplomat, der sich mit geheimnisvoller Miene hinter dem Wall seiner Akten verschanzte: er war ein liebenswürdiger Gesellschafter, der gern seine Salons öffnete, der in kleinerem Kreise den Musen und Grazien huldigte und auf seinen großen Routs wahrhaftig das vielgenannte „tout Berlin“ um sich sah. Und dadurch unterschied er sich von seinen Vorgängern. Bismarck war kein Freund lebhafter Geselligkeit. Außer bei den parlamentarischen Abendgesellschaften und den Frühschoppen, hinter denen doch auch immer eine gewisse zwingende Notwendigkeit stand, fand man sich bei ihm nur zu jenen intimen Zirkeln zusammen, von denen Herr von Keudell gelegentlich so Hübsches zu erzählen wußte. In der größeren Berliner Gesellschaft hat er niemals festen Fuß gefaßt; er liebte sie auch nicht. Es ist bekannt, daß er gewisse höfische Kreise sogar gründlich haßte. Der große Kanzler war das strikte Gegenteil eines „Gesellschaftsmenschen“: das zeigte er schon in St. Petersburg. Seiner knorrigen Eigenart widerstrebte das Glatte und Konventionelle, das auf dem Parkett Übung geworden ist. Auch mit den schöngeistigen Kreisen Berlins hatte er keinerlei Fühlung. Alljährlich erhielt er seine Einladung zu den Bällen des Vereins Berliner Presse. Aber er kam nie. Den Grafen Bill sah man öfters, auch Graf Herbert vertrat den Fürsten einmal auf dem Winterfest der Pressemenschen. Der Fürst selbst hätte sich vermutlich sehr ungemütlich in diesem Zuständlichen gefühlt.

So sah das Reichskanzlerpalais zu seiner Zeit eigentlich nur politische Gesellschaften, von denen die Fürstin Johanna sich

nach Möglichkeit fernhielt. Als beste Freundin ihres Mannes teilte sie dessen Eigenheiten: sie war am liebsten im Kreise der Familie. Aber wenn sie einmal repräsentieren mußte, geschah es auch bei dieser sonst so unendlich einfachen Frau mit dem Gehaben einer Dame von Welt.

Caprivi war Junggeselle. Unter ihm stand das alte Radziwillschloß in der Wilhelmstraße so gut wie verwaist. Und dann hielt der greise Hohenlohe seinen Einzug und mit ihm seine gütige und liebenswerte Gattin, die Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein, die 1897 die goldene Hochzeit an seiner Seite feiern durfte, um wenige Monate später Abschied von dieser Erde zu nehmen. Auch unter Hohenlohe öffneten sich die Pforten des Reichskanzlerpalais nur bei offiziellen Gelegenheiten zu größeren Festlichkeiten. Einer solchen aus dem obengenannten Jahre entsinne ich mich gut. Es war an einem Märzabend, die Parlamente tagten noch, und so trug denn auch diese Soiree einen gewissen politischen Anstrich, ohne daß man hätte sagen können, die Politik habe die Unterhaltung beherrscht. Nein, durchaus nicht; im Gegenteil, wo man hinhörte, wurde von allem Möglichen gesprochen, aber Politisches vernahm das lauschende Ohr nur wenig. Viele charakteristische Erscheinungen jenes Abends sind heute vom Schauplatz verschwunden. Miquel lebte noch, und mit ihm plauderte der unermüdliche Herr von Bötticher, während König Stumm mit dem ihm eigenen feinen Lächeln schweigend aufnahm, was Bötticher von seiner letzten italienischen Reise erzählte. Dann trat Virchow hinzu, einer der wenigen Herren, die im Frack erschienen waren, und wurde lebhaft von Bötticher begrüßt, der zu den spezielleren Freunden des berühmten Mannes gehörte. Mit Virchow war auch Geheimrat Leyden gekommen, der sich bald in regem Gespräch mit Geheimrat Althoff befand; sonst aber hatten sich nicht viel Vertreter der Wissenschaft eingefunden. In einer Ecke sah man Wildenbruch mit Hans Hopfen sitzen; Wildenbruch hatte ein Glas Zitronenlimonade vor sich und Hopfen einen Pokal Pschorrbräu. Die Parlamente hatten einen großen Schwarm ihrer Berühmtheiten zu dem Kanzler geschickt: Stöcker, noch frisch und rüstig mit seinem glatten, klugen Pastorengesichte und dem ein-

schmeichelnden Wohllaut seiner Stimme — Dr. Lieber, den gefürchteten Zentrumsmann, den stattlichen Barbanera — Rickert, Arendt und zahlreiche andere. Da waren auch die Minister von Thielen, von Lucius, Hobrecht, Delbrück, Schönstedt, und ein Sternenmeer von Geheimen und nicht geheimen Räten umwogte sie. Auch die Glanzlichter im Bilde fehlten nicht: die Uniformen; besonders stark war die Kolonialarmee vertreten, deren malerische Aufmachung damals noch neu war.

Also ein Herrenabend, wie man ihn auch unter Bülow zu öfterem im Radziwill-Palais erleben konnte. Aber Fürst Bülow zog den Kreis seiner Geladenen doch erheblich weiter, und schon deshalb war das Bild ein interessanteres. Unter keinem seiner Vorgänger sind so viel Visitenkarten in der Wilhelmstraße abgegeben worden. Das wußte alle Welt, und alle Welt benützte die Gelegenheit, sich einmal einen unterhaltsamen Abend zu bereiten. Man trug seine Karte nach dem Reichskanzlerhaus und erhielt umgehend die Karte des Fürsten durch die Post zurück; dann wurde der Name in die Gastlisten eingetragen, und Herr von Loebell revidierte die Listen. Aber er strich selten. So kam es, daß man auf den Herrenabenden des Fürsten Bülow die ganze Berliner Gesellschaftsschicht Revue passieren lassen konnte; an einem Ende stand der Kronprinz des Deutschen Reiches, am anderen ein vielgenannter Schminkefabrikant; hie Fürst Pleß, hie Ferdinand Bonn. So wogten der Menschheit Wellen durch die prächtigen Räume, bis hintenhin, in das Allerheiligste, wo des Kanzlers Schreibtisch stand und ringsumher eine Masse persönlicher Erinnerungen an den verehrten Herrscher. Da pflegten gewöhnlich ein paar Herren auf und ab zu wandeln, denen nur ein Eingeweihter ansehen konnte, daß sie zur heiligen Hermandad gehörten: Geheimdetektivs mit dem berühmten Falkenblick und dem unfehlbaren Adlerauge. Man sage nicht, daß dies eigentlich eine unnötige Belastung des Einladungskontos gewesen sei. Wer kann wissen, was sich alles unter der Maske eines liebenswürdigen Gastes, unter einem ordenbedeckten Frack und unter knitternder Seidentoilette in das Haus schleicht? Natürlich — diplomatische Akten von Wichtigkeit läßt man nicht auf offenem Schreibtisch liegen; aber es

gibt auch andere Dinge von Interesse, die auf ihrem Platz bleiben sollen. Außerdem: Vorsicht war von jeher die Mutter der Weisheit. Einer aus dem Bereiche der Polizei fehlte niemals auf den Bülow-Abenden: der Kriminalkommissar von Tresckow, der eigentlich seine Memoiren schreiben sollte. Aber er will es nicht, weil sein Beruf Charakter geworden ist und auf seinem Altar die Flamme der Diskretion niemals ausgeht.

Ich wiederhole: der große Reiz der Routs im Kanzlerpalais unter Bülow lag in der Mischung der Gesellschaft. Von hohen Fürstlichkeiten bis zur niedlichen kleinen Schauspielerin, die vielleicht gerade eine Rolle kreierte, von der man sprechen mußte, wenn man nicht ungebildet erscheinen wollte, war alles vertreten. Die Exklusivität fehlte durchaus; es ging ein demokratischer Zug durch diese Gesellschaften — man streifte mit dem einen Ärmel einen Durchlauchtigsten und mit dem anderen den bourgeois gentilhomme, sah vor sich einen Zeremonienmeister und neben sich einen ganz Unzeremoniellen, der am Büfett den Hummer mit dem Messer bearbeitete und sich Mayonnaise auf die Hemdenbrust kleisterte. Und gerade diese gesellschaftliche Freizügigkeit im Hause des Fürsten mag seine Popularität begünstigt haben. Dazu kamen freilich auch seine große persönliche Liebenswürdigkeit und die seiner Gattin. Näher kennenlernen konnte man die beiden freilich nur in kleinerem Kreise, und wem dies einmal vergönnt worden war, der nahm Erinnerungen mit, die nicht zu den leicht vergeßbaren gehörten.

Nun zieht Herr Theobald von Bethmann Hollweg in das Kanzlerhaus ein, das zunächst den üblichen Erneuerungsarbeiten unterworfen wird, die bei jedem Wechsel des Inhabers gang und gäbe zu sein pflegen. Er hat eine noch junge Frau, eine Tochter des Wilkendorfer Herrn von Pfuel aus seiner Ehe mit Isa Gräfin Reventlow, und sie wie er sind vielfach mit dem Adel unseres Landes verwandt und verschwägert. Daß er aus bürgerlichem Geschlechte stammt und sie dem märkischen Uradel angehört (dem Lande Barnim, das jahrhundertelang das „Pfuller Land" geheißen war), scheint uns ein gutes Zeichen. Bei Hofe ist Frau Martha von Bethmann längst eine Erscheinung geworden, die sich großer Beliebtheit erfreut. Hoffentlich

nimmt sie auch die Fäden wieder auf, die unter den Bülows das Kanzlerpalais mit der Berliner Gesellschaft verbanden. Es kann nur gut sein.

Die Zeppelin-Tage — Die Kunstflüge Orville Wrights

10. September

Die Zeppelin-Tage sind nicht so leicht zu vergessen. Ich denke vor allem noch mit Vergnügen an meine Autofahrt von Berlin nach Bitterfeld zurück. Hin war es eine entzückende Fahrt. Man glaubt gar nicht, welche landschaftlichen Reize unsere vielgeschmähte Mark bietet. Die Gegend zwischen Berlin und Potsdam ist wirklich wie ein einziger schön gepflegter Park; aber auch zwischen Havel und Elbe durchschneidet der Weg üppiges Wiesengelände und grüne Laubwälder. Die Nachtfahrt zurück war zwar romantisch, aber empfindlich kalt. Der schneidende Luftzug, den die rasende Fahrt entwickelte, ging bis auf die Knochen. Da half nur die „innere Einreibung": der Kognak. Wir hatten Mondenschein, und das war besonders hübsch. Das Spiel des Goldglanzes über Felder und Wälder hat seinen eigenen Zauber. Das Gegenständliche verändert sich und nimmt phantastische Formen an. Ein Häuslein am Feldrain wird zu einem antediluvianischen Ungetüm; ein über den Weg springendes Kaninchen sieht schier gespensterhaft aus; riesenhaft erscheint uns ein uns entgegenschreitender Mann. Und plötzlich steigen von den Wiesen weiße Schleier auf, und auf einmal sitzen wir mitten im Nebel. Die Scheinwerfer des Autos lassen ihr Licht in milchigen Dunst hineinrieseln; das brodelnde Weiß kriecht im Chausseegraben neben uns her, es packt sich auf dem Wiesengrund wie Watte auf, es umflattert uns mit den Schwingen eines märchenhaften Riesenvogels. In diesem Dunstlicht bekommt auch der Mond ein anderes Gesicht. Es ist nicht mehr die große goldene Omelette Pierrot Lunaires. Sein Gelb ist fahlrot geworden; er blüht wie eine mystische Wunderblume am Himmel, und ein Kranz gelbgrauer Wölkchen umsäumt ihn. Dann wieder Wald — da ist im Nu der Nebel verschwunden, aber um Potsdam beginnt er von neuem.

In der Nähe von Hundekehle blitzte uns plötzlich ein grelles Laternenlicht entgegen. Das schnauzbärtige Gesicht eines Gendarmen wurde sichtbar. Lauert er hier zwischen zwei und drei in der Nacht auf heimkehrende Kraftwagen, um ihre Nummer erbarmungslos zu notieren, falls das Auto nicht in reglementmäßigem Tempo fährt? — Wohl möglich: die sogenannten „Autofallen" in der Umgebung Berlins haben sich so bedrohlich vermehrt, daß das Generalsekretariat der Deutschen Auto-Liga beschlossen hat, gegen diesen amtlich beschönigten Unfug einzuschreiten. Ich bin, wie wohl jeder vernünftige Mensch, ein Gegner aller zwecklos übertriebenen Geschwindigkeit und aller wahnsinnigen Hetzjagden. Aber eine ebenso arge Übertreibung ist die Verfolgungssucht unserer Gendarmen. Vor kurzem erst hat der Generalsekretär der Deutschen Auto-Liga die Ortsaufnahme einer neuen Autofalle in Dahlwitz bei Berlin vornehmen lassen, die den Automobilisten schon ungeheuer viel Scherereien aller Art bereitet hat. Ein Köpenicker Gendarmeriesergeant hat da unter Assistenz eines Bureaugehilfen seine Aufstellung, und zwar ist die Aufstellung derart, daß sie von den Fahrenden nicht bemerkt werden kann. Und nun schreibt der Mann fröhlich und unbekümmert auf, was seinem Gendarmeriegewissen nicht vorschriftsmäßig erscheint. Dann hageln die Strafmandate — und sträuben dagegen hilft nichts. Der Sergeant muß genau wissen, welche Fahrtgeschwindigkeit erlaubt ist; das nimmt er auf seinen Diensteid. Aber es ist trotzdem Unsinn. Namentlich in der Nacht kann er das unmöglich so genau kontrollieren.

Der Z 3 ist wieder in seine Heimat zurückgekehrt, doch das Interesse an der „Eroberung der Luft" ist bei den Berlinern noch immer rege. Vor einigen Tagen hat ein Freund mich hinaus auf das Tempelhofer Feld geschleppt, um Orville Wright fliegen zu sehen. Das erste Mal, das ich ihn sah. Mir fielen dabei die phantastischen Romane H. G. Wells' ein und die seiner Vorgänger. Mit den Flugproblemen haben sich schon die Dichter beschäftigt, ehe die Brüder Montgolfier ihre Heißluftballons aufsteigen ließen. Die alten Poeten nahmen sich am liebsten den Mond zum Ziel, wie der Bischof Wilkins und

Godwin und Cyrano von Bergerac. Der „Fliegende Wandersmann" Grimmelshausens konstruierte sich ein Gestell, das von dressierten wilden Schwänen in die Lüfte entführt wurde. Gleicht nicht auch die Flugmaschine Orville Wrights einem phantastischen Vogel? — Es ist lange Jahre her, daß mir ein Zufall einmal vergönnte, einem Flugversuche Lilienthals beizuwohnen. Welche Riesenfortschritte hat die Flugtechnik seit damals gemacht! Gegen Lilienthals schwerfällige Apparate, die doch so unendlich viel neue Anregungen gegeben haben, nimmt sich der Flieger Wrights fast elegant aus. Er schnurrt in Kurven und kreisförmigen Bogen durch die Luft, er steigt plötzlich kerzengerade empor und senkt sich wieder mit langsamer Ruhe, er wendet und stoppt. Ein eigenartiges Schauspiel. Der Zeppelin und der Parseval sind riesenhafte Bienen, fabelhafte Ungeheuer — der Wright ist wie ein spinniges Insekt, dessen Flügel im Sonnenlicht weiß schimmern und dessen feiner Knochenbau durchsichtig erscheint. Es ist etwas Märchenhaftes, eine Erfüllung wirrer Träume, ein Lebendigwerden scheinbarer Unmöglichkeiten. Am schönsten gelang dem kühnen Aviatiker sein stolzer Höhenflug, der ihn wohl weit über hundert Meter hoch in die Luft getragen hat; dabei imponierte vor allem wieder die unvergleichliche Ruhe der Arbeit, gewissermaßen das Selbstverständliche der Bewegungen.

Das Ausland auf den Berliner Bühnen

9. November

Ein französischer Gelehrter, Herr Mabilleau, der unsere staatlichen Versicherungsanstalten studieren sollte, revanchiert sich in einem Blatte seiner Heimat für die ihm hier gewordene gastliche Aufnahme dadurch, daß er sich über die Bevorzugung der ausländischen dramatischen Literatur auf unseren Bühnen mokiert. Er tut dies in möglichst ungezogener Weise, auch unter Verdrehung der Tatsachen; immerhin ist es ungemein bezeichnend, mit welchem höhnischen Lächeln der Franzose auf unsere Vorliebe für alles Ausländische herabschaut. Die Ironisierung unserer Auslandswut ist

eine Spezialität der französischen Blätter. Ein Pariser Boulevardblatt brachte kürzlich eine Art Statistik über die in Paris im Laufe eines Jahres aufgeführten deutschen Dramen; ich glaube, es waren fünf, die zusammen etwa zwanzig Vorstellungen ergaben. Dagegen zählte es einige fünfzig französische Neuheiten auf, die in der gleichen Zeit in Berlin zur Aufführung gekommen waren und mehrere tausend Vorstellungen erlebt hatten. Auch wenn man nicht sorgfältig nachprüft, wird man sich sagen müssen, daß die Berechnung ungefähr stimmen kann. Wir haben zwei Bühnen, das Residenz- und Trianon-Theater, die fast ausschließlich von französischer Ware leben; häufig bringen auch noch Hebbel-, Neues, Kleines und Berliner Theater französische Dramen, und ihnen gesellen sich zuweilen das Neue Schauspielhaus, die Kammerspiele des Deutschen Theaters, das Lustspielhaus und sogar das Lessing-Theater hinzu, während die Königliche Oper, die Komische Oper und auch die Operettenbühnen an der französischen Musik selbstverständlich nicht vorübergehen. In den Variétés erfreuen die „Etoiles de Paris" sich besonderer Gunst, in den Kinematographentheatern herrscht die Firma Pathé. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß unsere Bühnen vollkommen verausländert sind. Ich lese das Programm für die nächste Woche, die Schiller-Woche. Das Opernhaus bringt die Werke dreier französischer Musiker; im Deutschen Theater sind viermal Ausländer vertreten, in den Kammerspielen siebenmal, im Neuen Theater fünfmal, in der Volksoper dreimal. Das Residenz-Theater spielte nur zufällig einen nach französischem Muster gearbeiteten deutschen Schwank („Gretchen"); das Trianon-Theater gibt allabendlich eine französische Farce, das Hebbel-Theater (ach, der arme Hebbel!) ebenso ein Pariser Drama. Als Nachmittagsaufführungen sind für den Sonntag sechs Stücke von Ausländern angekündigt. Und alles das faßt man unter dem Sammelnamen „deutsche Bühne" zusammen! Herr Mabilleau hat schon recht, wenn er uns verhöhnt; wir verdienen es wirklich nicht anders.

Die Schillerfeier in den Theatern — Das letzte Auftreten Albert Niemanns

15. November

Von den Berliner Bühnen haben zwei auf eigene Art den Schillertag gefeiert. Reinhardt hat in seinem Deutschen Theater den ungestrichenen „Don Carlos“ zur Aufführung gebracht: in einer sechsstündigen Vorstellung, die viel des Schönen und Haftenbleibenden enthielt, aber schließlich ermüdete. Notgedrungen ermüden mußte; über die Länge eines doppelten Theaterabends hinaus an seinen Platz gebannt zu sein, hält auch ein begeisterter Schillerverehrer nicht so leicht aus. Immerhin war es eine würdige Ehrung Schillers und eine künstlerische Tat. Im Schauspielhause verliehen zwei illustre Gäste der Festvorstellung besondere Würze: im Mittelpunkt der szenischen Darstellung der „Glocke“ stand Kainz, für den Buttlarschen Wachtmeister in „Wallensteins Lager“ aber hatte Paul Lindau, dessen Stellung im Verbande des Schauspielhauses nunmehr eine feste und gesicherte geworden ist, seinen alten Freund Albert Niemann gewonnen. Den Charakter einer festlichen Veranstaltung betonte übrigens schon die Notiz auf Programmen und Billetten, daß die Damen im Decolleté, die Herren im Ballanzuge zu erscheinen hätten: eine Anordnung, die immer noch zu mißliebigen Bemerkungen Anlaß gibt, die ich aber nichtsdestoweniger für sehr verständig halte. Aber eine einigermaßen gleiche und allgemeine Theatertoilette wird man in der Berliner Gesellschaft ohne besonders gegebene Vorschrift doch nicht zur Einigung kommen. Der Hof hatte sich angesagt; außer dem Kaiserpaar fanden sich die kronprinzlichen Herrschaften Griechenlands, Prinz Georg und die junge anmutige Prinzessin Helene von Griechenland ein, ferner unsere Kronprinzessin, die Prinzen Eitel-Fritz und August Wilhelm mit ihren Gattinnen und die Prinzeß Viktoria Luise. Interessanter als sonst war das Publikum: es waren zahlreiche Einladungen ergangen. Neben der großen Hofloge im ersten Rang hatten viele ehemalige Mitglieder des Schauspielhauses Platz genommen: so Friedrich Haase, der Zweiundachtzigjährige, in unverminderter Frische und Rüstigkeit, noch immer der vornehme „Diplomat der alten Schule“, neben

ihm Siegwart Friedmann, Adolf Klein, Kahle und Dehnicke und die Damen Mallinger, Horina, Gollmick, Breitbach: lauter Größen von einst.

Unmittelbar nach Eintritt des Hofes erscholl von der Höhe der Galerie klingender Sang: das von Bruch köstlich vertonte Motto der „Glocke“: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. Dann teilte sich der Vorhang, und man blickte in die Werkstatt des Glockengießers, und Kainz begann zu sprechen. Das war etwas Wundervolles, wie er mit seinem glanzleuchtenden Organ die Schillerschen Verse wiedergab; mit schlichter Innerlichkeit und doch wieder bezwingender Kraft, hier und da sich zu schöner Pathetik erhebend — so, wie Schiller gesprochen werden will. Die Inszenierung bot das charakteristische Bild einer Gießerwerkstätte; die Gesellen tummeln sich, der Zapfen und die glühende, dampfende Masse strömt in die Form, und endlich hebt sich aus dem Urschoß der Erde langsam das vollendete Werk, die goldstrahlende Glocke. Wolken verhüllen die Bühne und senken sich nieder. Eine weite Tempelhalle tut sich auf, in ihrer Mitte die Muse (Frau Poppe). Man hatte in dem Epilog Goethes mit kluger Hand einige vorsichtige Striche vorgenommen: an Stellen, die sich nicht nur entbehren lassen, sondern heute auch nicht mehr ganz verständlich sein würden. So war denn die Wirkung eine große und lautere, und auch die Apotheose versagte nicht: Schiller vor dem Altar, auf dem die heilige Flamme lodert, und vor dem die Muse den goldenen Lorbeerkranz niederlegt, während in den Wolken die Gestalten seiner Schöpfungen erscheinen.

Das darauf folgende „Lager“ bot in bekannter Besetzung (mit dem urwüchsigen Kapuziner Vallentins, der Gustel der Frau Butze, dem Rekruten Boettchers) ein prächtiges Gesamtbild und ausgezeichnete Einzelheiten. Beim Auftreten Niemanns am Schluß in der Maske des Buttlarschen Dragoners gab der Kaiser als erster das Zeichen zum Applaus, und nun begann eine stürmische Huldigung, die auf Minuten die Vorstellung unterbrach. Als der alte Recke dann zwei Verse des Reiterliedes gesungen hatte, erneuerten sich die Ovationen, und immer wieder mußte Niemann vor dem Vorhange erscheinen: zum letzten

Male in seinem gesegneten Leben. Wie viele Erinnerungen wurden da rege! Das Zeitliche schwand; man sah Niemann als Cortez hoch zu Roß, als Rienzi, als Tannhäuser, Tristan, Lohengrin, Vasco. Und nun steht der Achtundsiebzigjährige noch einmal auf dem Platze seiner größten Erfolge — und da mag sich sein Auge gefeuchtet haben, und sicher: auch ihn hat die Erinnerung übermannt an jenem Abend, da er von der Bühne schied. Es sollte damals kein Scheiden für immer sein — heut aber war es so . . .

1910

Das zehnjährige Stiftungsfest des Kaiserlichen Automobilklubs

17. Januar

Das zehnjährige Stiftungsfest des Kaiserlichen Automobil-Klubs ist ein gewichtiger Markstein in der Geschichte des Kraftwagensports. Die Anregung zur Begründung des Klubs gab bekanntlich die Mutter unserer Kronprinzessin, die Großherzoginwitwe von Mecklenburg-Schwerin, Großfürstin Anastasia, und fand vor allem in den Grafen Talleyrand-Périgord, Schönborn-Wiesentheid, Adalbert Sierstorpff, dem Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe und dem Dr. Max Schoeller tatkräftige Förderung. Am 31. Juli 1899 wurde der Klub begründet (die Erlaubnis des Namens „Kaiserlicher" Automobilklub wurde erst 1904 gewährt) und zählte zunächst nur 93 Mitglieder gegenüber 2000 von heute. Der Herzog von Ratibor übernahm den Vorsitz, zweiter und dritter Präsident wurden der Erbprinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst und der Graf Clemens Schönborn, Generalsekretär Baron Molitor. Der hohen Aristokratie hatten sich schon damals Vertreter der Finanz und der Industrie zugesellt, so die Herren Friedländer-Fould, Goldberger, Löwe, Pringsheim, Felix Simon. Anfänglich tagte der Klub in einem ziemlich bescheidenen Heim in der Sommerstraße; später wurde man üppiger (und konnte es auch) und kaufte für über eine Million das Bleichrödersche Palais am Leipziger Platz, wo man sich ebenso vornehm wie behaglich einzurichten verstand. Auf sportlichem Gebiete erzielte der Klub in Bälde große Erfolge;

es sei nur an das Eisenacher Rennen erinnert, an das Rennen im Taunus um den Gordon-Bennet-Preis, die Kaiserpreis-, die Herkomer- und Prinz-Heinrich-Rennen und an die Veranstaltung der Automobilausstellung im Frühjahr 1903. Das große Festbankett, das im Kaisersaale des Restaurants Rheingold stattfand, wird mit seinem glänzenden Gesamtbilde den Teilnehmern wohl noch lange im Gedächtnis haften bleiben. Es war gefährlich, am Sonnabend abend den Potsdamer Platz und die Bellevuestraße zu passieren. Da hielt eine ungeheure Kette von Automobilen, Equipagen und Droschken, ein Wirrwarr der verschiedensten Gefährte, während sich auf den Bürgersteigen die Menschen drängten. Die Polizei hatte viel zu tun, um die Ordnung aufrechtzuerhalten; aber die Erinnerung an die letzten unliebsamen Prozesse mochte noch nachwirken: sie tat es in höflicher Weise — und auch die zahllosen Neugierigen waren durchaus nicht krakehlsüchtig gesinnt, sondern begrüßten die Anfahrt des Prinzen Heinrich mit fröhlichem Hurra. Ich glaube nicht, daß der prunkhafte Kaisersaal des vielbesuchten Restaurants schon eine ähnlich glänzende Gesellschaft (es waren an 500 Personen erschienen) beisammen gesehen hat. Die Uniform überwog: neben der des Offizierkorps die schmucke des Freiwilligen Automobilkorps, die ihm der Kaiser verliehen hat, und die der fremden Automobilklubs. Der Präsident Herzog von Ratibor empfing mit den Vorstandsmitgliedern die Gäste, die in immer neuen Scharen in den Saal fluteten. Da sah man an der Ehrentafel neben dem Prinzen Heinrich den Sohn des Prinzen Leopold von Bayern, Prinzen Georg, die Herzöge Adolf Friedrich und Paul von Mecklenburg, den Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, den Prinzen Heinrich XVIII. Reuß, die Prinzen Arenberg, Solms-Braunfels und Isenburg, die Fürsten Hatzfeldt, Münster, Pleß und Lynar; die Staatsminister und Staatssekretäre Möller, Kraetke, Dernburg, von Studt, Sydow; die Generäle von Rabe, von Boehn, von Löwenfeld, von Lynder, die Gesandten von Szögyeny-Marich, Nisam-Pascha und von Ditten, den Polizeipräsidenten von Jagow, den Major von Parseval, die Geheimräte von Friedländer-Fould, Lewald, Loewe, Goldberger, den Oberstallmeister Baron Reischach, Herrn von

Bohlen-Krupp, Dr. von Bleichröder und zahlreiche Vertreter ausländischer Automobilklubs, wie den Major Wolff (Österreich), Hauptmann Timm (Dänemark), Grafen Rosen (Schweden), Major Eyde (Norwegen). Der Präsident des französischen Automobilklubs, Baron Zuylen, war nicht erschienen, und zwar infolge eines merkwürdigen Mißverständnisses, das Prinz Heinrich in seinem Toast auf den Kaiser erwähnte. Herr von Zuylen war geladen worden, doch hatte er von unbekannter Hand ein Telegramm erhalten, das Bankett sei wegen Hoftrauer verschoben worden. Wie Prinz Heinrich ausführte, ist die Aufklärung leider zu spät gekommen, doch ist die Untersuchung darüber im Gange, wer das betreffende Telegramm abgesandt hat. Möglich, daß es sich nur um ein Mißverständnis, möglich auch, daß es sich um eine Intrige handelt. Dem Trinkspruch des Prinzen Heinrich folgte eine längere Ansprache des Herzogs von Ratibor, der in großen Zügen ein Bild von der Entwicklung des Kaiserlichen Automobil-Klubs gab; dann sprachen noch der Prinz Georg von Bayern, Minister Delbrück, Major Wolff, Direktor Hannefahr, der Herzog von Arenberg und manche andere, die letzten nur schwer verständlich unter dem immer mehr anschwellenden Stimmengewirr. Bevor die Tafel aufgehoben wurde, kam noch ein Begrüßungstelegramm des kaiserlichen Protektors zur Verlesung, und dann ging man zum Kaffee und zur Zigarre über und löschte den letzten Durst in dem Trank des Gambrinus.

Ordenstag und Dekorationen — Die französischen Künstler in Berlin

2. Februar

Am großen Ordenstage hat es wieder Dekorationen geregnet. Und wie hat man die Literatur geehrt! Sudermann mit dem Kronenorden Zweiter, Hauptmann mit dem Hohenzollernschen Hausorden, Herzog mit der Rettungsmedaille, Fulda mit dem Roten Adler, Brahm mit dem Wilhelmsorden. Ach, du lieber Gott, wenn das wahr wäre, ständen wir vor dem Weltuntergang! Als Fontane seinen siebzigsten Geburtstag feierte, gab man dem berühmten Schilderer der Mark, dem Dichter des prachtvollsten preußischen Romans, huldvollst den

Roten Adlerorden vierter Klasse, mit dem man auch jeden ehrenwerten Geheimen Kanzleidiener beglückt, wenn er sich ein paar Jahrzehnte hindurch brav gehalten hat. Unsere Medici haben für die Literatur nichts übrig. Es paßt auch in das „Tableau de Prusse“, daß man als einzige Kunst die sinnfälligste gelten läßt und die Literatur höchstens einmal begnadet, wenn sie sich zu byzantinischen Rhythmen aufschwingt. Bode und Werner sind Exzellenz geworden — Gott sei dank! Ein paar Maler haben Orden bekommen, ich glaube, auch ein paar Bildhauer und Architekten. Man hat also die Kunst genügend geehrt und kann es als feinen satirischen Zug betrachten, daß man an der Literatur wieder achtungsvoll vorüberging. Der Pairsschub ins Herrenhaus brachte nichts Überraschendes. Unter den Großindustriellen, die sich des Allerhöchsten Vertrauens erfreuen konnten, ist der am wenigsten in der größeren Öffentlichkeit bekannte der Bergrat Remy, ein geborener Rheinländer, aber von Beruf seit langem an Schlesien gefesselt. Es dürfte wahrscheinlich sein, daß Fürst Henckel von Donnersmarck auf ihn aufmerksam gemacht hat. Herr von Gwinner ist Leiter der Deutschen Bank und steht an der Spitze der Anatolischen Bank. Aber man sollte nicht vergessen, daß auch noch ein bescheidener Mann existiert, der in die Entstehungsgeschichte der Anatolischen Bank mit energischer Hand eingegriffen hat: der Geheimrat Dr. Kurt Zander. Von Interesse ist die Berufung des Generals z. D. Freiherrn von Bissing in das Herrenhaus, der 1907 nach einem auffälligen Tagesbefehl seinen Abschied einreichte. Man sprach damals viel von tiefgehenden Differenzen zwischen seinem kaiserlichen Freunde und ihm — sie scheinen ja nun vergessen zu sein.

Dem Hofe hat der letzte Kaisersgeburtstag mancherlei Freuden gebracht. Baron Reischach, der Oberstallmeister, erhielt den Roten Adler Erster, der am meisten beschäftigte Hofmarschall, Graf Zedlitz-Trützschler, den Roten Adler Zweiter, und dieselbe Dekoration der Schloßhauptmann von Merseburg, Graf Adolf Hohenthal, ein Hofherr, der auch Doctor honoris causa (der Universität Halle) ist. Der neue Fürst zu Putbus, der erste aus dem Hause Veltheim, bekam die Krone Zweiter, ebenso der umsichtige und arbeitsame Kabinettssekretär der Kaiserin, Herr von Behr-

Pinnow, während der Oberstallmeister von Esebeck sich mit dem Stern zur Krone zweiter Klasse schmücken durfte. Zwei der älteren Kammerherren, Graf Rothkirch-Trach und Baron Bodelschwingh, wurden zu Zeremonienmeistern ernannt.

Auch die französischen Künstler, die uns anläßlich der Akademieausstellung mit ihrem Besuche erfreut haben, können sich nicht beklagen. Sie sind geehrt und gefeiert worden und können daheim mit den schönen Orden prunken, die kaiserliche Huld ihnen verliehen hat. Das Musikfest in der Akademie war ein harmonischer Abschiedsakkord und der darauf folgende Bierabend im Künstlerhaus eine Fidelitas, deren Nachhall die Gäste vielleicht noch auf die Reise begleitete. Déroulède wird freilich schimpfen, daß sein Freund Mercié sich unter den Erbfeinden sichtlich am allerwohlsten gefühlt und daß unser deutsches Bier ihm ausgezeichnet geschmeckt hat; aber der große Patriot ist ja längst nicht mehr die „Stimme Frankreichs". Sicher soll man die freundschaftlichen Besuche von drüben nicht überschätzen; andererseits knüpfen sie immerhin Fäden gegenseitigen Verständnisses an, die uns nur herzlich sympathisch sein können. Zwischen Tissots „Voyage au pays des Milliards" und Hurets Band „Berlin" liegt eine gewaltige Änderung in der Anschauung; daß sie eintreten konnte, ist der Zeit und den Verhältnissen, zum guten Teil aber auch der Persönlichkeit unseres Kaisers zu verdanken, dessen Liebenswürdigkeit und geistige Regsamkeit auf jeden, der je mit ihm sprechen konnte, ihren Zauber ausübt.

Aschermittwoch — Hutkonkurrenz im Metropoltheater — Ball im Schriftsteller-Klub und letzter Hofball

9. Februar

Der letzte Sonnabend vor Aschermittwoch ist gewöhnlich der „Clou" der Faschingszeit. „Clou" ist ein französisches Wort, das die deutsche Sprache ohne weiteres entbehren kann. Aber seit dem jüngsten wert- und ehrenvollen Besuch unserer westseitigen Nachbarn ist unsere Vorliebe für das Französische wieder erheblich gewachsen. Es tut nichts, daß die Herren nach ihrer Rückkehr in die heimische Lichtstadt sich gehorsamst entschuldigen, der Einladung nach Berlin gefolgt zu

sein, und daß sie hundertfach versichern (was natürlich durchaus der Wahrheit entspricht), es habe sich um eine ganz unpolitische Visite gehandelt, ohne Toaste und auch ohne Anspielungen auf den Frankfurter Frieden; es tut nichts, daß diese Entschuldigungen in ihrem krampfhaften Bemühen, den Chauvinismus nicht vor den Kopf zu stoßen, uns als Gastgeber eigentlich höchst sonderbar berühren müssen: wir bleiben die freudwillig Gesinnten und schauen lächelnd über derlei Kleinigkeiten hinweg. Na ja . . . aber nun stelle man sich vor: ich bin bei Y. eingeladen, mit dem ich vor Jahren einmal einen Zwist gehabt habe, und ich habe die Einladung angenommen und mich bei Y. ausgezeichnet amüsiert und mich von neuem mit ihm angevettert — und nachher sage ich allen, die es hören wollen: Gott, es war ja eigentlich nur eine Anstandsvisite, so ein flüchtiger Händedruck, den man mir nicht übelnehmen kann, und entschuldige mich weiter mit allerhand billigen Redensarten — du lieber Gott, wenn man offen ist, muß man ein solches Verhalten doch strikte unanständig nennen. Nicht wahr? — Natürlich weiß ich ganz genau, daß die französischen Künstler es nicht so gemeint haben; ich glaube dem einen Herrn, den ich persönlich kennenlernte, auch aufs Wort, daß der Berliner Aufenthalt ihm „unvergeßlich“ bleiben wird: aber ist es nicht ungemein charakteristisch, daß die Herren es überhaupt für nötig halten, in dem Augenblick, da sie in die Heimat zurückkehren, sich in Entschuldigungen darüber zu ergehen, daß sie unserer Einladung nachgekommen sind? Wäre es nicht richtiger gewesen, sie hätten den Angriffen der Chauvinistenpresse gegenüber einfach geschwiegen? — Ich sagte schon, daß ich nur mit einem der Gäste in nähere Berührung gekommen bin, und durch Zufall auch erst an einem der letzten Tage seines Hierseins. Da hatte er Berlin bereits „gründlich“ kennengelernt und schwärmte mir in allen Tonarten vor, was das für eine entzückende Stadt sei. Er meinte es ehrlich, und auch sein Grollen war ehrlich, daß man drüben Deutschland eigentlich nur aus blödsinnigen Reisebeschreibungen und aus den tendenziös gefärbten „deutschen“ Romanen Marcel Prévosts kenne. Huret nahm er aus: das sei der erste gewesen, der Deutschland ohne Befangenheit geschildert habe; namentlich

sein Besuch bei dem agrarischen Junker (einem Herrn v. H., der im Posenschen angesessen ist) hatte ihm gut gefallen, und im Anschluß daran wollte er alles mögliche über unsere ländlichen Verhältnisse wissen. Dann aber kam eine leichte liebenswürdige Moquerie zum Durchbruch. Das „on parle français" an vielen unserer Ladenschilder begriff er ja; auch in Paris firmiert man vielfach „man spricht deutsch". Aber was ihn in anscheinendes Staunen versetzte, waren die zahlreichen ganz französischen Bezeichnungen auf unseren Schaufenstern und Ladenschildern, zumal denen der Konfektion. Ein Schneider oder eine Schneiderin namens Klewe trägt das Schild „Maison Klewé"; ein anderer, der Kremer heißt, legt sich einen Akzent zu und nennt sich nun „Krémer" und fügt, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, noch die Bezeichnung „Modes de Paris" hinzu. Auch über den Akzent im Namen des Hoteliers Schaurté spöttelte er gutmütig und fand am drolligsten die vielzüngigen, meist falsch geschriebenen Inschriften auf unseren Friseurläden. Und dann unsere Theater! Das wissen wir ja, daß sie rettungslos der Auslandssucht verfallen sind; aber es berührt doch merkwürdig, wenn wir von einem Franzosen gefragt werden, ob unsere eigene dramatische Literatur so unendlich dürftig sei, daß die deutschen Bühnen sich von fremdem Gute (das nicht immer das Gute ist) nähren müßten . . .

Ich fing diesen Brief mit den Sonnabendsvergnügungen vor der Asche des folgenden Mittwochs an. Sie waren diesmal so reichlich, daß man vermeinen konnte, Berlin wollte vor der Karenzzeit noch mit einem letzten großen Atemzuge alle Genüsse der Welt einschlürfen. Natürlich: was so der Berliner unter Genüssen versteht. Da gab es zum Exempel den zweiten Metropoltheaterball, der sich früher allgemeiner Nichtachtung erfreute, und zwar nur deshalb, weil er der „zweite" war. Deshalb hatte die werte Direktion für eine besondere Anziehung gesorgt und eine „Hutkonkurrenz" ausgeschrieben. Die hatte die hübschen Räume des Hauses denn auch bis auf den letzten Platz gefüllt. Aber es war natürlich das alte Bild: Offiziere in Zivil, Kommis aller Branchen, die sogenannte Lebewelt, die das Lebemännische dadurch betont, daß sie im Saal den Zylinder auf

dem Kopfe und den Spazierstock in der Hand behält, und Demimonde aller Schattierungen. Die ältesten Gäste des Café Riche, der Arkadia und Blumensäle, mit geschminkten Larven und gefärbtem Haar, und nur ein paar jüngere darunter, die uns daran erinnerten, daß es in Berlin auch hübsche Frauen gibt. Man konnte sich in die Zeit zurückversetzen, da die Corps de ballett-Bälle bei Kroll in den letzten Zuckungen lagen, und dachte wohl auch mit Bedauern an die entschwundenen Tanzlokale des entschwundenen Berlins, in denen man wie einst vor hundert Jahren den berühmten Tivoliwalzer „Wenn Ener weeß, wie Enen is, wenn Ener Enen nimmt“, oder den Achtundvierzigpolka „Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen“ bis zur Erschlaffung spielte. Das war so die Zeit nach dem Kriege, wo alle diese alten Lieder wieder jung und in den Tanzkneipen gefiedelt wurden. Da warf sich am Sonnabend der Leutnant in sein Räuberzivil und ging zu Meser Unter den Linden oder in Antons Salon in der Dorotheenstraße oder zu Emberg (die heutigen Kammerspiele) oder auch zu Jury in der Jägerstraße. Bei Jury und Emberg verkehrten die kleinen Ladenmädchen und freuten sich, wenn sie ein Kotelett mit Spargel und ein Glas Bier bekamen; der Eintritt kostete „acht jute Groschen“, denn an das Marksystem mußte man sich erst langsam gewöhnen. Bei Anton, im Orpheum und Kolosseum und in der Vauxhall war es schon eleganter, aber an die Verschwendungssucht von heute noch immer nicht zu denken. Das unterscheidet die Berliner Nachtkneipen auch von den Parisern. Selbst in den besseren Pariser Tanzlokalen kann man ein Boc für einen Franken oder eine Tisane für drei und vier Franken bekommen. In Berlin fließt der Sekt in Strömen, und auch der deutsche ist selten unter zwölf Mark zu haben. Aber die Zeiten sind ja so miserable, daß es darauf nicht ankommt . . . Beim letzten Metropoltheaterball kam es ganz und gar nicht darauf an, und als erst die Hutkonkurrenz begann, schäumte der Champagner noch heftiger. Du lieber Gott, was für Hüte! Vielleicht „Mode de Paris“, aber dennoch unerhörte Geschmacklosigkeiten! Als es später wurde, trafen maskierte Paare ein: vom Alpenball und von dem Märchenfest in den Kammer-

spielen, Leute, die von dem Geschauten und Erlebten nicht genug hatten und noch ein wenig tiefer zu schürfen suchten. Da referiere ich nur kurz nach dem Hörensagen. Also Alpenball: glanzvoll wie immer, wunderbare Dekorationen von Ravoth, Obronski und Impenkofen; eine Schneelandschaft mit Hütten, Matten, Wasserfällen, Wirtshäusern, mit auf- und abziehendem Gewitter, Nacht und Morgen, mit Mondenschein und Alpenglühen. Und dazu die Staffage: weder Frack noch Räderhut, nur Buas und Madli, manigmal ganz echt, manigmal bloß so obenhin. Jedenfalls großes Vergnügtsein. Auch auf dem Märchenfest in den Kammerspielen, wo natürlich das Theater die Gesellschaft beherrschte, wo man die reizendsten Erscheinungen und die originellsten Masken sah, wo der gute Geschmack triumphierte und das mauvais genre sich in die Ecken drücken mußte, denn Reinhardts Auge war überall.

Nun wäre auch noch mancherlei nachzuholen, was der Chronist eigentlich nicht übergehen dürfte. Zum Beispiel eine Schilderung des Ballfestes im Berliner Schriftstellerklub, das im Mozartsaale des Neuen Schauspielhauses stattfand und bei dem man auch die Bühne mit zu Hilfe nahm, um dem verehrten Publiko noch einmal in stolzer Gesamtheit die allerneuesten Schlager in das Gedächtnis zu rufen. Oder eine Skizze von dem Blumenballfest zugunsten des Säuglingsheims in den Hallen des Zoo, wo Grandvilles „Fleurs animées" zu reizvoller Verkörperung wurden und Aristokratie und Plutokratie sich zu gutem Zwecke wie so oft die Bruderhand reichten. Oder ein Referat über den ersten Hofball, der sich wieder nach Vorschrift und Zeremonie entwickelte und wo die neuen Vortänzer, Gisbert Freiherr zu Inn- und Knyphausen von den Gardedukorps und Wedigo von Wedel vom ersten Garderegiment, sich mit Elan in ihr keineswegs gar so leichtes Amt hineinfanden; sie eröffneten den Ball freilich auch mit glänzenden Tänzerinnen: der eine mit der Komteß Lita Rantzau, dem zehnten Töchterchen des verstorbenen Rastorfer Grafen, der andere mit dem hübschen Fräulein von Veltheim. Oder schließlich ein Bericht über den Ball des Vereins Berliner Künstler, wo Mozarts „Don Juan" zu einer „komprimierten" Aufführung und früh-

zeitigem Ende kam, weil der Komthur den armen Don Juan derartig in die Leber gestochen hatte, daß vom Weitersingen keine Rede sein konnte. Oder endlich . . . aber auch eine Vergnügungschronik kann ermüdend wirken, wie das Vergnügen selbst, wenn das rechte Maß fehlt.

Heimkehr von der Orientfahrt
Preußen im Herrenhause

23. April

Man freut sich doch, wieder daheim zu sein. Wenn man acht Wochen lang umhergeschwommen ist, die Nase in Frankreich und Italien hineingesteckt, die Pyramiden beguckt hat, in aller Eile durch Palästina und Syrien marschiert ist, ein bißchen Griechenland und ein bißchen Bosporus mitgenommen, also sich an einer sogenannten Vergnügungsreise in aller Form Rechtens beteiligt hat: dann kriegt man wahrhaftig so etwas wie Sehnsucht nach Hause. Eine prachtvolle Reise, überreich an neuen Eindrücken, eine Reise, die der Wettergott begünstigte und bei der fast ununterbrochen die Sonne lachte (und auch, wenn sie einmal nicht lachte, ließ es sich ertragen): trotzdem, acht Wochen aus dem Koffer leben, hat für den, der nur Gelegenheitstourist ist, doch seine Unbequemlichkeiten. Sonst mache ich mir nicht viel aus Berlin und bin eigentlich immer ganz froh, wenn ich es hinter mir habe; als ich diesmal aber auf dem Anhalter Bahnhof aus meinem Schlafcoupé kletterte, überkam mich beinahe so etwas wie eine leichte Rührung, wie das Gefühl, daß ich eigentlich recht undankbar sei. Es ist ja richtig: Berlin hat keine Pyramiden und keine frei herumlaufenden Kamele mit vier Beinen und keine Sphinx (wenn man von politischen Rätselwesen absieht); auch kann man die Akropolis Athens nicht gut mit den Zuckergußanlagen vor dem Brandenburger Tore und den Dom mit der Hagia Sofia vergleichen; auch nicht Tietz und Wertheim mit den Bazaren zu Kairo und Damaskus, und das Tempelhofer Feld nicht mit der lybischen Wüste, und den Mühlendamm nicht mit der Klagemauer zu Jerusalem. Natürlich hat auch Berlin seinen Orient, aber der

hat einen Vorzug vor dem wirklichen: er ist sauberer . . . Also, wie gesagt, ich hatte bei meiner Heimkehr doch das Empfinden, daß Berlin eine wunderhübsche Stadt sei. Ich sah heuer zum dritten Male den Frühling. Zum ersten Male hatte er mir an der Riviera entgegengelacht, dann an der syrischen Küste und nun im Herzen meiner lieben Mark. Und wie ich das Kanalufer hinabfuhr und ein Stückchen Tiergarten und ein Stückchen Charlottenburg sah, da schienen mir die Buchen und Linden und Hängeweiden ungleich schöner als die Palmen da unten, und die blühenden Tulpenbäume, der Rotdorn und der japanische Flieder in den Vorgärten dünkte mich zum mindesten ebenso hübsch als die Feigen- und Oliven- und Maulbeerbäume des Orients. Das abendländische Herz rührte sich wieder. Es war noch früh am Morgen; die Straßenreinigung war erst in voller Arbeit: ein lange vermißter Anblick. Auch die ersten Hunde mit Maulkörben tauchten auf, kein wild umherschweifendes Getier, sondern polizeilich geduldetes und genau registriertes. Und endlich die höchste Verstärkung des Heimatsgefühls: ein blauer Schutzmann, der einen nicht gehörig mit Ausweisen versehenen Marktwagen anhielt. Hier herrschte wieder der Geist der Ordnung — nun spürte ich es ganz, daß ich daheim war. Dieses Gefühl der ordnungheischenden unsichtbaren Hand wurde ich auch so bald nicht wieder los. Am Brandenburger Tor rufen große Plakate den Droschkenkutschern zu, durch welche Bogen sie zu fahren haben. „Rechts fahren“ und „Links fahren“ lauten riesige Inschriften am Kempnerplatz; Unter den Linden rollen die Wagen auf den beiden Fahrdämmen nunmehr artig und gesittet hintereinander und kreuzen sich nicht mehr. Das sind die Neuerungen der letzten acht Wochen, die „Pflichten der Straße“. Und da mein Ankunftstag in Berlin gerade auf den roten Demonstrationssonntag fiel, so erhaschte ich auch noch etwas von dem „Recht der Straße“. Nicht viel, doch es genügte mir.

Nun habe ich mich rasch wieder „in den Strudel, Strudel“ gestürzt, in das Tag- und Nachtleben der Metropole, in die Theater und die Geselligkeit — und auch in das Herrenhaus. Da war ich in der berühmten Freitagssitzung; ein

Freund nahm mich mit, um mir das „alte Preußen" zu zeigen. Die Politik schalte ich aus. Es war das Gesamtbild, das den Schriftsteller interessierte: einscheinend ein ähnliches wie im Reichstag und Abgeordnetenhause, und dennoch ein ganz anderes. Rednerische Entgleisungen wie dort kommen hier nicht vor; man steht unter gesellschaftlicher Disziplin und weiß sich manierlich zu benehmen. Man hält auf Vornehmheit und kann es, denn radaulustige Elemente haben hier nie Einlaß gefunden. Und diese Würde, Ruhe und Ausgeglichenheit berühren in der Tat wundervoll. Einen „Areopag von reaktionären Mümmelgreisen" nannte neulich einmal irgendein demokratisches Blatt unsere Erste Kammer. Das ist unendlich töricht und ist falsch, denn neben den alten Herren, die den befestigten Grundbesitz vertreten, finden sich doch auch zahlreiche jüngere, und neben den sogenannten Granden viele Vertreter der großen Städte, der Wissenschaft, der Industrie, also der „liberalen" Faktoren im Staatsgebiete. Und man mußte sehen, mit welcher ehrfurchtsvollen Stille diese Liberalen dem dreiundachtzigjährigen Familiensenior des gräflich Wartenslebenschen Hauses lauschten, diesem greisen General, den neben dem höchsten Orden Preußens auch der Pour le mérite schmückt und der sich mit Recht rühmen konnte, mitgeholfen zu haben an der Wiederaufrichtung des Reiches. Was er sagte, mag liberalen Ohren freilich reaktionär geklungen haben; aber der alte Mann stand dennoch auf idealerer Warte als Hunderte jener lautschreienden Realpolitiker, die sich lediglich auf die Förderung materieller Interessen beschränken. Ich habe den Grafen Wartensleben auch bei anderer Gelegenheit gesehen: einmal bei der Investitur des Prinzen Eitel Friedrich zum Herrenmeister des Johanniterordens im Königlichen Schlosse. Das war ein großer Augenblick, meinetwegen nur in dramatischem Sinne, als Höhepunkt einer romantischen Szene von schönem Pathos und blendendem Farbenreiz. Aber als der greise Royalist im Herrenhause seinen Überzeugungen Ausdruck gab, da war er weiß Gott eine dichterische Erscheinung — und nicht am wenigsten in jenem Moment, da er vor dem Königswort salutierte. Auch ein Gegenstück zu ihm habe ich einmal gefunden (es ist lange her): einen

begeisterten jungen Freiheitshelden, der in flammenden Worten die Regierung der Entrechtung des Volkes anklagte. Zwischen dem Jungen und dem Alten liegt eine tiefe Kluft, aber doch wieder etwas Verbindendes: die Überzeugungstreue, die im Einfluß der Menschennatur auf die Politik der belebendste Faktor ist. . .

Der alte Siechen- und der neue Siechen-Palast

20. Mai

Des alten Siechen in der Neumannsgasse 6 werden sich wohl nur noch die wenigsten Berliner entsinnen. Der spielte im Sturmjahre Achtundvierzig eine gewisse Rolle, und seine kleine verräucherte Bierkneipe war von den Stammgästen „Die ewige Lampe" getauft worden, weil in dem Lokal der dort herrschenden Dunkelheit halber ständig eine Lampe brennen mußte. Bei Siechen versammelte sich in dieser Zeit regelmäßig eine Anzahl geistreicher Demokraten, und die kamen eines Tages auf die Idee, ein radikales Witzblatt zu begründen, das denselben Titel führen sollte wie ihre gemütliche Kneipe. Und wirklich erschien im Mai 1848 die erste Nummer der „Ewigen Lampe, redigiert von Dr. Carl Siechen nebst Familie". Später gab ein Freund des Hauses, Dr. Arthur Müller, die Zeitschrift heraus, in der die Tagesfragen in ziemlich bissiger und persönlicher Weise, aber immer witzig glossiert wurden. Die Namen der sonstigen Mitarbeiter sind (wie das Blatt selbst, das auch in Extranummern, z. B. „Die Gasflamme" und „Die Knute" erschien) heute vergessen; nur Siechen ist populär geworden. Aber nicht als politischer Schriftsteller, sondern als Bierwirt. Das Lokal in der Neumannsgasse wurde bald aufgegeben und die Alte Post in der Königsstraße bezogen, und da vergrößerte sich denn der Kreis des Stammpublikums immer mehr. Irrtümlicherweise wurde kürzlich in den Zeitungen behauptet, in dem Siechenschen Lokale sei der „Kladderadatsch" geboren worden. Die Wiege dieses Blattes stand aber in der Hippelschen Weinstube am Alexanderplatz, wo der Verlagsbuch-

händler Albert Hofmann, der Schriftsteller Julius Schweitzer und der erst kurz vorher durch sein Volksstück „Hunderttausend Taler“ bekannt gewordene Possenautor David Kalisch die Gründung des „Kladderadatsch“ beschlossen. Im Siechenschen Lokale waren Kalisch und Hofmann freilich auch gute Bekannte, und ihnen gesellte sich ein großer Kreis von Künstlern und Schriftstellern zu. Jahrelang waren Hugo Müller, Eduard Jakobsohn, Guido Weiß, Georg Belly, ferner die Sänger Formes, Bost, Niemann, Betz, Fricke, die Schauspieler Gutherz, Engels, Max Schulz, Mittell, Grobecker ständige Kunden bei Siechen. Und als der Sohn des alten Siechen, Franz, seinen großen Bierpalast in der Behrenstraße aufführen ließ, fidelte die ganze Künstlerschaft auch dorthin über — und von den alten Freunden des Hauses diejenigen, die übrig geblieben waren.

Und nun ist abermals ein neuer Siechen-Palast, ein neues „Siechen-Haus“ entstanden: am Potsdamer Platz, an der abgeschrägten Ecke der Potsdamer Straße, dem Café Josty gegenüber. Der Bau ist nicht bewundernswert schön, aber auch nicht häßlich — bis auf den etwas verwachsenen Gambrinus des Turmes. Jedenfalls sind die Innenräume sehr behaglich; statt der modern gewordenen lichten Farben hat man Eichentäfelung vorgezogen, und selbst die elektrischen Kronen sind aus Holz gefertigt, das unsere Kolonien liefern mußten. Alles in allem: ein grundgemütlicher Aufenthalt, der schon am Eröffnungsabend Begeisterung erregte. Natürlich hatten die Stammgäste sich zu hellen Haufen eingefunden: Generäle und Geheimräte, Journalisten und Bühnenkünstler, unter denen nur einer fehlte, der ganz besonders hätte dabei sein müssen, der Nestor der Siechengäste, der alte Niemann. Irre ich nicht, so weilt er in Marienbad ... Die Linie, die von der Neumannsgasse 6 in den neuen Siechenschen Bierpalast führt, ist lang. Aber für die Entwicklung Berlins ist auch der Höhenflug des Hauses Siechen charakteristisch. Natürlich: die Hauptsache blieb immer das Bier. Selbst Münchener loben es — und die müssen es doch verstehen.

Das letzte Armee-Jagdrennen im Grunewald

12. Juni

Das letzte Armee-Jagd-Rennen, das erste auf der Grunewalder Rennbahn, gibt alten Freunden des Rennsports Anlaß zu mancherlei Erinnerungen, und da mischt sich denn auch in die Freude manch wehmütiges Gedenken. 1862 wurde die erste „Armee" geritten, die Rittmeister von Alvensleben auf seinem „Cocktail" ersiegte. Ein Jahr darauf wurde man auf einen jungen Offizier aufmerksam, einen Herrn von Rosenberg, der sich später in der Reiterwelt einen glänzenden Namen erringen sollte. Rosenberg war damals erst sieben oder acht Jahre Leutnant und stand bei den ersten Ulanen, die in den lieblichen Städten Krotoschin, Militsch und Ostrowo garnisonierten. Es war zu einer Zeit, da eine philiströse und langweilige Schulreiterei allen Schneid und allen frischen Elan aus unserer Kavallerie vertrieben hatte, in der sich doch aber auch schon die ersten Anzeichen eines Umschwungs zum Besseren bemerkbar machten. Bei den ersten Ulanen war damals der junge Rosenberg der treibende Faktor, der in die darniederliegende Feldreiterei wieder frisches Blut zu bringen versuchte, sehr zum Entsetzen der alten Herren aus Wrangels Schule, die, wie Oberst von Krane in seinem berühmten Reiterbuch sagt, alles das für rohe Pferdeschinderei ansahen, was in der Tat nur Element der Kühnheit und Freude an Wagnissen war. Der erste Gaul, auf dem Rosenberg seine Theorien in die Praxis übersetzen konnte, war ein Hengst namens „Karl", den er an der russischen Grenze von einem Steueraufseher für hundert Taler gekauft und sich nach seinen Prinzipien — Sammlung in der Mittelpositur, weiche Hand, locker in Schulter- und Ellbogengelenk, Fäuste verdeckt und tief — zugeritten hatte. Auf diesem Hengst siegte er in Breslau gegen des Grafen Hermann Schmettow „Ugly Buck", den Graf Gustav Götzen ritt, und gegen Graf Hugo Henckels „Cachucha" — zur allgemeinen Verwunderung, denn kein Mensch hatte geglaubt, daß der kleine „Karl" sich so gewaltig ins Zeug legen würde. Auch die folgenden Rennen zu Breslau, Liegnitz, Posen und Berlin brachten Rosenberg Sieg um Sieg, und auf einmal erkannten auch die

vieux bonnets des Zopfes den klaffenden Widerspruch zwischen der neuen Schule und der von vorvorgestern. Im Sitz war Graf Lehndorff das Vorbild Rosenbergs; von ihm hatte er auch den „Bièvre" gekauft, der mit seinem langen Rücken dem Reiter ein besonders interessantes Studienfeld war. Er baute im Reiten und in der Reiterführung, so betont sein Biograph Fritz Bley, ein ganz neues System auf, das zur grundlegenden Schule wurde und ihm selber seinen glänzenden Siegeszug über die deutschen Rennbahnen ermöglichte, auf denen er an zweihundert erste Preise erstritt und über hundertmal als Zweiter durch das Ziel gehen konnte. Die besten Gäule, die er in den sechziger Jahren in seinem Stalle hatte, waren außer „Bièvre", „Bongrange" und „Tricolore", denen sich später noch „Porto", „Banker" und „Red Nob" anschlossen. Auf dem „Bongrange" erschien er 1863 zum ersten Male auf dem Armee-Jagd-Rennen und errang zwei Jahre später auf der großen Steeple-Chase zu Baden-Baden den zweiten Preis. König Wilhelm wollte ihn zum Rittmeister befördern, aber das ging nicht gut, denn Rosenberg war eben erst Premierleutnant geworden.

In den Kriegsjahren 1864 und 1866 fanden keine Armee-Jagdrennen statt; dafür empfing im böhmischen Kriege der neue Geist in der preußischen Reiterei seine Feuertaufe, und Rosenberg konnte an seine Frau schreiben: „Wo preußische Kavallerie vorgekommen ist, hat sie sich glänzend bewährt." Im Frühjahr 1870 konnte das Armeerennen noch gelaufen werden; dann brach der Krieg aus, den Rosenberg als Rittmeister bei den dreizehnten Ulanen mitmachte, um sich dabei die Majorskandillen zu erwerben. 1874 steuerte er seinen Halbblütler „Tricolore" bei dem Armeerennen zum Siege; dann avancierte er zum Oberstleutnant und erschien von nun ab nicht mehr im Rennsattel auf dem grünen Plane. Aber seine Schüler folgten dem nunmehrigen Zietenhusaren. 1877 erlebte er die Freude, den Leutnant von Heyden-Linden auf seinem „Porto" durch das Ziel des Armee-Jagd-Rennens gehen zu sehen, und von da ab trat Heyden-Linden an die Stelle Rosenbergs. Auch seine Siege gehören zu den unvergessenen. 1882 und 1883 gewann er das Rennen auf „Wellington" und „Profitrole", 1887 auf dem

Goßlerschen „Cliffs Brow“; auch der „Eiger“ trug ihm manchen Preis ein. Andere Sieger des großen Rennens sind der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg und die Herren von Eynard, von Bachmayr und Graf Josef Westphalen. Sie sind keine direkten Schüler Rosenbergs gewesen wie Heyden-Linden und sein Schwiegersohn Sydow, aber reiten gelernt haben sie alle nach der Schule Rosenbergs, und wenn der Kaiser ihm aus Anlaß seiner Verabschiedung seinen Dank „für Ihre erfolgreiche Tätigkeit für die gesamte Kavallerie“ aussprach, so war das weiß Gott ein rechtes Wort an den rechten Mann.

Rosenbergs mußte man gedenken, als sich bei dem ersten Armeetag auf der Grunewalder Rennbahn die Reiter am Start sammelten. Lange Jahre hindurch war Hoppegarten der Wallfahrtsort der Berliner Sportfreunde gewesen, und der idyllische grüne Plan mit seiner hübschen Umgebung steht mir immer noch in freundlicher Erinnerung. Grunewald ist ungleich eleganter: es paßt besser für das Berlin von heute und braucht nicht mehr hinter dem vielbewunderten Auteuil zurückzustehen. Schon die Anfahrt bot ein ungemein malerisches Hin und Her: eine endlose Reihe von Equipagen und Automobilen bildete Kette, dazwischen massenhaft Droschken, allerdings auch vereinzelte Karreten von etwas vorsintflutlicher Erscheinung, die sich wie Gassenjungen in ihrer Umgebung ausnahmen. In der ungeheuren Menschenmasse bildeten die Uniformen der Offiziere bunte Tupfen, und da die Sonne es gut meinte, so kamen auch die Toiletten der Damen zur vollen Geltung: Toiletten in allen Forben, von duftigem Weiß, zartem Fliederblau, lichtem Grün, tiefsattem Rot und feinem Gelb. Meisterstücke der Atelierkunst, aber auch schlichtere Jackenkostüme von vornehmem Schick und sogar Dekolletés. Ob das Neuheit ist, weiß ich nicht. Jedenfalls fiel es mir auf, daß man vielfach den Hals entblößt trug, und am meisten erstaunte mich eine junge Dame, die unter einer spinnewebenleinenen Hülle bedeutend mehr zeigte, als es der vorschriftsmäßige Ausschnitt auf den Hofbällen gestattet. Und nun erst die Hüte! Man schimpft viel über die Ungeheuer, mit denen die Damen ihre Häupter zu belasten pflegen; aber ich muß doch sagen, daß der Gesamteindruck dieser Hüterevue kein un-

übler war. Vielleicht, weil man die Kopfbedeckung mit dem Sommer in Einklang zu bringen sucht: Federschmuck ist verpönt; dafür blühen auf den Hüten alle Blumen eines wohlgepflegten Gartens, blonde Ähren neigen sich über die Ränder, grüne Ranken umkränzen ganze Rabatten, Winden umschlingen phantastisches Mooswerk, Erdbeeren und Kirschen locken zum Pflücken.

Auch in der Kaiserloge leuchteten helle Farben. Die Kaiserin selbst war in einem chamois getönten Spitzenkleide erschienen, Prinzessin Eitel Friedrich in Mattlila, Prinzessin August Wilhelm in hellem Kirschrot, Prinzessin Viktoria Margarethe in Rosa, Prinzessin Viktoria Luise in Weiß. Der Kaiser und Prinz Eitel Fritz trugen die Uniform der Leibgardehusaren mit weißen Beinkleidern, die übrigen Prinzen Infanterieuniform. Auch Fürst Pleß, der Präsident des Unionklubs, hatte die rote Attila der Leibgardehusaren angelegt, und mit ihm begrüßten Graf Lehndorff, Herr von Oertzen, Major von Goßler und Rittmeister Wolff als Vorstandsmitglieder des Klubs den kaiserlichen Protektor. Ein Schwarm von Hof- und Palastdamen folgte, unter ihnen die Fürstin Solms, die Gräfinnen Eulenburg, Pückler, Redern, Rantzau, Wedel, Schlieffen, Fräulein von Gersdorff, Fräulein von Veltheim, Fräulein von Oertzen und von Stromberg. Es wimmelte von bekannten Erscheinungen; man sah den Fürsten Salm-Horstmar, Herrn v. Oettingen aus Trakehnen, den behäbigen Präsidenten des Herrenhauses Baron Manteuffel, den Grafen Dönhoff, den General von Kleist, den Zeremonienmeister von Rosenberg, sah auch ein paar Minister und Diplomaten und inmitten unserer Offiziere den militärischen fernen Osten, Vertreter von China und Japan. Auch der Herzog von Ratibor fehlte nicht und erst recht nicht der Graf Alvensleben-Neugattersleben, trotz des Graus seines stattlichen Vollbarts noch immer von schlanker Eleganz und beweglichem Sichgeben.

Von dem Ergebnis der Rennen brauche ich nicht mehr zu erzählen: der Telegraph hat diesen Plauderbericht längst überholt. Mich interessierte aus verwandtschaftlichem Interesse besonders die kapriziöse „Erzherzogin", auf der ihr Besitzer, mein Neffe Fritz von Zobeltitz von den zweiten Gardeulanen, sich

schon manchen Preis geholt hat. Auch diesmal schien sie beim Großen Armee-Jagdrennen vielleicht siegen zu wollen. Anfänglich hielt sie sich noch ein bißchen zurück, und auch ihr Reiter schien keine rechte Lust zu verspüren, sich die Geschichte zu Herzen gehen zu lassen; aber dann wachte der Ehrgeiz in beiden auf, und auf einmal war die „Erzherzogin" mitten im Felde und ein paar Minuten später allen anderen vorauf. Aber es dauerte nicht lange. Zwei waren da, die leichteres Gewicht zu tragen hatten, und plötzlich erschien eine sächsische Reiteruniform an der Spitze: Leutnant von Lücken auf „Melton Pet" hatte die „Erzherzogin" überflügelt; dann preschte auch Leutnant Freyer auf „Gay Paris" vor, so daß Neffe Fritz sich diesmal mit dem dritten Preise begnügen mußte. Die drei Sieger wurden zum Kaiser befohlen, der ihnen seine Glückwünsche aussprach. Sachsen hat diesmal überhaupt gut abgeschnitten: auch beim Prinz von Preußen-Erinnerungsrennen gingen drei sächsische Offiziere als Erste durch das Ziel, unter ihnen als Dritter der Major Karl von Wuthenau, der eine Gräfin Chotek, Schwester der Gemahlin des österreichischen Thronerben, zur Gattin hat. Merkwürdig war übrigens die Stille am Totalisator. Nur die unverbesserlichen Jeuratzen waren zur Stelle und machten gute Geschäfte.

Das Märchenmodell des Professors Graef

6. August

Wie die Zeitungen berichten, ist kürzlich gegen eine gewisse Bertha Stein wegen Diebstahls einiger Ansichtskarten vor dem Amtsgericht in Rixdorf verhandelt worden. Die Sache wäre nicht weiter interessant gewesen, wenn diese Bertha Stein nicht eine geborene Rother wäre: nämlich Bertha Rother, das berühmte „Märchen"-Modell des Professors Graef ... Die ganze tragikomische Geschichte, die sich vor fünfundzwanzig Jahren abspielte, wird in uns Älteren wieder lebendig. Graef war ein tüchtiger Historienmaler aus der Schule Hildebrandts und Wilhelm von Schadows; sein Auszug ostpreußischer Landwehr und sein in der Nationalgalerie hängendes Bild der Ferdinande von Schmettau, wie sie ihr schönes

Haar als Spende für das Vaterland opfert, sind Gemälde, die sich durch Schlichtheit der Komposition und durch gediegene Technik vorteilhaft auszeichnen. Auch unter Graefs Porträts findet sich manches Treffliche, z. B. das Roons, das gleichfalls der Nationalgalerie angehört. 1879 erregte seine „Felicia“ Aufsehen: ein nacktes Frauenzimmer, das sich auf schwellendem Lager rekelt, und bald darauf folgte das „Märchen“: ein ebenfalls hüllenloses Mädelchen, das soeben dem Wasser entstiegen ist, in dem es sich aus einem Fischweibchen in die Menschlichkeit verwandelt hat ... Die Kritik verurteilte meines Erinnerns beide Bilder schonungslos und betonte, daß Graef auf einen, seiner Begabung nicht zusagenden Abweg geraten sei. Das war aber noch nicht alles. Plötzlich hieß es, daß sowohl gegen den Professor wie gegen sein Modell ein Prozeß wegen Meineids eingeleitet worden sei; die Rother wurde sogar in Untersuchungshaft genommen. Gegen Graef war die Beschuldigung des Meineids erhoben worden, weil er geleugnet hatte, mit seinem Modell ein unerlaubtes intimes Verhältnis gehabt zu haben, und die Rother sollte zudem noch wegen Anstiftung zum Meineid bei ihrer jüngeren Schwester Anna zur Verantwortung gezogen werden. Beide wurden freigesprochen: die Rother ohne weiteres, der Künstler unter einer Verklauselung, die er im gesellschaftlichen Leben noch recht bitter empfand. Der alte Herr mit dem wallenden weißen Bart war von da ab wie gebrochen. Bertha Rother aber wurde zur Berühmtheit, und ihre Aktphotographien, die in allen Kunsthandlungen unter der Hand verkauft wurden (in Italien sah ich sie öffentlich ausliegen), gingen reißend ab. Irre ich nicht, so verheiratete sie sich später mit einem mecklenburgischen Gutsbesitzer — und jetzt besitzt sie einen kleinen Papierladen in Rixdorf und sollte Ansichtskarten im Werte von einer Mark entwendet haben. Sie beschwor, daß es sich nur um einen Irrtum gehandelt habe, und das Gericht war denn auch milde und verurteilte die heftig Weinende zu einer geringen Buße. Immerhin hat man wieder einmal von dem „Märchen“ Graefs gesprochen — und die alten Herren, die damals noch zur Goldenen Jugend gehörten, lächeln etwas wehmütig ...

Die Einweihung der Kaiserpfalz zu Posen

Posen, 21. August

Posen ist also nun glücklich zur Residenz erhoben worden — und es hat sich seine neue Würde auch etwas kosten lassen. Der Feiertagsschmuck, den es zu Ehren der Anwesenheit des Kaiserpaares angelegt hat, machte einen hübschen und würdigen Eindruck — wenigstens im allgemeinen; in den Einzelheiten hätte manche Überladenheit, mancherlei Zuviel vermieden werden können. Aber das neue Schloß steht im Mittelpunkt. „Einen Haufen Steine" haben mißgünstige Stimmen den Bau Schwechtens genannt. In der Tat ist das Schloß ein Meisterstück seines genialen Erbauers. Die alten trutzigen Kastelle Süditaliens mögen ihm vorgeschwebt haben; in der Durchbildung der Einzelarchitekturen ist auch wohl die Ornamentik rheinischer Bauwerke vorbildlich gewesen. Der Gesamteindruck dieses gigantischen Schlosses mit seinem festen Seitenturm und seinen zahlreichen stilistischen Feinheiten ist ein überwältigend starker, und da die umliegenden öffentlichen Gebäude gleichfalls in romanischem Stil gehalten sind, so kommt eine Harmonie zum Ausdruck, die von unvergleichlicher Wirkung ist. Wahrhaftig, Posen kann stolz sein auf diese wundervolle Schöpfung! —

Es störte nicht, daß das Festkleid der Stadt auch seine Löcher hatte. Polnische Heißsporne hatten ihre Häuser schmucklos gelassen und zeigten am Illuminationsabend dunkle Fensteraugen. Nur daran merkte man, daß hier unten im Osten der alte Kampf noch nicht ausgekämpft ist. Sonst störte kein Mißton das frohe Leben des Feiertages. Ein hübsches Bild: nach kurzen Regengüssen blauer Himmel und Sonnenschein; auf den Tribünen eine bunte Menschenfülle, Zylinderhüte und die lichten Sommertoiletten der Damen; vor dem Schloßgitter in Reih und Glied die Reserveoffiziere der Stadt; gegenüber in ungezwungenem Hin und Her die Notabeln der Provinz. Daß Preußen ein Militärstaat ist, merkte man auch heute wieder. Wer Uniform tragen darf, hat sie angelegt. Alte Herren schauen verzückt auf die Leutnantsepauletten ihrer Schultern; junge Hechte begeistern sich am Klirren ihres Säbels. Man weiß, daß der Kaiser es liebt, wenn seine Umgebung an derlei Tagen die

Uniformen hervorsucht. Auch eine Anzahl Hofchargen hatte infolgedessen an Stelle der vergoldeten Patentbretter ihrer Höflingskleidung die alte Uniform ihrer früheren Regimenter angelegt. Der Oberstkämmerer Fürst Solms-Baruth erschien als Gardedragoner, der Oberstmarschall Fürst zu Fürstenberg als General, der neuernannte kaiserliche Hofmarschall vom Dienst Graf Henckel-Donnersmarck als Gardekürassier. Und unser Reichskanzler als Major; aber das Dragonerblau kleidet ihn gut, und das Gold des Kragens gibt seinem Gesicht lebhaftere Färbung.

An der Kaponniere hat sich die Begrüßungsszene abgespielt. Der Oberbürgermeister Dr. Wilms, heute zum ersten Male im Gleiß der ihm verliehenen güldenen Amtskette, hat seine Ansprache gehalten, sein niedliches Töchterchen der Kaiserin den üblichen Blumenstrauß überreicht. Und der Kaiser hat gedankt und Posen zur Residenzstadt erhoben. Das ist im Nu bekannt geworden: auf Adlerschwingen hat die Mär sich verbreitet: getreue Posener Herzen schlagen heftiger, und in den Adern der Stadtverordneten pulst das Blut siedendheiß. Nun beginnen die Glocken auf allen Türmen zu läuten, und in der Ferne ertönen gedämpfte Hurrarufe: das ist der Moment, da der kaiserliche Sonderzug in den Bahnhof eingelaufen sein muß ... Noch zehn Minuten: das brausende Hurra klingt näher und näher; es schwillt zu mächtigen Akkorden an. Alle Häupter entblößen sich; die Offizierskette gegenüber nimmt Stellung ein, die Hacken klappen zusammen, die rechten Hände fahren an Helme, Tschapkas und Bärenmützen. Töfftöff . . . das erste weißlackierte Automobil bringt uns das Kaiserpaar: den Kaiser in der Uniform der „Pferdejäger", neben sich die hohe Frau, dunkel gekleidet, noch in Trauer, aber auch in blühender Gesundheit — und nun will die Begeisterung des Volkes kein Ende nehmen . . . Auto um Auto faucht und rasselt heran: Kronprinz und Kronprinzessin — Prinz Eitel Friedrich als Kommandeur seiner Leibgardehusaren zur Seite seiner Gemahlin — die Prinzen August Wilhelm und Oskar — und dann der lange Zug der Suite: die Hofchargen, die Stallmeister, die Damen der Begleitung — es ist nicht zu sagen, wie schön es ist . . .

Dann kommt der Abend heran, und an den Fenstern flammen die Lichter auf, und vor dem Schloß und am Oberwall stauen sich wieder die Menschenmassen: die Anfahrt zur Galatafel beginnt. Das Oberhofmarschallamt hat allerlei Schwierigkeiten zu bewältigen gehabt: die Festräume im Schloß sind zwar groß, aber doch nicht groß genug, um die ungeheure Fülle aller derer, die nach Gesetz und Recht der Etikette geladen werden müssen, in gehöriger Feinheit aufzunehmen. Daher sind zur großen Galatafel nur Herren befohlen worden: die Damen haben am Sonntag und Montag Audienz bei der kaiserlichen Herrin, und die Kammerherren und Hofdamen haben bereits Stichzettel verausgabt, damit in der Unterhaltung keine Lücken entstehen... Lieber Leser, weißt du, was ein solcher „Stichzettel" ist? Er enthält die Namen der Vorzustellenden und dahinter in Klammerung ein paar charakteristische Beiwörter. Zum Exempel: „Baronin von X., Gattin des neuernannten Kammerherrn. (Hat fünf Töchter und zwei Söhne. Ältester Sohn China, Auszeichnung. Jüngster Husarenleutnant, etwas leichtsinnig. Eine Tochter Gräfin Y., Nichte des Landtagsmarschalls. Baronin sehr wohltätig; Ölbergstiftung; schönes neues Schloß; Vorsitzende der X.-Ypsilonschen Stiftung für verarmte adlige Mädchen. Jüngste Tochter noch Backfisch, Ähnlichkeit mit Urgroßmutter Gräfin H. [Friedrich Wilhelm IV.])" . . . Oder meinetwegen: „Fräulein Cyrilla Posener (getauft; Vater Geheimer Kommerzienrat, Mittelpartei, sehr einflußreich; eventuell Namensänderung, will seinen Besitz bei Schievelbein fideikommissarisch festlegen; Tochter häßlich, etwas schielend, aber vortrefflich erzogen)" . . . Natürlich — das sind nur fingierte Notizen; aber so ungefähr kriegen jeder und jede, die unter den Gleiß höfischer Sonne treten wollen, ihre Laufzettel mit. Und warum auch nicht? Ist es nicht ganz verständlich, wenn eine hohe Frau wissen will, wer Fräulein Cyrilla Posener ist, und wenn ein hoher Herr eine Ahnung davon haben möchte, aus welcher Familie sein allerneuester Kammerjunker stammt? . . .

Aber, wie gesagt: zur großen Galatafel sind nur Herren geladen. Im Vestibül nach dem Oberwall zu und in der prachtvollen Treppenhalle sammeln sich die Gäste. Sieh, teurer Leser,

diesen alten Herrn in blauer Husarenattila mit silberner Verschnürung, sicher ein Siebziger, der etwas schwerfällig die Treppe hinaufsteigt, dessen Gesicht aber männiglich kennt, der im politischen Leben der Zeit seine Anknüpfungspunkte gefunden hat: Manteuffel, der Unentwegte. Und hinter ihm ein anderer Alter mit zahllosem Blinkblank äußerer Ehrung: Herr Jordan von Kröcher. Und dann einer im roten Waffenrock der Johanniter, den abenteuerlichen Rinaldinihut in der Rechten: Herr Heinrich von Tiedemann, der Schlußpunkt der Hakatisten. Und dann eine schlanke elegante Erscheinung im silbergestickten Frack der Räte erster Klasse, ein elastischer Herr mit leicht ergrautem, klugem Diplomatenkopf: der Landeshauptmann von Posen: Dr. von Dziembowski. Und dann der und jener — die Junker des Landes, die nach Ansicht wütig liberaler Zeitungsschreiber, namentlich solcher, die auch nicht die blasseste Ahnung vom Wert und Wesen des Junkertums haben, in ihrem ganzen Leben nichts tun als ihre Arbeiter schikanieren und Champagner trinken, und unter diesen Junkern vom alten Schlage ganz prachtvolle Gestalten, die einen Fontane begeistert haben würden.

Die Säle füllen sich, immer buntfarbiger wird das Bild. Die höchsten Hofchargen treten in Aktion, zahlreich sind die Scharlachröcke der Posenschen Johanniter, die sehr geschmackvollen Ständeuniformen der Provinz, die goldenen Brustseiten der Kammerherren; neben den dunklen Talaren der evangelischen Geistlichkeit leuchten violette Soutanen. An interessanten Persönlichkeiten ist kein Mangel. Der Herr im roten Frack der päpstlichen Kämmerer mit den Insignien eines hohen vatikanischen Ordens ist der Vizepräsident Dr. Porsch, und der priesterliche Herr, mit dem er soeben plaudert, der Posener Weihbischof Dr. Likowski, ein Mann mit klugen Luchsaugen im intelligenten Gesicht. Die Plazierung an der Tafel ist charakteristisch für die Bedeutung des Festes. Dem Kaiserpaar gegenüber sitzt natürlich der Major-Reichskanzler, rechts von ihm der Obersttruchseß Fürst Radolin, unser bisheriger Gesandter in Paris, links der Fürst Ferdinand Radziwill, der gemäßigte, immer vorsichtige, aber auch immer zielbewußte Führer der Polenpartei. Neben dem Grafen Hutten-Czapski, der die Attila seiner alten Husaren

trägt, hat der Weihbischof Platz genommen, und boshafte Stimmen raunen sich in das Ohr, daß die beiden auch zusammengehörten. An den Enden der Quertafel, den Kaiserplätzen gegenüber, sehen wir den Erbauer des Schlosses, Geheimrat Schwechten, neben dem Polizeipräsidenten von Heyking, und auf der anderen Seite den Oberbürgermeister Dr. Wilms neben dem Prinzen Heinrich Schönburg und dem kleinen liebenswürdigen Prinzen Hermann zu Stolberg-Wernigerode, seit kurzem ein Schwager des Großherzogs von Hessen. Und nun beginnt das Diner, dessen Menü der verehrten Leserin nicht vorenthalten werden soll. Es lautete unter der hübschen Doeplerschen Vignette wie folgt: „Posen, den 20. August 1910. Königliche Mittagstafel. Kaiser-Suppe. Lachsforellen. Lammrücken garniert (1893er Kiedricher Auslese). Getrüffelte Gänseleberschnitten (1904er Heidsieck & Co.). Poularden, Früchte, Salat. Artischockenböden mit Mark (1878er Chateau Gruaud Larose). Haselnußbombe. Käsestangen. Nachtisch." Bei manchem Geheimen Kommerzienrat speist man üppiger. Aber es schmeckte gut; nur die Forellen waren etwas zerkocht und der Kiedricher zu knapp — doch nahm's keiner übel, auch nicht der hervorragende Mitbürger aus Meseritz oder Neutomischel, der gern noch ein zweites Glas getrunken hätte.

Indessen konzertierte im großen Festsaal die Musik. Nach dem dritten Stück hielt der Kaiser seine schon telegraphisch verbreitete Rede: ein schlicht gesprochener Dank an alle, die sich um den Bau des Kaiserschlosses verdient gemacht hatten, und ein Hurra auf die Provinz — nichts weiter. Viele mag die Rede enttäuscht haben; man hatte wohl anderes erwartet. Wer im benachbarten Wisbysaal untergebracht worden war, hörte überhaupt kein Wort, denn in dem Augenblick, da sich nebenan der Kaiser erhob, erschien ein alter Hofsekretär und schloß die Türen. Schwapp — — da saßen nun an hundert Gäste und vernahmen nichts von dem, was der hohe Gastgeber sagte. Auch im Wisbysaal waren genügend diensttuende Kammerherren verteilt, aber keiner von ihnen kam auf die Idee, dem übereifrigen Hofsekretär zu bedeuten, daß die merkwürdige Absperrung unmöglich den Intentionen des Kaisers entsprechen könnte. Die Verblüffung war groß — sie nützte nur nicht viel . . .

In kaum mehr als Dreiviertelstunden war zu Ende serviert. Nun begann in den Nebenräumen der Cercle. Der Kaiser empfing in rascher Reihenfolge unendlich viel Leute. Fürst Solms, der Oberstkämmerer, rückte seine große, in Horn gefaßte Brille auf die Nase und suchte nach den neu ernannten Kammerherren und Kammerjunkern: den Majoratsherren von Stiegler, von Kalckreuth, von Willamowitz-Möllendorf und von Ohnesorge. Inzwischen plauderte der Kronprinz mit Bischof Likowski und Prinz Eitel Friedrich mit einem anwesenden Schriftsteller, die Kaiserin mit Exzellenz Rheinbaben und dem Landtagsmarschall von Schlichting, während ein paar ganz Kluge den Leutnant auf der Schloßwache besuchten, um dort in der Stille ein paar Züge rauchen zu können. Um neun Uhr begann der Zapfenstreich, und die Gäste verteilten sich. Nur ein kleiner Kreis blieb zurück und durfte in späterer Stunde noch ein Glas Bier mit dem kaiserlichen Herrn trinken.

Der Sonntag-Nachmittag war für die Damen der Provinz reserviert, die der Kaiserin vorgestellt wurden. Am Abend fand vor dem Schlosse eine Serenade statt, die dem Kaiser so ausgezeichnet gefiel, daß er sich von zwei Stücken Wiederholung erbat. Am Montag früh endlich besuchte die Kaiserin, während strömender Regen rann, das Augustahospital — und so geht die Zeit der Feiern allmählich zu Ende. Einen bemerkenswerten Einschnitt in der politischen Behandlung der Polenfrage bildet sie gewiß nicht. Die ältere Generation ist diplomatisch geworden und hält sich klüglich zurück. Fanatischer als sie ist die polnische Jugend, und daß dieser Fanatismus nicht erlösche, dafür sorgen die beiden gefährlichsten Elemente im Kampfe gegen das Deutschtum: die Presse und die Klerisei.

Zarenbesuch in Potsdam — Hofjagd im neuen Revier

8. November

Der Besuch des Zaren in Potsdam interessierte natürlich auch in Berlin — nur merkte man nicht viel davon. Die Sozialdemokraten haben sich selbstverständlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen und sich zu der üblichen Pro-

testversammlung zusammengefunden. Wäre es nicht gar zu ekelhaft, immer wieder die alten törichten Phrasen zu hören: man könnte über diese Hanswurstgebärdung lächeln. Wir haben keinen Zeus Xenios, der über das Gastrecht wacht wie bei den alten Griechen; aber wir leben in einer Kultur, die das Gastrecht genau so achtet wie es zu Zeiten des Perikles der Fall war — und wahrhaftig, die Röte der Scham muß uns ins Antlitz steigen, wenn wir hören, daß es Mitbürger gibt, die in infamer Schändung aller Begriffe von Gastlichkeit sogar politische Ambitionen sehen. Freilich — was bedeuten die tausend Menschen, die der Resolution des Herrn Hoffmann zugestimmt haben? Sicher nicht viel in einer Millionenstadt; und doch wird man ein Gefühl widrigen Unbehagens nicht los, wenn man daran denkt, wie der Instinkt des Gemeinen künstliche Züchtung erfährt, ohne daß es sich ermöglichen läßt, der Entartung der Gemüter wirkungsvoll entgegenzutreten.

Das neue Jagdrevier, in dem die Hofjagd zu Ehren des Zaren stattfand, umfaßt eine meist aus Nadelwald bestehende Forst von über fünftausend Hektar, die der Oberförsterei Oranienburg unterstellt ist. Bei einem Besuche Oranienburgs im letzten Frühjahr bin ich stundenlang am Gatter umhergestreift, das sich vom Sanatorium Birkenwerder nördlich über die Briese, am Bahnhof Borgsdorf vorüber dicht an der Bahn nach Forsthaus Lehnitz und bis an die Nordostecke des Lehnitzsees hinzieht. Im Osten berührt es das Forsthaus Wensickendorf, die Steinerne Brücke und Dammsmühle, im Süden Forsthaus Summt und Bergfelde. Das Wild wurde Mitte der neunziger Jahre zumeist aus dem Grunewald hierher übergeführt und ist bisher sorgfältig geschont worden, so daß es sich stark vermehrt hat. Das ganze Gebiet wurde umlappt; zahlreiche Wildkanzeln bieten den Jagdgästen Gelegenheit, den Antrieb der Tiere abzuwarten. Das Revier ist übrigens auch reich an landschaftlicher Schönheit. Es trägt nicht den eigentümlich melancholischen Charakter unserer märkischen Kiefernforsten, den Willibald Alexis in seinen vaterländischen Romanen so köstlich zu schildern weiß. Weil überall zwischen dem Nadelgrün versprengtes Buchen- und Eichenlaub schimmert, das jetzt zur Herbstzeit in leuchtenden

Farbengruppen zusammensteht, astlos bis auf den breit ausladenden dunklen Wipfel, kann man bei gewissen Beleuchtungen, zumal im Brand der Abendsonne und bei Mondenschein, an ein italienisches Landschaftsbild denken. Am Flußlauf steigt überall die wild angesämte kerzenschlanke Else empor, und zwischen den Farren knäuelt sich blaugrüner Wacholder zusammen, hie und da in phantastischen Formen, zuweilen auch zypressenähnlich oder wie die Pyramiden des Lebensbaumes. Für das Getier ist das neue Jagdrevier ein idealer Aufenthalt. Vielleicht hat man bereits etwas zu lange geschont; jedenfalls war es an der Zeit, mit dem Abschuß zu beginnen.

Daß die Absperrungen mit ziemlicher Strenge vorgenommen wurden und werden mußten, ist erklärlich, wenn man an die Hetzarbeit der Sozialdemokraten denkt. Sie waren, der Umsicht und dem Entgegenkommen des Landrats Grafen Rödern zudank, aber immerhin nicht so, daß das Publikum an den Einfahrtsstellen den Zaren und die übrigen fürstlichen Gäste nicht hätte bequem sehen können. Und da war es denn wiederum wie ein Protest gegen das widerliche Gebaren der Roten, daß die Menge die beiden Kaiser mit hellen Rufen begrüßte. Nun ist auch dieser Zarenbesuch vorüber; nur die berufsmäßigen Wettermacher sind noch an der Arbeit und stellen ihre Prognosen und üben sich in Prophezeiungen . . .

Paris auf der Bühne — Die Poiretschen Mannequins — Neue Lokale
23. November

Vor kurzem ging die Notiz durch die Blätter, irgendeine schriftstellerische Vereinigung habe sich in einer Eingabe an die Theaterdirektoren gewandt, die sichtliche Bevorzugung der ausländischen Produktion einzuschränken. Soviel ich weiß, lag dieser Notiz ein Irrtum zugrunde. Die Eingabe wäre auch an die falsche Adresse gegangen, denn die Direktoren sind schließlich nur die ausübende Gewalt des Publikumgeschmacks. Wenigstens im allgemeinen. Die Berechtigung, sich Erzieher des Volkes zu nennen, haben sie längst verloren: daran können auch die sogenannten „literarischen" Expe-

rimente, mit denen sie sich zuweilen befassen, nichts ändern. Solche Experimente waren die „Oedipus"-Aufführungen im Zirkus Schumann und im Ausstellungstheater. Dort höchstes Raffinement ganz moderner Regiekunst, hier primitivster Stil nach klassischem Muster. Noch böser war ein unliterarisches Experiment, das sich Reinhardt jüngst in seinen Kammerspielen gegönnt hat. Ich habe über die neue Komödie von Capus „Der verwundete Vogel" schon kurz berichtet. Ein Mann von literarischen Ambitionen hat dies Unding ins Deutsche übertragen, ein Mann wie Reinhardt hat es mit allen Finessen in Szene gesetzt, eine auserlesene Schar von Darstellern hat es gespielt; aber alle diese Mühen waren umsonst verschwendet. Das Publikum freilich war artig genug, der vollendeten Darstellung seinen Beifall nicht zu versagen, und begann nur gegen Schluß hin ein wenig unruhig zu werden. Doch auch dieser Beifall ist keine Antwort auf die Frage: was kann Reinhardt veranlaßt haben, einen solchen Schmarren in das Repertoire aufzunehmen? Daß er ein feinfühliger Theaterleiter ist, hat er oft genug bewiesen; es ist ganz unmöglich, daß ihn an der Capusschen Komödie irgend etwas gereizt und gelockt haben kann. Natürlich kann sich auch der geschickteste und umsichtigste Direktor gelegentlich einmal vergreifen — „beim Theater kommt gewöhnlich alles anders," soll Laube oder Dingelstedt gesagt haben. Aber in diesem Falle lag der Minderwert des Dramas so klar zutage, daß eine Irrung eigentlich kaum denkbar ist — oder aber: Reinhardt muß sich in Repertoireverlegenheit befunden haben und auf den Gedanken gekommen sein, daß das Französische, auch wenn es nichts taugt, bei uns immer vom Glück begünstigt ist. Vielleicht hat er sich auch nur aus diesem Grunde mit der Einstudierung des blasierten Piepmatzes solche Mühe gegeben und sich die Inszenierung etwas kosten lassen. Der zweite Akt spielt in den Salons eines Ministers und bringt als sensationellen Aufputz ein Dutzend Poiretscher Mannequins. Seitdem der berühmte Schneidersmann seine lebendigen Modelle zu Gerson geschickt hat, lebt er in aller Munde, und wenn man seinen Namen vor einer Dame ausspricht, kann man gewiß sein, daß sie sofort ein bewunderndes „Ah —aaah!" ausstoßen wird. Mit

diesen Poiretschen Moden ist es eine eigene Sache. Gar nicht zu leugnen ist, daß der Mann Phantasie, Geschmack und einen ausgeprägten Farbensinn besitzt. Die Drapierung der Stoffe atmet immer künstlerisches Geschick, die Mode der Turbantücher ist sehr reizvoll (wenigstens bei bestimmten Erscheinungen). Aber sieht man eine ganze Anzahl Poiretscher Toiletten beisammen, dann ändert sich das Gesamtbild sofort. Was im einzelnen entzückend ist, wirkt in der Masse wie eine beabsichtigte Übertreibung, wie Groteske und Karikatur. Das war auch neulich in dem Reinhardtschen Bühnenbilde der Fall, trotzdem man mit großer Vorsicht Farbe, Glanz und Reichtum der Kostüme gegeneinander abgewogen und abgetönt und sie mit den einzelnen Erscheinungen in harmonischen Einklang gebracht hatte. Ich glaube deshalb nicht, daß diese neue Modeschöpfung selbst für kürzere Zeit Allgemeingut unserer Damenwelt werden wird, zumal ihr auch eine ästhetische Häßlichkeit anhaftet: die Verengerung des Rockes nach unten hin, die ein freies Schreiten unmöglich macht. In dem Salonakt des Capusschen Dramas konnten die Damen nur trippeln wie junge Entlein oder halbflügge Bachstelzen. Und dann noch etwas: setzt sich die Dame und ist dabei nicht von ängstlicher Vorsicht, so rutscht der kurze Rock unfehlbar nach oben und zeigt außer dem Schuh auch ohne weiteres eine stattliche Zone Strumpf. Das kann seine Reize für ein Männerauge haben, wird der Dame aber nicht immer genehm sein. Die tunesische Jüdin ist nicht so scheu und zeigte ihre Beine frei und frank; bei uns ist man vorurteilsvoller, selbst wenn die Strümpfe von seltener Schönheit sind und auch die Füllung danach ist . . .

Merkwürdig, wie „so'n bissel Französisch" noch immer auf uns wirkt! In letzter Zeit sind hier drei große neue Lokale entstanden. Das eine, ein riesiger Musikstall, nennt sich „Clou"; das zweite, ein Nachtrestaurant im Genre von Riche, hat sich „Trocadéro" getauft; das dritte, eine Gastwirtschaft für die oberen Zehntausend am Kurfürstendamm, heißt „Sanssouci". Nun frage ich jeden Menschen, der Gefühl und Verständnis für die eigene Muttersprache hat: war es notwendig, daß diese drei neuen Lokale sich fremdländische Namen zulegten? Bei

„Sanssouci" könnte man an den Alten Fritz und sein Ohnesorge bei Potsdam denken; das wäre aber beinahe Majestätsbeleidigung. „Trocadéro" ist spanischen Ursprungs, doch völlig in die französische Sprache übergegangen. Total blödsinnig ist der Name „Clou", der sich erst auf dem Umwege des Boulevardjargons zu dem Begriff des Höchsten, des Gipfels, der Sensation ausgebildet hat. Zu einem Musiksaal paßt er ganz und gar nicht; seine Wahl kann nur auf eine Geschmacksverirrung ohnegleichen zurückgeführt werden. Trocadéro ist ebenso verrückt. So hieß ursprünglich ein Fort im Osten von Cadiz, das die Franzosen 1823 eroberten, um später nach diesem Siege einen Platz in Paris, auf einer Anhöhe gegenüber dem Champ de Mars, zu benennen, auf dem man bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1878 ein Palais in orientalischem Stil erbaute, in dem dann ein Museum eingerichtet wurde. Aber was hat das Fort bei Cadiz um Gottes willen mit einem Restaurant zu tun, in dem die billigste Flasche Sekt zwanzig Mark kostet und auch die Damen ihren Preistarif haben? Ich vermute, daß sich der Besitzer des Lokals, als er ihm den schönen Namen verlieh, über diesen überhaupt nicht klar geworden, sondern daß er ihn nur gewählt hat, weil er ein Fremdwort ist. Und das ist eben das Skandalöse, daß man in allem Fremdländischen bei uns einen Lockreiz sieht. Weiß Gott, es ist ekelhaft . . .

1911

Courtoiletten im Schlosse

20. Januar

Die erste große Defiliercour im Schlosse hat den üblich glanzvollen Verlauf genommen, wie ich ihn in früheren Jahren des öfteren schildern konnte. Der Kaiser war diesmal nicht in Generalsuniform erschienen, sondern trug den roten Galarock der Gardedukorps mit dem Bande und den Abzeichen des Schwarzen Adlers, die Kaiserin eine lichtrosa Robe mit silbernem Devant. Das Defilee wurde wie immer von den Damen der Diplomatie eröffnet und damit begann auch der Reigen der Toilettewunder. Frau von Bethmann Hollweg erschien in Blau mit türkisfarbener, silbergestickter Sammetschleppe, Frau von Breitenbach in hellblauem Brokat mit gleichfarbiger Sammetschleppe, Frau von Salza in Mattgrün mit Goldauflagen, Frau von Hegermann in weißem Atlas, ebenso Frau von Varnbüler; Frau von Brandenstein trug zu einem wahren Poëm aus Spitzen und Silbertüll eine rosa Sammetschleppe, Gräfin Szögyeny eine grünsammetne Tunika mit reicher Goldstickerei, Frau Wermuth lila Seide mit einer Schleppe aus lila Damast, in die Rosen eingestickt waren.

Wer der Cour nicht beiwohnte und doch den Anblick der Gesellschaft genießen wollte, konnte dies nach beendeter Festlichkeit im Hotel Esplanade in aller Bequemlichkeit tun. Da die Büfetts im Schlosse bei derlei Gelegenheiten von jungen Offizieren belagert zu werden pflegen, es jedenfalls für die Damen nicht gerade leicht hält, eine Erfrischung zu erwischen, so hatte

man schon im vorigen Jahre den Versuch gemacht, sich nach der Cour in den vornehmen Räumen des genannten Hotels materiell ein wenig schadlos zu halten. Diesmal hatten sich über vierhundert Personen eingefunden; es war eine förmliche Invasion von strahlenden Uniformen und glitzernden Toiletten. Natürlich überwog die Uniform: die ganze Garde war vertreten, und auch Graf Praschma, der redegewandte Führer des Zentrums, hatte den weißen Koller seiner alten vierten Kürassiere wieder hervorgesucht. Kammerherren in Fülle, dazu die roten Koller der Johanniter und auch ein weißer Rock der Ballei Utrecht. Fracks nicht allzu viele; Mr. Hill erschien in dem schwarzen Männerspitzkleid und trug nach amerikanischer Gepflogenheit auch keinen Orden. Es wurde an kleinen Tischen soupiert und es wurde auch bald lebendig. Wer alles da war, läßt sich in wenigen Zeilen nicht beschreiben. Ich sah u. a. den Baron Greindl, Exzellenz Geschow von der bulgarischen Gesandtschaft, Botschafter Cambon mit einigen seiner Herren, Sir Goschen, Exzellenz Pansa, Exzellenz Theodoky, Baron Gevers, Herrn von Ditten, Dr. Beldiman mit Gattin (in schöner mauvefarbener Crêpe-de-Chine-Toilette), Herrn von Bernabe, Nisam-Pascha und seinen Militärattaché, den vielgenannten Enver-Bei (seltsamerweise nicht in Uniform, sondern im Frack). Und vom Hochadel die Fürsten Fürstenberg, Stolberg-Wernigerode, Pleß, Lynar, Münster, — um nur einige Namen zu nennen. Es war wiederum ein reizvolles Bild und konnte wohl einen Maler locken, zumal als dem Souper auch noch ein Tanz folgte, an dem sich die ganze Jugend beteiligte.

Fasching — Herr von Jagow und Frau Durieux

7. März

Auf meiner Rückreise von Meran schneite ich in München gerade in den Abschiedstrubel des Faschings hinein. Wer den süddeutschen Karnevalsübermut nicht kennt, der hat zunächst das Gefühl, sich plötzlich in eine Stadt versetzt zu sehen, in der die Bewohner mehrerer Irrenhäuser ausgebrochen sind. Schon auf der Droschkenfahrt vom Bahnhof nach

dem Hotel sah ich auf der Straße — und am hellichten Tage — unter den geschäftig eilenden Passanten die merkwürdigsten Erscheinungen: Pierrots, Landsknechte, groteskes Lumpengesindel und auch einen römischen Zäsaren, der ein Mädchen von der Heilsarmee am Arme führte. Ich hatte in meiner geringen Wertschätzung des Kalenders nicht daran gedacht, daß der Aschermittwoch nahe sei, und faßte mich zunächst vor den Kopf: ich hatte so ungefähr das Gefühl, als umfange mich ein Kubinsches Traumbild. Und dann fiel mir plötzlich ein: Karneval! — Natürlich: in Berlin wäre so etwas unmöglich. Ein paarmal ist es versucht worden. Vor dreißig Jahren lebte hier ein verdrehter alter Champagneragent, der nie anders als „Graf Dattenberg" genannt wurde, obwohl er einen viel schlichteren bürgerlichen Namen trug. Der war Kölner von Geburt und kam eines Tages auf die Idee, das rheinische Karnevalsleben nach Berlin zu verpflanzen. Aber ohne die Wesensart des Süddeutschen ließ sich die Sache nicht machen: der Berliner Karneval plumpste jämmerlich ins Wasser, nachdem es vorher am Schiffbauerdamm zu einer solennen Prügelei und verschiedentlichen Verhaftungen gekommen war.

Ich bin nicht der vielfach verbreiteten Ansicht, daß der Berliner roher sei als das Volk anderer Großstädte. Aber es fehlt ihm eine charakteristische Eigenschaft des Süddeutschen: der Sinn für harmlosen Humor. Er hat Witz und Schnoddrigkeit, auch Behagen an drastischem Ulk, doch nicht die Lust am Faschingsunsinn, der gelegentlich in Albernheit ausarten kann, aber nie zynisch und noch weniger brutal werden wird. Wirklich: ein Karnevalsleben wie in München ist bei uns eine Unmöglichkeit. Ich bin am Rosenmontag durch eine Anzahl Münchener Bierhäuser gestreift und habe mich köstlich amüsiert. Jedes Bräu bis auf das letzte Plätzchen gefüllt; alle Welt in Masken oder wenigstens mit ulkiger Kopfbedeckung; alle Welt von tobender Lustigkeit und ganz gewiß auch schon ein bißchen angeräuchert. Aber kein überwachender Polizist hatte nötig, mit gewaltigem Brüllorgan den Lärm zu übertönen und im Namen des Gesetzes die Hand verhaftend auf die Schultern rechts und links zu legen. Man sah überhaupt keine Polizisten.

Bei uns würden sie sichtbar sein — und müßten es wohl auch, denn der fröhliche Radau würde sich in Bälde zu fröhlicher Prügelei weiter entwickeln. Und dann würde sich auch der berühmte „Blaukoller“ regen, und der Schutzmann hätte ein neues Moabit vor Augen. Der Berliner Schutzmann ist allgemach zum Schreckgespenst Europiens geworden — und wer unbefangen urteilt, wird zugestehen müssen, daß er es nicht verdient. Aber im Hitzkampf des politischen Lebens ist die Unbefangenheit längst flöten gegangen. Auf der einen Seite preist man den Hüter der öffentlichen Ordnung über alle Gebühr und heftet ihm Engelsfittiche an die blauen Schultern, auf der anderen sieht man in ihm den Ausbund aller Greulichkeiten. Doch er ist weder Engel noch Teufel: er ist auch bloß ein Mensch, mit dem zuweilen das Menschliche durchgeht.

Sein Oberster ist Herr von Jagow, der jetzt schlimme Tage hat. Unser neuer Polizeipräsident hat sich zweifellos gut eingeführt. Die Ordnung der Verkehrsverhältnisse hat er in dankenswerter Weise geregelt, auch den Hutnadeln der Damenwelt ihre verletzende Spitze genommen. Der Taucherin Serene Nord ließ er ein paar Schleifen an das Kostüm heften, was nicht nötig war, ihr aber nichts weiter geschadet hat. Und dann ließ er zwei Hefte des „Pan“ verbieten, einer neuen, im Cassirerschen Verlage erscheinenden Halbmonatsschrift, die auf der literarischen Seite annehmbar ist, auf der politischen sich durch einen auf die Nerven fallenden Hetzton auszeichnet. Verboten wurde der „Pan“ wegen einiger Aufsätze aus Flauberts Jugenderinnerungen, die hie und da ins Gewagte fielen. Es gibt Gewagteres in der Literatur und man hätte Flauberts ganz pläsierliche Plaudereien deshalb ruhig passieren lassen können. Dann kam die Affäre mit Frau Durieux. Es ist klar, daß man als gefürchteter Polizeipräsident in allem Persönlichen doppelt vorsichtig sein muß. Es ist aber ebenso klar, daß der Brief des Herrn von Jagow an sich ohne Verfänglichkeit ist. Er ist außerordentlich höflich abgefaßt und enthält nichts als die Bitte, die Unterhaltung mit Frau Durieux bei der Generalprobe des „Riesen“ über alle möglichen Theaterangelegenheiten „fortsetzen“ zu dürfen. Hinter der Schlußwendung: „In hochachtungsvoller

Ergebenheit" fand ich freilich noch die Bitte, die Antwort nach dem Polizeipräsidium mit „Eigenhändig" adressieren zu wollen. Das ist entsetzlich. In diesem „Eigenhändig" wurde die Moral durch einen Hüter der Moral bedroht. Denn was heißt „Eigenhändig"? Doch nicht etwa, daß man unter einem Einlauf von Hunderten von Briefen, die durch Sekretäre eröffnet und gesichtet werden, einen einzigen als Privatbrief bezeichnet haben will (und ein Privatbrief kann sehr harmlos sein) — nein: ein „eigenhändig" zu eröffnender Brief muß notgedrungen immer in hohem Maße anrüchig sein! Die Beamten- und Kaufmannswelt weiß, wie viel mit „eigenhändig" signierte Briefe sie täglich erhält — und ich kann mir sehr wohl denken, warum Herr von Jagow sich unter dieser Bezeichnung die Antwort der Frau Durieux erbat: er wollte bei seinen Sekretären keine irrige Vorstellung erwecken. Auch Sekretäre sind nicht immer frei von erotischen Nebenwallungen.

Aber nun weiter. Frau Durieux fand den Brief verletzend. Er wäre verletzend gewesen, wenn Herr von Jagow gewußt hätte, daß sie verheiratet ist. Das war ihm unbekannt. So konnte als verletzendes Moment also nur die Bitte bleiben, ihr einen Besuch machen zu dürfen. Aber ist denn diese Bitte in der Tat etwas so Fürchterliches? — Es ist doch nicht gut anzunehmen, daß der Polizeipräsident von Berlin ihr sofort zu Füßen gestürzt sein würde und ihr seine heftige Liebe erklärt hätte. Der Polizeipräsident von Berlin kennt seine gefährliche Stellung ganz genau. Er weiß, daß Argusaugen um ihn wachen und ihn auf einer Schwäche zu ertappen suchen. Er wird den Teufel tun, sich in ein Techtelmechtel zu stürzen, das ihm binnen acht Tagen den Kragen kosten kann: er wird den Teufel tun. Ich bin mir ganz klar darüber, wie sich alles entwickelt hat. Er hätte sich gefreut, mit einer reizenden Frau noch ein Stündchen verplaudern zu können, und daß er sich dabei auf sein Zensoramt berief, war nur natürlich.

Aber gut: Frau Durieux hat die Anfrage übel genommen, und kein Mensch wird ihrer Empfindsamkeit zürnen können. Und da ihr Gatte, Herr Paul Cassirer, sowieso auf Herrn von

Jagow wegen der „Pan"-Verbote geladen war, so kann es ihm keiner verdenken, daß er sich hinsetzte und dem Polizeipräsidenten zurückschrieb, er verbäte sich jedwede Annäherung an seine Frau. Nun erfolgte, was unbedingt kommen mußte, Herr von Jagow schickte einen Freund zu Herrn Cassirer mit der Erklärung, eine unehrerbietige Annäherung hätte ihm absolut fern gelegen. Das war eine Entschuldigung, die Herr Cassirer akzeptierte — und damit war die belanglose Geschichte in allem Anstand erledigt und beigelegt.

Jawohl, das war sie. Herr Cassirer hat dies auch zweifellos gefühlt und hat seiner Aussage nach sich dagegen gesträubt, daß sie vor aller Öffentlichkeit noch unnötig breitgetreten werde. Anders aber dachten seine Freunde, dachte speziell sein Hauptmitarbeiter, der Kritiker Alfred Kerr, ein Mann, für den ich immer mancherlei übrig gehabt habe, weil in der Fülle seiner Bosheiten häufig ein feines Urteil steckte. Aber für seinen Panbrief an Herrn von Jagow fehlt mir jedes Verständnis. Jedes Verständnis für den Hohn des Ganzen — und für die Einzelheiten, die die von dem Gatten der Frau Durieux bereitwillig entgegengenommenen Erklärungen des Polizeipräsidenten einfach nicht gelten lassen, sondern in das Gegenteil verkehren. Auch ich gehöre nicht zu den urteilslosen Bewunderern des Herrn von Jagow: ich teile aber den Standpunkt eines liberalen Blattes, das mit Recht betont, es sei unanständig, einem politischen Gegner aus persönlichen Gründen einen Strick zu drehen. Ganz gewiß — und hier tritt als erschwerendes Moment noch die Tatsache hinzu, daß die Angelegenheit unter den Beteiligten bereits gütlich beigelegt war. Von diesem Augenblick ab gehörte der Brief an Frau Durieux in das Archiv ihres Gatten, doch nicht in die Öffentlichkeit. Von diesem Augenblick ab hätte Herr Cassirer auch seine Freunde zum Schweigen verpflichten müssen. Es mag diesen seltsamen Freunden zu denken geben, daß selbst der „Vorwärts" die Briefgeschichte als eine nebensächliche „Privatangelegenheit" bezeichnet, eine Lappalie ohne jede Bedeutung für das öffentliche Leben . . .

Zeitungsstreik — Der Berliner Hansatag
Die Jahnfeier

23. Juni

In dieser Vorsommerzeit, die uns abwechselnd heiße Tage und frostige Abende bringt, geht es lebhafter zu in der gesegneten Reichshauptstadt als sonst um die gleiche Jahreswende. Da hat zunächst einmal der Zeitungsstreik die Gemüter erregt. Der brave Mitbürger ist an seine Blätter gewöhnt. Er will beim Abendbrot wissen, wie es nun eigentlich um die Frage der Feuerbestattung steht und wie die Stichwahlen in Österreich ausgefallen sind, und beim Morgenkaffee, ob der Ingenieur Richter noch immer in seiner olympischen Gefangenschaft schmachtet und ob man in der Gegend von Fez nun endlich zur Ruhe gekommen ist. Da stört es natürlich fürchterlich, wenn das Dienstmädchen erklärt, es sei keine Zeitung eingetroffen. Man schimpft auf den Spediteur oder flucht entsetzlich auf die lodderige Wirtschaft bei der Postverwaltung und schickt schließlich den dienstbaren Geist zum nächsten Kiosk, für einen Groschen die ausgebliebene Zeitung zu kaufen. Prostemahlzeit — das Dienstmädchen kehrt zurück und meldet, die betreffende Zeitung sei heute überhaupt nicht erschienen. Warum, weiß sie nicht. Das Blatt ist ausgeblieben und nirgends zu haben. Nun sitzt man da und hat keine Ahnung, was gestern in Paris passiert ist und wer alles zu den Krönungsfeiern in London eintreffen wird; man kennt nicht einmal die jüngsten Raubanfälle in nächster Nähe, und was das Schlimmste ist: woher soll man wissen, ob die Papiere gestiegen oder gefallen sind, wenn man die Börsenberichte nicht schwarz auf weiß gedruckt vor sich hat? Das ist eine schauderhafte Situation. Die Zeitung gehört nun einmal zu unserem täglichen Leben wie Brot und Salz; wir sind auf das innigste mit ihr verwachsen; sie ist uns ein absolutes Bedürfnis. Und nun fehlt sie. Wer ist schuld daran?

Wir wissen, daß der Streik der Maschinenmeister grundlose Ursachen hatte. Er war schließlich nichts weiter als ein frivoles Attentat auf die Arbeitgeber. Die Solidarität der Zeitungsbesitzer hat den ganzen Streit schließlich in Frieden beizulegen vermocht — aber wer bürgt dafür, daß sich derartige Vorfälle

nicht wiederholen? Es gibt ja nichts Wesentliches, wenn so und so viel tausend lesehungerige Leute einmal ihre gedruckte Tageskost entbehren müssen. Man kann sich andere Blätter kaufen und findet sie im nächsten Kaffeehause gegen Entnahme eines Windbeutels zu hellen Haufen. Immerhin ist dieser Sturm im Glase Wasser von symptomatischer Bedeutung. Er gibt deutliche Fingerzeige. Aber ob man sie beachten wird, ist noch die Frage.

Das war also der Zeitungsstreik: eine kleine Revolution von unten, die lebhafte Wellen schlug. Voran ging das Wehen einer anderen Revolution: aus der Mitte des Volkes. Da rebellierte das Bürgerblut. Zum Berliner Hansatag kam ich gerade zurecht, nachdem die Baden-Badener Massagekur mich körperlich in den Stand gesetzt hatte, stundenlange Reden leidlich mühelos zu ertragen. Vieles war sterbenslangweilig; manche Redner verstanden die Kunst des Sprechens überhaupt nicht und wirkten geradezu einschläfernd. Dazwischen aber schoben sich phonetische Leistungen, die an die Tagungen des Bundes der Landwirte erinnerten. Der Ruf „Bürger heraus!“ zündete; ja, er zündete gewaltig. Und auch Geheimrat Ravenés Wendung von dem „Herumtrampeln“ schlug kräftig ein. So noch ein paar Phrasen. Sie sind nicht schwer zu finden, wenn man eine begeisterungsfreudige Masse vor sich hat, die nach Schlagworten hungert. Und solche Schlagworte müssen natürlich sein: beim Handel wie bei der Landwirtschaft. Sie lösen die Stimmung aus und machen sich gut in den gedruckten Berichten. Im allgemeinen: wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß die Hanseheerschau immerhin eine eindrucksvolle war. Ich habe auch das Gefühl, daß diese Leute in ihrem guten Recht sind, wenn sie sich ihrer Haut wehren, und glaube, daß es gar nichts schadet, wenn einmal ein bewegteres Leben in die politische Bude kommt. Hie Welf, hie Weiblingen — hie Landwirtschaft, hie Industrie! Man haut sich und macht sich dabei Komplimente; das erfrischt und entbehrt auch nicht einer erfreulichen Originalität. Wenn aber die Blätter, die aus Seelenverwandtschaft tagein, tagaus mit der Kolonne der Roten liebäugeln, sich einbilden, daß die ganze Hansearmee einmütig ihrer Parole folgen wird, so täuschen sie sich gewaltig. Die Geheimräte und Kommerzienräte,

die an der Spitze des Hansabundes stehen, sind trotz allen Rasselns auf der Kriegstrommel höchst friedfertige Leute, sind vor allem stramme Monarchisten; wollen auch im tiefsten Herzensgrunde ihre Ruhe haben und denken gar nicht daran, den Staat der Sozialdemokratie auszuliefern. Man soll nur einmal diese Herren im Schmucke ihrer wohlverdienten Dekorationen sehen, soll sie im Salon sprechen hören oder im behaglichen Rauchzimmer: es sind viel zu gescheite Menschen, um sich zur Teilnahme für einen gefahrvollen Sturm bewegen lassen zu können. Sie sind von bescheidenem Liberalismus, aber glitzern nicht rot. Sie werden den Teufel tun ...

Und dann die Jahnfeier. Den Festzug habe ich gründlich bewundern können. Famos, wie man den in Szene gesetzt hatte! Ein Herold des Reiches und ein Herold Preußens bildeten die Spitze. Als der alte Jahn noch lebte, hätte man so etwas nicht wagen können. Damals galt schon der Gedanke einer deutschen Einigung für verbrecherisch, und der Partikularismus feierte Orgien wie heute nur noch in Charlottenburg, wenn man da die Eingemeindungsfrage zur Sprache bringt. Den Herolden folgte die Soldatengruppe aus der Zeit zu Beginn der Befreiungskriege: Offiziere und Gemeine in den hochkragigen unpraktischen Uniformen jener Tage, Lützower Jäger, Dragoner und Landwehrreiter, mit Dreispitzen, hohen Tschakos, gamaschenumschnürt, auch Studenten, Bürger und allerlei Volk in der Tracht um 1812. Dann kornblumengeschmückte Wagen mit alten Herren, den grauköpfigen Turnern der Riege von 1861, die Kolonnen der Schüler und wieder eine unendliche Wagenreihe mit den Fahnenmannschaften, denen die Chargierten der Berliner Studentenschaft hoch zu Roß sich anschlossen. Schier unermeßlich war der Zug der Turner aus deutschen Städten und dem Auslande, der durch die wohl auch an tausend Mann zählenden Mitglieder des Verbandes der Berliner Athletikvereine ergänzt wurde. Die ganze ungeheure Menschenschlange, von unzähligen Schüler- und Lehrlingsabteilungen begleitet, zog sich in musterhafter Ordnung vom Brandenburger Tor aus durch die Stadt bis zum vielumstrittenen Tempelhofer Feld. Vielleicht hätte der Zug sich noch malerischer gemacht, wenn die Sonne

geschienen hätte. Aber der Himmel war bedeckt, und diese Schattenseite hatte doch auch wieder ihr Gutes, denn bei den Exerzitien auf dem Tempelhofer Felde wäre der Himmelsbrand störend gewesen. Dahin brachte mich ein Auto, und ich traf gerade noch ein, um die Armee der dreizehntausend Turner anrücken sehen zu können. Das war nun wieder ein prächtiger Anblick: diese weiße Riesenwoge wälzte sich wie ein märchenhaftes Phänomen über das Feld. Und dann unterschied man Einzelheiten, sah auch, daß viele Hunderte von Frauen die Nordflanke bildeten, alle in weißen Blusen und dunkelblauen Bloomers, und alle tapfer marschierend. Der Kreisturnwart, auf einem hohen Podest stehend, ist der Generalissimus. Er hat eine Fahne in der Hand, seinen Marschallsstab, und rechts und links von ihm harren zwei Adjutanten. Nun schwingt er die Fahne, zugleich dröhnt der Metallruf eines Gongs — und im Augenblick erstarrt die heranwogende Masse zu einer festen Mauer. Nach den Kommandos des Turnwarts, den Schwenkungen seiner Fahne und der hellen Stimme des Gongs beginnen die Freiübungen. Alle die dreizehntausend vollführen mit einziger Präzision die verschiedenen Wendungen und Beugen; es ist wirklich wundervoll ... Die Übungen an den Geräten konnte ich nicht mehr abwarten: einen gewaltigen Eindruck nahm ich doch mit. Den alten Jahn hat man seinerzeit eingesperrt; aber die Zeit hat ihre Scheuklappen verloren, und so feiert man ihn denn heute. Für die Erweckung nationaler Erziehung hat er ungeheuer viel getan, und es ist gut, daß man dies gerade in unseren Tagen nicht vergißt, in denen feindliche Mächte die nationale Idee zu zernagen sich mühen ...

Die große Hitzewelle — Der Lunapark in Halensee

10. Juli

Es ist in diesem Sommer wieder kein rechter Verlaß auf das Barometer. Von jenseits des großen Teichs kommen Nachrichten von einer großen Hitzewelle — bei uns aber schwankt das Quecksilber beständig, und zum Regen gesellt sich auch zeitweilig eine recht empfindliche Kühle. Ich persönlich habe

nichts gegen diese Sommerkühle, aber ich bin auch kein Gastwirt und bin nicht Besitzer eines Gartens mit zweihundert Tischen und dreitausend Stühlen, die allesamt auf trinkfrohe Gäste warten. Die „Gastwirte mit Sommergärten" leiden natürlich am meisten unter der Ungunst des Wetters. Sie richten ihren Küchenbedarf auf eine bestimmte Anzahl Besucher ein. Gestern war es ja wunderschön und das Geschäft blühte; das Barometer schien auch Tendenz zur Stetigkeit zu haben. Der erste Gang des Sommerwirts ist immer zum Barometer. Er betrachtet ihn tiefsinnig, tippt an ihm herum und konstatiert eine ganz leise Neigung zum Fallen. Aber das kann sich noch ändern: die Hauptsache ist der Abend. Zahllose Portionen Gänsebraten mit Gurkensalat, Kasseler Rippespeer, Eisbein und Schmorbraten harren in der Küche der Vernichtung; im Keller lagern die Bierfässer. Der Wirt steckt alle Augenblicke die Nase ins Freie und schaut zum Himmel auf. Noch ist er tiefblau, und die Sonne brütet. Die Hitze ist groß; sie erzeugt prachtvollen Durst — und der Wirt reibt sich die Hände. Aber auf einmal steigen im Westen weiße Wölkchen auf — und da zieht der Wirt eine krause Nase. Das kennt er: sein Beruf hat ihn zum Wetterpropheten gemacht. Diese verdammten weißen Wölkchen! Nun dauert es auch nicht mehr lange, und der Himmel hat seine Farbe gewechselt. Die schöne blanke Sonne versinkt in einem eintönigen Grau. Die Menschen atmen tief, denn die Luft kühlt sich ab. Aber den Wirt ärgert das. Abkühlung findet die Menschheit am besten in seinem Sommergarten bei einer Weißen oder Bayerischen oder beim Schorlemorle — er selbst schwärmt für die Hitzwellen. Und plötzlich fällt der erste Tropfen. Nun ist's vorbei mit der Hoffnung auf ein Abendgeschäft. Der Regen verstärkt sich; bald gießt es mit Mollen, und fünfhundert Portionen Gänsebraten mit Gurkensalat, Kasseler Rippespeer, Eisbein und Schmorbraten haben ihre Berechtigung verloren. Wenn der Regen morgen noch anhält und übermorgen, ist der Verlust groß. Eine ganz verregnete Saison aber kann einen „Gastwirt mit Sommergarten" ins Irrenhaus bringen.

An einem solchen zweifelhaften Abend, an dem der Himmel ein Gesicht machte, als wisse er nicht so recht, ob er freundlich

sein oder weinen sollte, war ich draußen in Halensee im Lunapark. Ich wollte doch einmal sehen, ob es da immer noch so blödsinnig zugeht wie im vorigen Jahre. Jawohl. Die sogenannten Vergnügungslokale standen noch alle auf ihrem alten Fleck; man konnte sich im Wackeltopf Darmverschlingung und auf der Rutschbahn Schwindelanfälle zuziehen; konnte im Verrückten Hause paralytisch und auf der Zittertreppe kataleptisch werden; konnte sich auf dem drehenden Rad die Beine verrenken und in der Teufelsschaukel eine Gehirnaffektion holen. Alle diese Niedlichkeiten waren noch vorhanden, und auch anderes von sinnreicher Wirkung war hinzugekommen, zum Exempel ein Wirrgarten mit einem Boden, der einem unter den Füßen fortläuft, so daß man binnen fünf Minuten Anfälle von Tobsucht bekommen kann. Aber der Riesenpark war infolge des unbeständigen Wetters so gut wie leer. Auf den Weinterrassen saßen ein paar vereinzelte Menschen und froren, in der Bierabteilung bevorzugte man den Grog. Die halbnackten Araber in Kairo zitterten wie Espenlaub; eine bildhäßliche Bajadere, die sich im Bauchtanz produzierte, nieste unaufhörlich und hatte nicht einmal ein Taschentuch bei sich. Es war kein Vergnügen. Da ging ich denn auch bald wieder und sagte mir, daß so ein grün angestrichener Winter doch eigentlich erbärmlich sei.

In der Nähe der Brücke aber scholl mir aus einem Etablissement Tanzmusik entgegen. An der Türe hing ein Plakat mit dem Aufdruck: „Heute großer Ball.“ Das lockte mich. So ein palais de danse in Halensee muß doch auch seine Vorzüge haben. Das Entree war nicht hoch: zehn Pfennige. Zehn Pfennige sind weniger als die fünf Mark, die man im Pavillon Mascotte zahlen muß. Aha, dachte ich mir, hier tanzt das Volk, und ich trat ein. Ein großer Saal, von Tabaksqualm erfüllt. An den Wänden dichtbesetzte Tische. Eine Fülle von Menschen, meist junge Leute, Handlungsgehilfen und so etwas. Alles trank Bier, meist einheimisches; bloß ein Stutzer in rotpunktierter Krawatte und gelber Weste hatte eine Flasche Henckell trocken vor sich und erregte ungemeines Aufsehen. Die Kellner betrachteten ihn mit einer gewissen Vorsicht, als ob er ein Zechpreller wäre,

denn er hatte auch Kaviar verlangt. Den gab's aber nicht. In der Mitte war der Saal frei, und da tanzte man. Man konnte immer dreimal herumtanzen, dann brach die Musik ab, und man mußte erst einen Groschen bezahlen. Hierauf spielte die Musik noch ein bißchen weiter, doch nicht allzu lange. So kam der Kapellmeister ganz gut auf seine Kosten. Die Mädchen sahen alle äußerst vergnügt aus. Es waren zumeist wohl kleine Verkäuferinnen und einige darunter, die recht hübsch waren. Jedenfalls waren sie nicht anspruchsvoll. Eine bat mich um ein Glas Bier und eine um zehn Pfennige Garderobengeld. Die war sehr glücklich, als ich ihr ein Fünfgroschenstück schenkte, und wollte sich auch gleich zu mir setzen, weil sie mich wohl für reich hielt. Das machte mir Spaß und ich fragte sie, ob sie vielleicht soupieren wolle. Nun glänzten ihre Augen förmlich, und sie ließ sich ein Kotelett mit Spargel geben und hierauf einmal Schweizerkäse mit Butter. Dabei erzählte sie mir, daß sie in einem Konfektionsgeschäft tätig sei; aber an jedem Abend tanze sie hier. Alle Mädchen tanzten mit Leidenschaft. Meine Soupeuse wollte auch mit mir einmal tanzen, doch ich sagte ihr, meine Beine seien heute nicht recht in Stimmung. Dafür ließ ich ihr noch einen Windbeutel mit Schlagsahne geben, und nun war sie geradezu gerührt . . .

Prozeß Graf Wolff-Metternich

21. Juli

Der Prozeß gegen den Grafen Wolff-Metternich ist in mancher Hinsicht interessant. Nicht dieses jungen Mannes halber, sondern wegen der eigentümlichen Begleitumstände, die da zur Sprache kamen. Der Graf verkehrte viel in einem reichen Kaufmannshause, und auch Offiziere der Berliner Garde verkehrten daselbst. Warum nicht, wenn das Haus angenehm ist? In den Salons unserer Berliner Großindustriellen sieht man häufig Uniformen. Hier kommt jedoch noch ein Aber hinzu, ein sehr unangenehmes Aber. In jenem Hause, so ergaben die Verhandlungen, bildete den Mittelpunkt des Interesses eine junge Witwe, die aus einer unglücklichen

Ehe nichts als ihre Millionen retten konnte. Und diesen Millionen galt die Jagd der jungen Leute, die sich bei den Herrschaften zu Tische laden ließen.

Schlüsse zu ziehen auf die moralischen Anschauungen innerhalb unseres Offizierkorps, hat man deshalb noch lange nicht nötig. Es ist ein vereinzelter Fall, denn man weiß, daß die meisten unserer Offiziere keine Millionen erheiraten. Weiß auch, daß jeder Offizier, der sich an einen Heiratsvermittler wendet, unter allen Umständen mit schlichtem Abschied entlassen wird. Aber selbst der Einzelfall gibt zu Bedenken Anlaß. Die Kommandeure sind die letzten Erzieher unserer jungen Leutnants. An ihnen liegt es, den noch Unfertigen Halt zu geben und ihren Charakter zu kräftigen. Sie haben sich auch um ihren gesellschaftlichen Verkehr zu kümmern und ihnen mit Rat und Tat zur Hand zu sein. Ob das immer geschieht? Ich möchte es bezweifeln. Aber notwendig ist es und entspricht auch der Vorschrift. Der Kommandeur ist ja nicht nur Vorgesetzter, sondern zugleich Kamerad, und manche Torheit könnte durch sein taktvolles Eingreifen vermieden werden.

Daß unsere Offiziere viel in angesehenen Kaufmannshäusern verkehren, kann man nur mit Freude begrüßen. Doch auch auf dieses Verkehrsverhältnis warf der Prozeß eigenartige Lichter. Es gibt merkwürdige Menschen in unserem Bürgertum. Für manche ist es noch immer ein besonders erhebendes Gefühl, sich mit bunten Röcken und mit Adeligen zu umgeben. Es schmeichelt der lieben Eitelkeit, den Prinzen X. und den Grafen Y. in seinem Hause zu haben. Ich kannte eine Dame (sie ist längst tot), die Gattin eines bedeutenden Industriellen, die nur adelige Offiziere zu sich lud — und dabei war sie selbst bürgerlicher Geburt. Wieder andere benützen die Offiziere lediglich als Füllsel, als hübsche Garnierung. Sie laden sie ein, weil sie gewandte Menschen sind und gut tanzen können. Und das heißt dann „Verkehr“. Der Name ist längst nicht mehr „Schall und Rauch“ — er war es auch nie. Die meisten Hochstapler legen sich prunkende Namen und Titel zu, um die Welt zu täuschen. Aber die Täuschung würde vergeblich sein, wenn man nicht noch immer dem Namen (nicht der Person) eine ungebührlich hohe

Wertschätzung beimäße. In dem Prozeß Wolff-Metternich erklärte ein sehr solider Kaufmann, es sei Geschäftsprinzip bei ihm, einem Grafen ohne weiteres Kredit zu geben. Ein gefährliches Prinzip, denn auch ein Graf kann ein Schwindler sein. Oder wenn kein Schwindler, so doch ein ausgezeichnetes Pumpgenie. Oder kann den Grafentitel sich kraft einseitigen Akts zugelegt haben und heißt sonst vielleicht Schultze oder Müller. Da war u. a. auch ein Papierhändler, der sagte, am meisten sei er von Leuten „mit vielzinkigen Kronen" betrogen worden. Wieder ein Eingeständnis, daß der klingende Name getäuscht hatte. Es wird wohl immer so bleiben. Aus all den zahlreichen Hochstaplerprozessen der letzten Jahre ging zur Evidenz hervor, daß unseren sonst so klugen Gewerbetreibenden jede Vorsicht mangelt, wenn sie es mit Leuten mit Namen und Titeln zu tun haben. Da sind sie wie hypnotisiert. Und auch der vornehme Bürgersmann trägt dann zuweilen Scheuklappen und vergißt den Stolz in seiner Brust und den Schwur auf den Hansabund und wird zur Kleinheit. Es ist verrückt . . .

Der Tod des Reichstagsabgeordneten v. Koscielski — Manteuffel, Kröcher und Prinz Carolath

2. August

Der Tod des früheren polnischen Reichstagsabgeordneten von Koscielski erinnert mich daran, daß ich den ehemaligen Günstling des Kaisers vor etwa zwei Jahrzehnten auch einmal persönlich kennengelernt habe. Erinnert mich auch an einen anderen Träger seines Namens, seinen Onkel, der als Sefer-Pascha dereinst in Ägypten eine Rolle gespielt hat, ein Freund des Vizekönigs gewesen und bald sein allmächtiger Minister geworden war. Aber diesem polnischen Edelmann, der sich aus derangierten Verhältnissen in eine glänzende Stellung gerettet hatte, wäre beinahe dasselbe Schicksal erblüht, das so manchem Günstling exotischer Potentaten zuteil geworden ist. Die Feinde fanden sich plötzlich zu Hauf, der Vizekönig wurde mißtrauisch, und da bekam es der Favorit mit der Angst und rückte aus wie Herr Yvetot aus

Berlin, als er die Polizei witterte. Sefer-Pascha-Koscielski war wenigstens klug genug gewesen, alle die riesigen Reichtümer, die er sich in seiner ägyptischen Ministerschaft redlich erworben hatte, zu retten und mit auf sein Schiff zu nehmen (was mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein mag). Er kaufte sich bei Graz in der Steiermark ein romantisch gelegenes, halb verfallenes Schloß, ließ es prächtig ausbauen und füllte es mit orientalischem Luxus. Wertvolle Pferde standen in den Ställen, denn der Pascha war ein wilder und ausdauernder Reiter, und der ganze Haushalt wurde im Stil eines Grandseigneurs geführt, der über Millionen zu gebieten hat. Als erster Kammerdiener fungierte ein junger Nubier, als Haushofmeister ein Franzose, der 12 000 Franken Gehalt bekam und jährlich für 100 000 stahl. Sefer-Pascha hatte oft Besuch aus der Nachbarschaft, auch Sacher-Masoch, der damals in Graz lebte, verkehrte viel bei ihm. Als er starb, fielen seine hinterlassenen Reichtümer Herrn Josef von Koscielski zu, seinem Neffen. Aber der hatte sie damals kaum noch gebraucht, denn er hatte sich bereits sehr reich vermählt. Und wie er selber in jener Zeit, da er noch den Spottnamen „Admiralski" führte, zu den Intimen des Kaisers gehörte, so hatte der hohe Herr auch die pikante Gattin seines polnischen Freundes sehr gern. Er sagte sich häufiger zum Frühstück bei ihr an, hielt auf seinen Spazierritten gelegentlich vor ihrem Hause, stieg ab und erbat sich von ihr einen Kognak und eine ihrer trefflichen Zigaretten. Doch die Freundschaft dauerte nicht lange. Die polnischen Minen wirkten, und eines Tages legte Herr von Koscielski mitten in der Session sein Mandat nieder und zog sich aus Berlin zurück. Er wollte wieder ganz Pole werden — und wurde es auch, so ganz, daß er selbst die alte Freundschaft mit dem regierenden Herrn vergaß. Die Rolle, die er in dem polnischen Kinderstreik spielte, ist bekannt. Persönlich war er jedenfalls eine überaus vornehme, ritterliche Erscheinung, auch ein Mann von glänzenden Gaben.

Wenn es wahr ist, daß die Herren von Manteuffel und von Kröcher und der Prinz Heinrich Schönaich-Carolath sich von der Politik zurückziehen wollen, so

wird der nächste Berliner Winter um ein paar ungemein interessante Charakterköpfe ärmer werden. Wer Herrn von Manteuffel noch in seinen guten Zeiten gekannt hat, wird sich gern dieses eleganten, liebenswürdigen Mannes erinnern, der bei höfischen Gelegenheiten am liebsten in seiner blauen Husarenattila erschien, immer guten Humors war und bei Tische ungern das Glas stehen ließ. Dann freilich ist er älter geworden und — auch dicker, so daß die Attila nicht mehr recht sitzen wollte, und an die Stelle von Rheinwein und Cliquot traten Gießhübler und Apollinaris. Doch hat auch der Rücken sich ein wenig neigen müssen unter dem Drucke des Alters: ein Aufrechter ist der Mann doch immer geblieben, auch der Krone gegenüber, wenn er seines Rechtes sich bewußt war, wie in den Tagen des Caprivismus und damals, als zwischen dem Schlosse zu Berlin und Friedrichsruh die Fäden des Konflikts sich schürzten. Noch mehr als er gehört der alte Jordan von Kröcher zu den bestgehaßten Feinden der Linken, und in den neuen Kämpfen wird auch er uns fehlen. Vom Junker hat er äußerlich nichts, ist aber doch im besten Sinne ein Junker, und einer der letzten von der alten Schule. Noch einer von denen, wie Fontane sie dargestellt hat; die neueren hätte der Schilderer der Mark kaum zu fassen und zu verstehen vermocht. — Anders Prinz Carolath. Der ist beliebt linkerseits, weil er vom Freikonservativismus den Weg hinüber in das nationalliberale Lager fand. Und liberal ist er gewiß seiner politischen Überzeugung nach — ohne daß er den Beinamen des „roten Prinzen" verdient hätte. Noch im letzten Winter lebte er völlig in Berlin, hatte sich ein kleines Palais gemietet und auch einen großen Teil seiner Dienerschaft, sogar bis auf seinen vortrefflichen Koch, aus Amtitz mitgebracht. Prinz Carolath ist selbst nicht Poet, wie es sein Vetter Emil war; aber in Schriftstellerkreisen hat er immer gern verkehrt, und manche von der Feder gehören zu dem Freundeskreise des scharmanten Menschen. Schade, daß auch er sich zurückziehen will. Es lichtet sich . . .

Von der Stimmung im Offizierkorps — Der Sturmlauf gegen die Mode — Paquinsche Kostüme in Berlin

15. August

Vielleicht tut es die Hitze und die Dürre, daß das Interesse für Marokko so flau geworden ist. Irgendwo las ich neulich, daß nur noch im Offizierkorps eine gewisse Unruhe herrsche und man da eine etwas energischere Betonung unserer nationalen Interessen gegenüber der Unverschämtheit der französischen Preßtrabanten wünsche. Worauf irgendwo anders sofort von „Kriegsstimmung im Offizierkorps" gefabelt wurde. Davon ist natürlich keine Rede. Ich komme ziemlich viel mit Offizieren zusammen und kann versichern, daß das viel zu vernünftige Leute sind, um sich aus reiner Lust an Abwechslung eine frischfröhliche Kampagne zu wünschen. Aber allerdings: diese Herren stehen mitten im militärischen Leben und wissen, welchen Rückhalt wir an unserer Armee haben. Sind auch zu militärisch erzogen worden, um die ewige „dilatorische Behandlung" unserer Diplomatie begreifen zu können. Von „alldeutschem Geschrei" merkt man in ihren Kreisen nichts. Sie sind gewöhnt, sich von der hohen Politik fernzuhalten; vor allen Dingen haben sie Disziplin genug, ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen nicht zu ungelegener Zeit Ausdruck zu geben. Immerhin ist es richtig, daß man gerade im Offizierkorps der Friedenssucht „um jeden Preis" etwas fassungslos gegenübersteht. Natürlich soll die Armee den Frieden schützen. Sie ist aber auch unsere starke Waffe, mit der wir losschlagen können, wenn man uns in die Parade fährt. Und da steht es denn fest, daß die Stimmung bei unseren Offizieren ein wenig mutlos geworden ist. Wozu, sagte mir neulich ein Oberst, der die Worte zu wägen weiß, die ewige Bereitschaft unter schwersten Opfern, wenn wir uns aus Angst vor den Roten in Stunden der Gefährdung nicht einmal zu einem Drohwort aufzuschwingen wagen? Ob die Marokkoaffäre mit einer Niederlage für uns enden wird, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß eine solche Niederlage auf uns Soldaten wie ein Faustschlag wirken würde. Es ist Blödsinn, zu sagen, Marokko sei die Knochen eines preußischen Grenadiers nicht wert. Denn nicht um Marokko handelt

es sich, sondern um die Ehre des deutschen Namens, und die zu verteidigen, sind wir die Berufensten. Und wenn wir sehen, daß die Sozialdemokraten bei der Arbeit sind, unserer Diplomatie in die Flanken zu fallen, dann schwillt uns die Galle. Und wenn wir hören, daß immer nur der Friedenskaiser angerufen wird und nie der Kriegsherr, so müssen wir uns naturgemäß fragen, wozu wir eigentlich da sind?

Ich glaube, daß diese Worte eines Einzelnen die Gesamtstimmung im Offizierkorps ziemlich richtig charakterisieren. Sie ist ganz gewiß keine kriegerische, aber sie ist von einer gewissen Unlust beherrscht, die man verstehen kann, auch wenn man zugibt, daß die endgültige Entscheidung über die Marokkofrage ja noch aussteht. Das ewige Friedenssäuseln wirkt schließlich gerade so auf die Nerven wie das Säbelrasseln und das Drommetengeschmetter der Alldeutschen. Gut, daß die Sozialdemokratie mit ihrem wundervollen Aufruf gekommen ist! Der sorgt wenigstens für den Humor und erfrischt die Gemüter. In die geplanten Massenversammlungen, die unliebsame Mißtöne in die diplomatischen Akkorde bringen können, wird hoffentlich unsere Polizei mit kräftiger Hand einzugreifen verstehen. Nietzsche hat schon recht, wenn er sagt, daß die Masse immer eine Bestie ist, die sich nur am Stachelhalsband führen lasse. Und Eucken auch, wenn er in gezähmterem Ausdruck darauf hinweist, welche Gefahr der Verflachung aller Kultur daraus erwüchse, wollte man große Entscheidungen an eine Stelle verlegen, die nie kluger Erwägung, sondern immer nur dem unmittelbaren Eindruck zu folgen pflegt. —

Die Pariser Künstler tragen sich mit der kühnen Idee, einen Sturmlauf gegen die Mode zu unternehmen, und es sickert durch, daß ein Teil der Berliner Künstlerschaft ihnen dabei seine Unterstützung zugesagt habe. Da könnte man sich wahrhaftig freuen, wenn etwas Hübsches und zugleich Zweckmäßiges herauskäme. Aber es wird ja nicht. Bei der letzten Moderevolution gebar der kreißende Berg die entsetzlichen Reformkostüme, in denen unsere Damen wie in Sack und Asche trauerten, zuweilen wandernden Radieschen glichen, zuweilen auch wandelnden Tintenwischern. Für Einfachheit in den Linien plä-

diert man auch jetzt wieder. Gut; aber sie soll nicht zur Plumpheit werden. Daß die Mode von heute gerade so schauderhaft ist wie die von gestern, wissen wir. Die Ästhetik spielt keine Rolle mehr; die Pariser Modekönige machen alles allein und schwelgen in kapriziösen Ungeheuerlichkeiten. Manchmal gelingt es ihnen nicht ganz, wie bei den Hosenröcken. Aber meist wird besinnungslos nachgeahmt, was aus den Pariser Ateliers in die Welt geht. Paris schickt auch seine Mannequins nach Berlin und läßt sie bei Gerson in Parade antreten, damit wir die Wunder der Nadelkunst an lebenden (und meist recht niedlichen) Modellen bewundern können. Und dabei stellt sich regelmäßig heraus, daß die Pariser Toiletten durchaus nicht für die Weiblichkeit aller Völker passen. In Paquinschen Kostümen würden unsere derben Berlinerinnen lächerlich aussehen; trotzdem trugen sie sie — und sahen auch belächelnswert aus . . . Wenn man sich doch klarmachen wollte, daß die Mode individuell sein muß; daß eine feiste Blondine nicht ein Kostüm tragen kann, das einer ätherischen Brünetten ausgezeichnet steht; daß auf einem winzigen Köpfchen ein Riesenhut greulich aussieht und einen Dickschädel ein handtellergroßer Toque partout nicht kleidet. Aber das ist eben das Schlimme: die Modelle sind da und müssen gekauft werden. Der Tyrannin Mode unterwirft man sich ohne Bedenken. „Es steht dir gar nicht“, sagt der Ehegatte. „Aber es ist Mode“, antwortet die Ehegattin — Sela!

Diese Tyrannei der Mode werden die Künstler, so fürchte ich, auch nicht aus der Welt schaffen. Aber wenn sie doch einmal mit ihren Reformen loslegen, sollten sie auch bei der Herrenkleidung nicht achtlos vorübergehen. An der kleben wir nun seit hundert Jahren — mit geringfügigen Variationen — so ziemlich fest. Da stehen wir wieder unter dem Banne von London. Die englischen Schneider haben nun wohl gute Stoffe, bloß keine Phantasie. Es bleibt alles beim alten; noch immer drückt uns die schwarze Angströhre, die man Zylinder nennt, noch immer stehen wir im Zeichen des Schwalbenschwanzes, noch immer fehlt unserer Toilette die Einheit, der Stil, die Ungezwungenheit. Nur in der Weste sind Anläufe zur Abwechselung genommen worden — aber meist sind sie auch danach.

Der letzte kühne Neuerer ist mit König Eduard (als er noch Prinz von Wales war) gestorben. Dieser König hatte (als er noch Prinz war) auch auf dem Gebiete der Mode manchmal Ideen. Er führte den grauen Gehrock für den Sommer ein und besetzte ihn mit hellen Knöpfen, gab der Weste Farbenfreudigkeit und löste die steife Hemdenbrust in lockere Falten auf. Er hätte ein heimliches Schneideratelier gründen sollen . . .

Der verbotene Schiebetanz — Der türkische Thronfolger in Berlin

30. August

In den Wirtshäusern an der Oberspree wird das sogenannte Schiebetanzen nicht mehr gestattet. Der Leser weiß vielleicht gar nicht einmal, was das ist; vielleicht ist dieser Tanz aber auch in den hamburgischen Matrosenschenken Mode. Beschreiben läßt er sich schwer; kurz gesagt, er ist unästhetisch oder noch mehr: er ist unanständig. Woher er stammt, ahne ich nicht. Er kann ein Auswuchs der Pariser Apachentänze sein; wahrscheinlicher ist aber, daß er über das große Wasser gekommen ist. Er ist der Two-step der unteren Hunderttausend und weit entfernt von jedem Rhythmus körperlicher Bewegung. Jedenfalls kann man den Vereinen der Berliner Saalbesitzer und der Berliner Tanzlehrer dankbar sein, daß sie lebhaften Protest gegen die Unsitte erhoben haben. Im allgemeinen pflegen sich die allzu extravaganten ausländischen Tänze ja nicht lange bei uns zu erhalten. Den Cake-walk, diesen greulichen Niggertanz, habe ich sogar auf großen Bällen gesehen; heut ist er, Gott sei Dank! so gut wie verschwunden. Es ist merkwürdig, daß alles, was an Bewegungsspielen (nicht in rein sportlichem Sinne) von England oder Amerika zu uns herüberkommt, ungraziös und unvornehm ist. Die amerikanische Quadrille ist nur ein wildes Chassieren, die mit ihren Originalen, der Française und dem Menuett, auch nicht mehr die leiseste Ähnlichkeit hat. Schade ist, daß so viele hübsche alte Nationaltänze bei uns ganz aus der Mode gekommen sind. In meiner Jugend tanzte man

noch viel die Mazurka und auch den Krakowiak, wenn man die Beine dazu hatte; aber heute muß alles sanft und gedrechselt sein. Der Galopp ist längst vom Hofe verbannt, der Walzer hat ganz andere Formen angenommen. Die Ekossaise gibts auch nicht mehr, und die Sarabande kennt man kaum noch dem Namen nach, und wenn man in unseren Tagen nach Lißts „Chromatischem Galopp" oder nach Brahms „Ungarischen Tänzen" oder nach Raffs „Tarantella" sich im Kreise drehen wollte, müßte das zwanzigste Jahrhundert sich erst die Gelenke neu ölen lassen . . .

Also nun kommt der türkische Thronfolger nach Berlin. Den habe ich einmal in Skutari gesehen, wo ich ihn nicht sehen sollte. Da fuhr er in einem offenen Wagen spazieren, aber die Polizisten fegten sofort die Straße, als sei Jussuf Izzedin nicht wert eines Blickes seiner Mitmenschen oder als stehe er zu hoch dazu. Ich habe ihn noch in der Erinnerung als einen schmächtigen Mann in den Vierzigern, mit melancholischem gelben Gesicht und intelligenten Augen hinter einem golдumrandeten Kneifer. Der Sohn des unglücklichen Abdul-Aziz hat eine schöne Besitzung am Hange von Tschamlidjah und kann von hier über den Bosporus Jildis-Kiosk sehen, wo Sultan Murad lebte und sein Ende fand. Jussuf Izzedin hat immer die Einsamkeit geliebt, wie die meisten osmanischen Prinzen, die nicht gerade bei Murad in Gnade standen. Erst in jüngster Zeit ist er mehr in die Öffentlichkeit getreten und pflegt selten einen Selamlik zu versäumen. Dabei trägt er auch Uniform, denn er war Kommandant der kaiserlichen Garde und führt noch heute den Titel eines türkischen Marschalls; sonst bevorzugt er das Zivil, und zwar gewöhnlich einen langen schwarzen Gehrock, der ihm bis an die Knie reicht. Das tat auch Sultan Murad; nur zog er darüber einen Paletot an, weil ihn immer fror. Der Paletot sah aber recht schäbig aus, und wenn man nicht recht Bescheid wußte, hätte man den Fürsten der Gläubigen auch leicht für einen polnischen Juden halten können, der durch den Verkauf alter Kleider sein Dasein fristet . . .

6. Oktober

Der Prozeß Wolff-Metternich beginnt sich immer mehr zu einem interessanten Sittenbilde auszuspinnen. Es ist durchaus begreiflich, daß der Graf sein Verhältnis zur Familie Wertheim aufgeklärt zu sehen wünscht, denn wenn er tatsächlich der begehrte Schwiegersohn war, für den er sich hielt, so zerfällt auch die Anklage der Übervorteilung und des Betruges. Ein künftiger Millionär kann ohne weiteres Kredit beanspruchen. Unter diesen Gesichtspunkten versteht man schon, daß die Verteidiger das erste Zeugnis der Frau Wertheim nach Möglichkeit abzuschwächen suchen. Und das geht nicht ab ohne die Aufrollung von Intimitäten, die sich in allen Einzelheiten natürlich nur schwer nachkontrollieren lassen. Es rächt sich, daß Frau Wertheim mit ihrer Tochter nicht an Zeugenstelle erschienen sind, um ohne weiteres Wahrheit und Falschheit zu trennen; ihr persönliches Eingreifen in die Verhandlungen würde das Bild wesentlich geklärt haben. Man braucht für den leichtsinnigen jungen Mann keinerlei Sympathien zu haben. Aber andererseits darf man auch nicht vergessen, daß er um die Ehre seines Namens kämpft. Unter den laxen Sittengesetzen unserer Zeit gilt es für keine Schande, auf die Eroberung nach einer guten Mitgift auszuziehen. Das kann man bedauern, muß aber mit der Tatsache rechnen. Wäre Graf Metternich der Gatte der Frau Dolly Landsberger geworden, so hätte kein Hahn danach gekräht, ob er Schulden gemacht hatte oder nicht. An sich sind seine Schulden ja auch nur unbedeutend, und es dürfte nicht leicht sein, in allen Fällen den Dolus des Betruges nachzuweisen. In der Tat glaube ich nicht, daß der Graf auf Betrug ausgegangen ist. Er hat sich nobel equipiert, um „standesgemäß“ auftreten zu können: er hat gepumpt. Aber es ist natürlich ein Unterschied zwischen Pumpen und ehrloser Schuldenmacherei. Ich bin auch einmal ein junger Hecht gewesen und habe meine Bären angebunden; habe gelegentlich auch in der Krawatte gezappelt, mit der gefällige Ehrenmänner geldbedürftige junge Herren von Namen gern beglücken; und habe schließlich gehörig

bluten müssen. So etwas kommt vor; sogar von sehr berühmten Leuten weiß man, daß sie in ihrer Jugend durchaus keine Heiligen gewesen sind . . .

Graf Metternich sucht nun den Nachweis zu führen, daß er niemals geschwindelt, sondern immer nur den ihm freiwillig gewährten Kredit in Anspruch genommen habe: mit der festen Absicht, seine Schulden zu bezahlen, sobald seine Heirat perfekt geworden sei. Er will kein Betrüger sein, sondern höchstens ein leichtsinniger junger Mensch — wie tausend andere. Und er wehrt sich mit ungeheurer Energie und geschickter Dialektik gegen die Anklage, in der er allerhand mysteriöse Vorgänge wittert, die es auf sein Verderben abgesehen haben. Er ruft: im geheimen habe man ihn bereits verurteilt, ehe man ihn überhaupt gehört habe. Es ist klar, daß er der Ansicht ist, das Gericht wolle bei ihm ein Exempel statuieren, um dem Vorwurf der Klassenjustiz zu entgehen. Man hätte ihn vielleicht laufen lassen, wenn er ein beliebiger Schultze oder Müller gewesen sei; aber der „Herr Graf“ sollte die ganze Schwere des Gesetzes fühlen. Eine neunzinkige Krone sollte auf einmal ins Gefängnis kommen . . . Unnötig zu sagen, daß das Unsinn ist: daß die Richter ihm ohne jede Befangenheit gegenüberstehen, daß sie mit seiner Jugend und seinem Leichtsinn vielleicht eher noch Mitleid haben. Aber allerdings: Graf Metternich erschwert ihnen die Unbefangenheit durch sein Benehmen. Man kann verstehen, daß er erregt ist, und verzeihen, wenn er im Eifer einmal mit der Faust auf den Tisch schlägt. Doch der herrische Ton, den er zuweilen annimmt, und die direkten Beschuldigungen, die er den Richtern in das Gesicht schleudert, das ist ein Gehaben, das sich zweifellos nicht gehört. Man kann dabei zuweilen auf den Gedanken kommen, daß er nicht völlig Herr seiner Sinne ist. Aber andererseits formuliert er die Fragen, die er an die Zeugen richtet, mit solcher Geschicklichkeit und zeigt in der Beherrschung des ganzen weitschichtigen Materials eine so große Gewandtheit, wie es nur bei einem völlig geistesklaren Menschen möglich ist. Gewiß ist, daß er an die Befangenheit seiner Richter glaubt. Mit Mühe gelingt es den Verteidi-

gern, ihn zu beruhigen. Er ist ein ganz anderer Mensch geworden, als er im Juliprozeß war . . .

Als seine Frau zum ersten Male im Gerichtssaale erschien, flog etwas wie Sonnenschein über seine blassen Züge, und seine Brust hob sich unter schweren Atemzügen. Sicher hat er die Frau sehr lieb, und sie auch ihn. Und auch sie ist der festen Überzeugung, daß die Richter ihm übelwollen, sonst hätte sie nicht das böse Wort von den „Scharfrichtern" gesprochen... Vor einigen Jahren habe ich die Dame persönlich kennengelernt: da war sie noch Claire Wallentin und trug noch nicht die Grafenkrone. Ich habe sie als eine reizende Frau in der Erinnerung, die scharmant plaudern konnte. Nun ist ihr Gesicht vergrämt, und in den hübschen grauen Augen irrlichtert nervöse Reizbarkeit. Sie ist immer in sehr eleganter Toilette und durchaus Dame von Welt; es war auch keineswegs Schauspielerei, als sie den Richtern die schwere Beschuldigung zuschrie, während sie in den Sessel zurücksank und ihre Hände wie im Fieber flogen: auch sie ist des Glaubens, daß man ihrem Manne Unrecht tue.

Anders Fräulein Gustke aus dem Palais de Danse — oder Elvira Commero, wie sie sich nennt. Das ist eine vergnügte kleine Person: bildhübsch, mit blondem Gelock um ein rosiges Oval, das dunkle Augen beleben. Spricht sie die Wahrheit, die Graf Metternich leugnet? — Es wird wohl selbst den Richtern nicht leicht werden, sich aus diesem Dilemma herauszufinden. Zweimal im Laufe der Verhandlung ist auch ein verurteilendes Wort über den Vater des Angeklagten gefallen. Einmal sprach es die Gräfin aus, dann einer der Zeugen, ein alter General. Der Vater hätte sich besser um seinen Sohn kümmern sollen . . . Ja, du lieber Gott, wer kann so ohne weiteres dem Vater die Schuld an dem Untergange des Sohnes zumessen?! Wer weiß, was vorangegangen ist ?— Einen Lichtblick bietet der interessante Prozeß. Der Angeklagte ist noch sehr jung. Wenn er verurteilt werden sollte, so wird er seinen Leichtsinn büßen, sich aber wieder zu Energie und Tätigkeit aufraffen können. Doch auch ein Freispruch ist nicht ausgeschlossen. Dann wird ihm die schwere Zeit, die er durchmachen mußte, eine

bittere Lehre sein. Und es wäre zu wünschen, daß diese Lehre auch in den weiteren Kreisen unserer lebensdurstigen goldenen Jugend Beherzigung fände. Denn wenn Graf Metternich auch kein Typus ist — Gott sei Dank nicht: er ist immerhin einer unter Hunderten. Die Jagd nach der Mitgift ist im Grunde nichts Besseres als die Jagd nach dem Goldstück der Dirnen in der Friedrichstraße . . .

1912

Zurück von der Weltreise — Der Hasardfluch

17. März

Also, nun bin ich von monatelanger Weltreise wieder heimgekehrt, sitze wieder zwischen meinen vier Wänden am alten Schreibtisch und verzapfe einen „Berliner Brief“. Die Gedanken wollen noch nicht so recht. Sie hüpfen und springen zuweilen in die Vergangenheit hinein: ein bißchen nach Indien, zum heiligen Ganges, und zu den lustigen Birmafrauen nach Rangoon und zu den Geishas und zu den Hulatänzerinnen nach Honolulu. Die Jagd der Eindrücke wirkt noch nach. Da unten und da drüben dachte man nicht viel an Berlin. Nur manchmal: daß Berlin sauberer ist als Bombay; daß unsere Palmen doch ungewöhnlich mickrig aussehen gegen die von Ceylon; daß die feinen Unterschiede zwischen Yoschiwara und dem Lunapark sich in der Perspektive verwischen; daß der Fushi höher ist als der Kreuzberg. Man wird schrecklich geistreich bei einem solchen Galopp um den Erdball . . .

Aber nun heißt es: zum Sammeln blasen. Die zerfahrenen Gedanken, die zwischen den Tropen und dem Wintertraum von Nikko, zwischen Kamehahea dem Großen und dem letzten Indianer von Colorado Springs, zwischen dem Tempel der fünfhundert Götzen in Kanton und den Spielhöllen von Jahore nur so hin- und hertobten, müssen sich weider ordnen. Ordnung muß sein; wir leben in einem Polizeistaat, und Herr von Jagow hat die Obergewalt. Gott sei Dank! Berlin steht noch auf dem alten Fleck. Es ist eine Masse passiert, seit wir die Weltreise

angetreten haben: Wahlrummel und Sieg der Roten, Todesfälle und siebzigste Geburtstage; die Hunde tragen keine Maulkörbe mehr und die Autodroschken haben neue Uniformen bekommen; Premieren sind durchgefallen und Grete Wiesenthal hat frische Tänze erfunden; die Kurfürstenoper wurde eröffnet und das Edenhotel ist im Bau: aber Berlin steht noch immer auf dem alten Fleck.

Das ist sehr beruhigend. Angesichts dieser Tatsache kommt man allgemach in seine Ordnung hinein. Die war nicht gleich da. Als ich nach viermonatiger Abwesenheit wieder mein Arbeitszimmer betrat, packte mich doch ein gelinder Schrecken. An der einen Wand waren die inzwischen eingelaufenen Zeitungen sauber aufgeschichtet, ein Turm zu Babel aus bedrucktem Papier; auf der anderen türmten sich die Kreuzbandsendungen zu stattlicher Höhe. Rings um den Schreibtisch zog sich ein Mittelgebirge von Büchern, von Rezegnsionsexemplaren und ähnlichem, und auf dem Schreibtische selbst und dem Tisch daneben lagerten Massen, Massen, Massen von uneröffneten Briefen. Eine Freude, sich da hindurchzuarbeiten: durch Vermählungs- und Todesanzeigen, entsetzliche Rechnungen, Autographenbetteleien, Verlagsanerbietungen, Freundesepistel, Einladungen, Langweiliges und Pläsierliches, längst Überholtes und Gleichgültiges. Aber ich ging wie ein Held an die Arbeit, und da lichtete sich denn mählich das Chaos . . .

Nun kann ich schon wieder von Berlin erzählen und finde auch gleich Anknüpfungspunkte an den Herbst des verflossenen Jahres, wo man sich über den Grafen Wolff-Metternich aufregte. Der neue Metternichprozeß enthüllt ein etwas anderes Milieu als damals, aber auch dies Bild ist kein unbekanntes: es kehrt in allen Spielerprozessen wieder. Die Jeupassion ist eine verteufelte Leidenschaft, die den Feudalsten zum Demokraten werden läßt. Am grünen Tische gleichen die Standesunterschiede sich aus, und es ist durchaus nicht immer nötig, daß die Schlepper und Bankhalter sich falsche klingende Namen und Adelstitel zulegen: der Herr Graf sieht darüber hinweg, neben einem Buchmacher zu sitzen, von dem er vielleicht sogar weiß, daß der Brave schon einmal mit dem Ärmel ganz sacht das

Zuchthaus gestreift hat. Aber natürlich ist es zweckentsprechender, zumal bei passender Gelegenheit im Auslande, wenn man sich das Wörtchen „von" zulegt und für einen ehemaligen Offizier ausgibt: das bringt kameradschaftlich näher und erzeugt gleich eine gewisse sympathische Atmosphäre. Und ist nun auch noch der leibhaftige Träger eines berühmten alten Adelsnamens dabei (ob er Metternich heißt oder anders), ein Mann in eleganter Tracht und mit dem Monokel der Distinktion, dann schwindet rasch auch der letzte Verdacht, und man setzt sich an den Kartentisch, um sein Glück zu versuchen ... Auf den großen Ozeansteamern und vielfach auch in den Luxuszügen wird durch Anschlag vor gewerbsmäßigen Spielern gewarnt. Aber trotz aller Warnungen werden die Dummen nicht alle. Das Spiel ist eine augenblendende Macht. Braucht man ein großer Menschenkenner zu sein, um Herrn Bujes als den zu beurteilen, der er ist? ... Ich fuhr einmal von Genua nach Nizza mit zwei anscheinend sehr vornehmen Herren zusammen, die sofort nach Abgang des Zuges die Karten hervorzogen und zu spielen begannen. Sie nannten das Spiel „Grand Coquille", es war aber nichts anderes als das allseitig schönstens bekannte „Meine Tante, deine Tante". Interessiert schaute ich zu, und da dauerte es denn auch nicht lange und einer der Herren forderte mich in tadellosem Französisch auf, mitzuhalten. Ich traute der Sache nicht so recht, aber aus Langeweile setzte ich auch ein paar Goldfüchse und siehe da: ich gewann in den ersten zwanzig Minuten an dreihundert Franken. Da fing ich unbemerkt einen Blick auf, den die beiden Herren miteinander wechselten, einen Blick, der mich stutzig machte. Er läßt sich schwer beschreiben; es war ein zündender Funke, der herüber- und hinüberflog, ein Augenwerfen des Einverständnisses, ein Filoublick. Er war für mich auch eine Warnung. Ich schützte plötzliche heftige Migräne vor und erklärte, nicht weiterspielen zu können. Nun hätte man die beiden Herren sehen müssen! Sie waren völlig verblüfft, versuchten anfänglich mit Zungengeläufigkeit, mich doch noch zu überreden, das Jeu ein wenig fortzusetzen, boten mir Aspirin und Schokolade an und erlaubten sich dann ein paar anzügliche Redensarten; es sei nicht fair, bei raschem Gewinn

nicht Revanche zu geben und ähnliches mehr. Das überhörte ich; ich hatte mich in die Ecke gelehnt und tat so, als schliefe ich. Aber ich vernahm wohl, wie die beiden eifrig miteinander tuschelten, und war auf der Hut. Ich fühlte auch nach dem kleinen Revolver, den ich in der Paletottasche trug; ich hatte erst in Genua von einem Überfall auf dieser Strecke gelesen. Dazu kam es nicht; in Savona stiegen die Herren aus — ohne Adieu und ohne Komplimente. Sie waren hereingefallen. Ich bin überzeugt, daß es Berufsspieler waren, die mich erst durch den Gewinn ködern wollten, um mich dann um so sicherer auszurupfen. Die dreihundert Franken brannten mir freilich in der Tasche, und ich war ganz froh, als ich sie in Monte Carlo im Handumdrehen wieder loswurde . . .

Der gedeckte Tisch im Lenz — Tote Saison

27. April

Wenn die offizielle Saison vorüber ist und man noch die kleinen Reste aufgearbeitet hat, die vom Geselligkeitspensum übriggeblieben, dann kommt eine Periode vor dem Übergang zur Sommerfrische, in der man ziemlich einsam lebt, weil man nicht recht weiß, was man anfangen soll. Das übliche Winterdiner lockt nicht mehr, und zum Gartenfest muß es noch wärmer werden.

Die Zeit um Ostern herum gehörte noch der Gesellschaft und gab eine kleine Reihe von festen Motiven und Menüs. Das Lamm als Braten durfte nirgend fehlen; daneben herrschte natürlich das Eis in jeglicher Form. Nun ist der Lenz schon weiter vorgeschritten, aber es liegt noch immer mehr Österliches in der Luft als eine Vorahnung von Pfingstfreude. Bei einem Lunch, zu dem ich neulich geladen, war die Tafel ganz aprilmäßig geschmückt: Weidenkätzchen mit gelben Schleifen, Himmelschlüsselchen in kleinen flachen Gruppen unregelmäßig über das Tischtuch verstreut und eine Steeplechase von winzigen flaumigen Küken zwischen duftigen Veilchen. Die Tischkarte war in Eiform gehalten und entsprechend bemalt. Alles sehr hübsch — nur das Essen selbst paßte nicht zu dem lockenden Frühling.

Ich hätte das anders gemacht. Der Feinschmecker soll sich immer der Jahreszeit anschmiegen. Eine Frühlingssuppe könnte den Anfang machen. Morcheln mit Rührei und grünen Spargeln wirken immer stimmungsvoll. Auch ausgeblasene Hühnereier, mit Kaviar gefüllt, gehören auf den Frühstückstisch zu lenzlicher Zeit — vor allem aber Möwen- oder Kiebitzeier — nett arrangiert: in einem leuchtend weißen Salzberg, den ein Kränzlein von kleinen rosigen Radieschen umgibt. Als Braten Hamburger Hühnchen, in der fest geschlossenen Kasserolle liebevoll behandelt und mit sezessionsgrünem Romainsalat und neuen Kartoffeln gereicht. Es ist dies auch die Zeit für eine saftige Taubenpastete in altbewährter Schichtung: abwechselnd Kartoffeln, Champignons, Tauben und obendrauf der schließende Butterteigdeckel. Als Dessert frische Erdbeeren und Maraschinosahne, aber als Käse um Himmels willen nicht Gervais en creme, der viel zu weichlich wirken würde, sondern einen kräftigen Camembert. Er sieht aus (wenn er echt ist), als sammle er die Sonnenstrahlen in seinem gelben Rund, und er schmeckt reif, träge und behaglich . . .

So ein Frühlingslunch hat etwas Anmutiges. Die Gäste bringen den Sonnenschein mit ins Haus. Die Herren sind im Cutaway mit der neuesten lichten Krawatte und höchst individualistischen Knöpfen auf der farbigen Weste, die Damen in kurzer heller Halbtoilette mit sehr viel Oberlicht, mild beschattet von einem Hut mittlerer Größe — denn sonst können ihre Tischherren nicht sitzen; man behält ja den Hut auf dem Lockenhaupt. Der Garderobenraum schaut ganz anders aus als im Winter. Kleine Jacken und kurze Paletots, regenbogenfarbige Sonnenschirme und flache Leder- oder Sammettaschen, in denen sicher noch die Proben und Bestellzettel vom letzten Nachmittagsshopping stecken, geben ihm etwas Heiteres. Die Zeit der Pelze und drückend schweren Mäntel und Umhänge ist vorüber: auch durch das Garderobenzimmer weht Lenzluft.

Selbst der Salon hat nicht mehr seine volle Gültigkeit. Man nimmt den Kaffee im Frühstückszimmer, weil es so sonnig liegt und der Ausblick auf die vier Bäume und das metergroße Rasenrondell eines Berliner Gartens gewährt. Mit leisem

Seufzen entschließen sich sogar die Damen zu einem Gläschen Chartreuse verte — da die Farbe dem Lenz ähnelt. Allwisser erinnern freilich daran, daß es „echten" Chartreuse gar nicht mehr gibt. Die vertriebenen Mönche brauen in Spanien allerdings noch immer ihren Likör und, wie sie behaupten, nach den alten Rezepten, die ihr Geheimnis verblieben sind. Aber die Tatsache steht fest, daß ihr Chartreuse nicht mehr auf früherer Höhe steht, und so zahlt man denn für die Reste französischer Provenienz enorme Preise. Immerhin: diese Frühlingsstunde soll uns durch die Frage, ob echt oder halbecht, nicht verkümmert werden. Sonnenschein flutet durch das Zimmer, und vielleicht setzt sich ein Jemand an das kleine Piano in der Ecke und spielt ein bißchen Grieg. Und auf einmal beginnt der Kanarienvogel, dessen Bauer zwischen den Rosazeen hängt, sein Liedchen zu schmettern — und die lustige Frühstücksgesellschaft wird stiller und lauscht dem Lenz . . .

Zwischen Frühling und Sommer ändert sich das Gesicht Berlins. Die Grämlichkeit wird zu fröhlicher Keckheit. Noch vor kurzem hatten wir recht kalte Tage, aber schon erschienen die ersten Majore ohne Paletot auf der Straße, als Zeichen dafür, daß sie noch recht rüstig seien. Diese ersten Majore ohne Paletot sind die Lenzkünder für Berlin. Dann werden die „Sommergärten" eröffnet. Die Konditoren setzen zwei Oleanderbäume vor ihre Türen, und in den Bierwirtschaften wird die Efeuwand abgestaubt, die auf der Veranda den Gästen Parkillusionen vorzaubern soll. Aber das alles ist nur Vorspiel. Über Nacht kommt ein warmer Regen und am Morgen darauf ist die Großstadt in der Tat wie verändert. Ein grüner Lichtschein spinnt sich um die Baumreihen der Straßen, und vom Tiergarten herüber duftet die Erde in ihrer Wiedergeburt. Überall Frühlingslüftung. Die noch wintergrauen Balkons werden gewaschen und ihr Gesimse umkränzt sich mit Maiblumen. Der Lenz guckt auch aus den Häusern. In den Laubenstädten vor den Toren regt es sich mächtig. Da haben die Eisenbahnschaffner und allerhand kleine Beamte ihre „Rittergüter", an denen ihr Herz hängt. Das hat etwas Rührendes. Die winzigen Parzellen werden mit hingebender Liebe gepflegt. Man streicht die

Lauben frisch an und gräbt den Boden um; man jätet und pflanzt. Man pflanzt allerlei: viel für den Magen und auch etwas für das Gemüt: zwischen Rettiche und Bohnen bescheidene Zierblumen, die aber wenigstens Blüten versprechen. Und wenn dann der Sommer da ist, hat man seine Abende im Freien und fühlt sich beinahe als Rentner. Es ist nicht schwer, glücklich zu sein. Dem Mai voran eilt das Maikraut. Und aus wärmeren Klimaten treffen auch schon die ersten Walderdbeeren ein. Man kann an die Bowlen denken — aber sie schmecken eigentlich erst, wenn man sie draußen trinken kann und ein Stück Mondsichel sich in der Weinflut spiegelt und wenn in der Nähe eine Nachtigall zu singen beginnt. Denn auch in der Bewältigung der Materie soll man Ästhet sein . . .

Der Fremdenverkehr und seine Entwicklung — Das Berliner Hotelwesen

21. Mai

Berlin WW galt immer als das vornehmste Quartier Berlins. Aber es hat lange gedauert, ehe hier ein großes Hotel entstand. Die elegantesten Gasthäuser lagen im Zentrum der Stadt, mindestens in der Nähe der Linden. Natürlich war das nicht immer so. Im alten Berlin stand das Gasthofwesen auf schwachen Füßen. In dem Freihausprivilegium von 1581 für das ehemals dem Abte von Lehnin gehörige Haus in der Heiligengeiststraße erklärte Kurfürst Johann Georg, daß die Prälaten und Stände, um nicht gezwungen zu sein, sich in „gemeinen Herbergen" einzuquartieren, sich eigene Häuser in Berlin erbauen sollten. Die Gasthöfe waren so miserabel, daß der Magistrat das Emporblühen der besseren Wirtshäuser, damals Garküchen genannt, begünstigte, sie privilegierte und ihnen eine wöchentliche Steuerfreiheit „für einen Ochsen" gewährte. In Berlin lag die beste Garküche im Hofe des Rathauses, in Köln am Mühlendamm. Daneben wurden die kleineren Trinkstuben viel besucht; hier bummelten namentlich die jungen Herren vom Adel umher, wenn sie vom Lande in die Stadt kamen.

Unter dem ersten Könige besaß Berlin schon vierzehn größere Gasthöfe. Von einigen kennen wir die Schilder. Der „König von Preußen“ lag in der Brüderstraße, der „König von England“ in der Breiten Straße, der „Goldene Löwe“ in der Königsstraße. Da fand man bescheidene Unterkunft, immer aber ein Hinterzimmer, in dem gespielt wurde, namentlich „das englische Eichenspiel“, ein neues Hazard, das rasch in Aufnahme gekommen war. Unter dem Soldatenkönige mehrten sich die Gasthöfe nur spärlich. Vor den Toren befanden sich bei den Torschreibern Tafeln, die Namen und Wohnungen der Gastwirte enthielten sowie das, was man bei ihnen zu bestimmten Preisen bekommen konnte. Guten Ruf hatten der „Goldene Arm“ in der Heiligengeiststraße, der „Goldene Anker“ in der Spandauer Straße, der „Römische Kaiser“ am Wollenmarkt. In der Heiligengeiststraße lagen auch noch die „Weiße Taube“ und das „Preußische Wappen“. Die „Stadt Ruppin“ in der Spandauer Straße, der altberühmte „Goldene Löwe“ in der Königsstraße und der „Weiße Schwan“ in der Judenstraße gewährten nur Unterkunft, gaben aber keine Speisen. Die bekam man in den Tabagien und in einigen Kaffeehäusern, in denen man auch Billard spielen konnte.

Ganz anders entfaltete sich der Fremdenverkehr gegen Ende der Regierung Friedrichs des Großen. Nicolai gibt 1786 in seiner Beschreibung von Berlin ein interessantes Verzeichnis der öffentlichen Lokale und Preise. Es existierten nach seiner Schilderung 19 Gasthöfe erster, 3 zweiter und 14 dritter Klasse, außerdem eine große Anzahl von Speisehäusern, Wein-, Bier- und Kaffeestuben. Die Gasthöfe hatten bestimmte Taxen, die in jedem Zimmer angeschlagen sein mußten; sie waren vom Polizeidirektorium festgestellt und durften bei harter Strafe nicht überschritten werden. Aber die Preise waren nicht hoch. In einem Gasthause erster Klasse kostete ein Zimmer mit Schlafkammer nach vorn heraus einen Taler, nach hinten heraus zwölf Groschen; Mittagstisch zu fünf Gängen sechzehn Groschen, Abendtisch (drei Schüsseln nebst Butter und Käse) zwölf Groschen. Noch billiger hatte man es in den Gasthöfen zweiter

Klasse, wo man für acht bis zehn Groschen wohnen konnte, während man in denen dritter Klasse nur sechs Groschen für ein Zimmer und für das Mittagsmahl drei Groschen zu zahlen hatte. In den Restaurants schwankte der Preis für ein Mittagbrot zwischen drei und zwölf Groschen; in den eleganteren Speisehäusern, wie bei Corsica am Wasser hinter dem Zeughause und bei Richard im Tiergarten, konnte man aber auch schon mehr Geld ausgeben.

Nun waren die Linden die Prunkstraße Berlins geworden. Hierher zogen sich auch die großen Hotels wie die „Sonne“, die später in das Hôtel de Russie umgetauft wurde und wo der Traiteur Jagor sein vielbesuchtes Restaurant besaß, wie der „Goldene Hirsch“ mit der Habelschen Weinstube, die noch heute existiert, und wie das erst kürzlich niedergerissene Hotel zur Stadt Rom. Das hat sich von den alten Gasthäusern Berlins mit am längsten gehalten und unter Julius Mühling seine Blütezeit erlebt. Vor Siebzig wurden, namentlich vom Landadel, auch das Hôtel d'Angleterre, das Hôtel de Brandebourg und der Rheinische Hof viel besucht.

Einen kraftvollen Aufschwung nahm das Berliner Hotelwesen aber erst nach Eröffnung des Hotels Kaiserhof am 1. Oktober 1876, das zum größten Teile mit der Einrichtung zweier neugegründeter Wiener Hotels ausgestattet wurde, die nach dem unglücklichen Verlaufe der Weltausstellung von 1873 zusammengebrochen waren. Kaiser Wilhelm I. besichtigte den für damalige Verhältnisse unerhört prächtig ausgeführten Bau bei einem zweistündigen Besuche und äußerte bei der Besichtigung der Fürstenzimmer zu dem ihn begleitenden Prinzen Karl: „So können w i r es nicht haben . . .“ Schon zehn Tage später wurde der Kaiserhof ein Opfer der Flammen, aber bald wieder in der alten Größe aufgeführt.

Der sich ständig vermehrende Fremdenbesuch verlangte neue große Gasthöfe, die sich meist um die Bahnhöfe zu gruppieren begannen. Zunächst entstanden das Zentral-Hotel in der Friedrichstraße und das Alexanderplatzhotel, und nun schossen die großstädtischen Karawansereien wie Pilze aus der Erde. Ganz

in der Nähe des Zentral-Hotels erhoben sich Continental, Savoy, Coburg, Russischer Hof, Splendid, Austria, Prinz Heinrich, Stadt Kiel, Friedrichshof und andere. Aber auch in den entfernteren Stadtgegenden regte es sich. Am Stettiner Bahnhof wurde das Hotel Baltic erst vorjährig eingeweiht, nur am Schlesischen Bahnhof sieht es noch ziemlich öde aus. Unter den Linden ist das Hotel Adlon hinzugekommen, am Potsdamer Platz das Hotel Esplanade in der Bellevuestraße; hier wurden auch die Hotels Bellevue und Fürstenhof vergrößert und umgebaut. Am Anhalter Bahnhof trat zu den älteren kleineren Gasthöfen das Hotel Excelsior, das sich gut eingeführt hat.

Aber weiter nach Westen rückten die Hotels nur langsam vor. In der Nähe des Bahnhofs Zoologischer Garten mußte der Fremde sich lange mit Privatpensionen und Hospizen behelfen. Dann wurden das Park-Hotel in der Hardenbergstraße, das Kurfürsten-Hotel und das Hotel Zoo und am Tiergarten das Hotel Fürst Bismarck erbaut, alles durchaus anständige Häuser, doch nicht mit den großen Hotels in der Stadt zu vergleichen. Man schien noch immer der Ansicht zu sein, daß der wohlhabende Fremde lieber im Zentrum der Sehenswürdigkeiten wohne als hier draußen, obwohl die Verbindungen mit der Stadtbahn und der Untergrundbahn wie auch mit den elektrischen Straßenbahnlinien ausgezeichnete sind. Jetzt endlich scheint der Bann gebrochen zu sein. An der Ecke des Kurfürstendamms und der Kurfürstenstraße ist ein Hotelkoloß im Entstehen, das Eden-Hotel; ebenso soll das sogenannte Romanische Haus umgewandelt werden, und noch weiter heraus am Kurfürstendamm, nach Halensee zu, sieht ein riesiges Boarding House seiner Vollendung entgegen. Damit hätte das Hotelnetz sich über ganz Berlin gespannt, mit alleiniger Ausnahme des äußersten Nordens und der Kreuzberggegend, wo ein Bedürfnis nach Hotels nicht vorliegt. Aber auch das kann folgen. Die Krise im Berliner Hotelwesen scheint jedenfalls glücklich überwunden zu sein.

18. Juli

Ein sehr altes Ehrenerbamt ist kürzlich erneuert worden: der König hat dem Grafen Philipp Rudolf von Ingelheim die Würde eines Erbkämmerers des Herzogtums Nassau verliehen. Die alten Erbämter sind aus den, mit den Kurwürden hervorgegangenen Erzämtern entstanden. Schon am fränkischen Königshofe finden sich die Ämter des Truchseß, des Marschalls, des Kämmerers und des Schenken. Im Deutschen Reich wurden diese Ämter bei festlichen Gelegenheiten von Reichsfürsten ausgeübt, und zwar war der Kurfürst von Mainz Erzkanzler für Deutschland, der von Trier Erzkanzler von Burgund; Köln hatte das Erzkanzleramt für Italien, Böhmen das Erzschenkamt, der Pfalzgraf bei Rhein war Erztruchseß, der Kurfürst von Sachsen Erzmarschall, der Kurfürst von Brandenburg Erzkämmerer (die feierliche Belehnung des letzteren erfolgte am 15. April 1417 zu Konstanz). Bei den Kaiserkrönungen wurden die Funktionen der Erzämter genau festgesetzt; doch war es schon damals üblich, daß die Kurfürsten sich durch bestimmte Unterbeamten vertreten lassen konnten. So entwickelten sich im veränderten Laufe des Zeremoniells die Erbämter, deren Inhaber den ältesten und ersten, wenn auch nicht immer reichsständischen Adelsgeschlechtern angehören mußten. Die Erbämter waren also tatsächlich nur Stellvertretungsämter. Beispielsweise waren die Grafen zu Pappenheim Erbmarschälle seit 1193; Erbschenke waren die Limburgs, Erbtruchsesse die Waldburgs, Erbkämmerer die Hohenzollern, Erbschatzmeister die Sinzendorfs. Dazu kamen noch einige nicht mit den Erzämtern korrespondierende Erbämter, wie das Reichsjägermeisteramt der Grafen Urach, das Reichstürhüteramt der Grafen Werthern, das Reichserbvorschneideamt der Herzöge von Mecklenburg. Nach der Auflösung des alten Reiches erhielten sich die Erbämter in einzelnen deutschen Ländern noch lange weiter und wurden durch neubegründete Hofämter ergänzt. So haben wir am preußischen Hofe ein Oberstkämmereramt (Fürst Solms-Baruth), einen

Oberstmarschall (Fürst Fürstenberg), einen Oberstschenk (Fürst Hatzfeldt), einen Obersttruchseß (Fürst Radolin) und einen Obertruchseß (Graf Wedel), einen Oberküchenmeister (Graf Pückler) u. a. m. Das sind aber lediglich Hofchargen, mit denen einzelne Persönlichkeiten belehnt werden, während die Landeshofämter erblich sind. Es bestehen in Ostpreußen vier: der Landhofmeister, der Oberburggraf, der Kanzler, der Obermarschall; in der Provinz Brandenburg gibt es acht solcher Erbämter, in Schlesien sechs usw. In Bayern wurden 1808 vier lehnbare Reichskronämter geschaffen. Die Fürsten Öttingen führen noch die Kronobersthofmeisterswürde, die Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst sind Kronoberstkämmerer, die Thurn und Taxis Kronoberstpostmeister; die Würde des Kronoberstmarschalls ist heute meines Wissens unbesetzt. Auch in Württemberg wurden zur selben Zeit vier lehnbare Kronämter geschaffen: der Reichserbmarschall (Hohenlohe-Öhringen), der Reichserboberhofmeister (Waldburg-Zeil-Wurzach), der Reichserbpanner (Zeppelin) und der Reichserboberkämmerer (unbesetzt).

Das Erbkämmereramt von Nassau datiert auch auf die kurmainzische Zeit zurück. Der neu belehnte Graf Philipp Rudolf von Ingelheim genannt Echter von und zu Mespelbrunn auf Schloß Mespelbrunn im Spessart und Schloß Geisenheim im Rheingau (wo der treffliche „Ingelheimer" wächst), ist gegenwärtig der Chef des alten rheinischen Geschlechts, das 1125 zuerst urkundlich erscheint, 1680 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und 1816 in der bayerischen Grafenklasse immatrikuliert wurde. Die Namensverbindung mit den Freiherrn Echter von und zu Mespelbrunn wurde 1689 genehmigt. Mit dem Fideikommiß Mespelbrunn ist die erbliche Würde eines Reichsrats der Krone Bayerns seit 1911 verbunden. Graf Philipp Rudolf ist mit der Gräfin Leopoldine Schenk von Stauffenberg vermählt, wobei bemerkt werden mag, daß der Beiname Schenk zu einem alten Adelsnamen fast immer auf die ehemalige Erbschenkenwürde des betreffenden Geschlechts zurückzuführen ist. —

Der Tod der Vicomtesse Therese Werlé, die dem altberühmten Champagnerhause Cliquot-Ponsardin angehörte, hat manche irrtümliche Mitteilungen über die Familie in die

Blätter gebracht. Tatsache ist, daß die Werles, damals noch ohne Akzent auf dem letzten e, aus Deutschland stammten, aber nicht aus Eßlingen, sondern aus Wetzlar an der Lahn. 1821 kam ein Werle als armer Teufel nach Reims, arbeitete sich im Hause Cliquot empor und wurde schließlich Associé der alten Veuve Cliquot, der 1777 geborenen Tochter des Barons Ponsardin, die 1794 den reichen Bankier und Weingroßhändler François-Marie Cliquot heiratete und seit 1805 Witwe war. Sie starb 1866 auf ihrem wundervollen Schlosse Boursoult, und die Stettenheimschen „Berliner Wespen" brachten ihr damals folgenden Nachruf:

„Begehrtes Weib, das keinen Korb gegeben,
Als den man selber sich bei dir bestellt,
Als Witwe schiedest du aus diesem Leben,
Um auszuruhn in einer bess'ren Welt.
So schlumm're sanft — nicht mag die Erd' dich drücken,
Bis einst am frohen Auferstehungsfest
Die Schar der Engel, um sich zu erquicken,
Auch Cliquot Veuve sich kommen läßt . . ."

Sie hinterließ keinen männlichen Erben; ihr ungeheures Vermögen fiel ihrer Enkelin zu, der Herzogin d'Uzès, die als Freundin Boulangers bekannt wurde. Das Geschäft aber ging an Herrn Werle über, dessen Sohn päpstlicher Comes wurde und sich nun, ganz Franzose geworden, Alfred Comte de Werlé nannte. Er heiratete 1865 Mathilde Lannes, eine Schwester des fünften Herzogs von Montebello und Nachkömmlings jenes Marschalls Lannes, den Napoleon nach einem Dorfe in der italienischen Provinz Pavia zum Duc de Montebello erhob. Graf Alfred Werlé starb 1907 in Reims. Die jetzt heimgegangene Gräfin Werlé, eine geborene Deviolaine, war die Gattin seines ältesten Sohnes. Dessen Schwester wiederum, Barbe Marthe Werlé, 1906 verstorben, war die erste Gemahlin des Prinzen Pierre de Chimay, belgischen Gesandten in Paris. Die Wetzlarer Weinhändlersfamilie hat es also zu etwas gebracht.

Das Überhandnehmen der Nachtlokale in Berlin W

28. Juli

Einen sehr interessanten Beschluß hat die Charlottenburger Gemeindeverwaltung gefaßt: sie will dem Überhandnehmen der Nachtlokale in der vornehmsten Gegend der Stadt, also im W Groß-Berlins, einen starken Riegel vorschieben.

Daß das Nachtleben Berlins nicht „großstädtisch“ sei, wird niemand beklagen können. Ich habe im Laufe der Jahre den größten Teil der europäischen und außereuropäischen Großstädte kennengelernt und mich mit dem Champagnereifer (weil ich nicht Biereifer sagen will) eines Genußfreudigen, der selbst der Sünde kühn ins Auge zu sehen vermag, auch in die nächtlichen Vergnügungen dieser Städte gestürzt. Aber ich muß sagen, daß Berlin in dieser Beziehung so ziemlich an der Spitze marschiert. Paris gilt ja noch immer als das Babylon von heute. Doch wer das nächtliche Paris auch am allergründlichsten ausgekostet hat, wird wahrheitsgemäß erklären müssen, daß es Berlin nicht in den Schatten stellt. Die Montmartre-Freudigkeit ist ziemlich gequält worden; die Illusionslokale mit ihren blöden Sensationen können nur noch die naivsten Provinzler anlocken, und die Tanzkneipen reichen in der Eleganz der Ausstattung an das Berliner Palais de Danse und seinen Annex, den Pavillon Mascotte, nicht heran, wofür wir uns denn auch entgegenkommend dazu entschlossen haben, den Nachtlokalen in der deutschen Reichshauptstadt französische Namen zu geben. Den französischen Firmenschildern haben sich in letzter Zeit vielfach die englischen angeschlossen; man greift auch über den Kanal hinüber, nennt ein neues Nachtcafé „Piccadilly“ und ein anderes „The Queen“, und wenn der Metropolpalast wirklich an ein englisches Konsortium verkauft werden sollte, wird aus dem Palais de Danse vielleicht eine Dancing Hall. Aber es ist noch nicht so weit. Das englische Aktienwesen entspricht nicht dem unserigen, und daraus ergeben sich Schwierigkeiten, die nicht so leicht zu umgehen sind. Der Umweg über London könnte doch ministeriellerseits verlegt werden, und dann haben wir die erhebende Genugtuung, daß mit dem Palais de Danse alles beim alten bleibt.

Meine Erinnerung reicht ziemlich weit zurück. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege setzte in Berlin der große Gründungsschwindel ein, und in dem doppelten Siegesjubel, der die Gemüter entflammte, versuchte die neue Reichshauptstadt nach Möglichkeit rasch das Preußisch-Provinzielle abzustreifen. Im älteren Berlin war nicht viel los. In den vierziger Jahren war das Colosseum in der Alten Jakobstraße das glänzendste Nachtlokal der Stadt. Es war aus dem sogenannten „Wiener Saal" hervorgegangen, der sich wieder aus einem kleinbürgerlichen Gartenlokal entwickelt hatte, das man im Volksmunde „Das Hundeleben" nannte. Tiefer standen der „Onkel" in der Dorotheenstraße, eine Tanzkneipe, die schon unter Friedrich Wilhelm II. bestand und damals sogar vom Hofe besucht wurde, ferner das altberühmte Lokal von Louis Gräbert in der Kleinen Waldemarstraße, das dem Pariser Bal Bullier ähnelte. In der Krausenstraße lag die Friedrichstädtische Halle und vor dem Oranienburger Tore die Villa Bella. Wollte man noch tiefer steigen, so ging man in die „Lederne Flinte" in der Jerusalemer Straße, zu Monno in der Grenadierstraße, in den Schmoortopf in der Mulacksgasse oder in Spiegelbergs Tanzsalon vor dem Prenzlauer Tore. Nach dem großen Kriege wurde es eleganter. Die alten Tanzlokale Colosseum, Orpheum, Vauxhall und wie sie alle heißen, verfeinerten sich; Unter den Linden wurde noch immer Mesers Salon stark besucht, und auch in dem neu entstandenen Antons Salon in der Dorotheenstraße konnte man sich die Nacht um die Ohren schlagen. Die Polkakneipen des alten Berlin verwandelten sich in die Tingeltangel, die in den siebziger Jahren das ganze Nachtleben beherrschten. Da war vor allem die Academy of Music des Herrn Moor, eines verdrehten kleinen Deutsch-Amerikaners, dann der „Orient unter Palmen" und das „Concert de Noblesse". Im Wechsel und Wandel der Zeiten wurden aus den Tingeltangeln schließlich die Kabaretts, die sich Dank Wolzogens Fürsorge einen gewissen literarischen Anstrich gaben, aber auch nicht viel mehr wert sind als ihre Vorgänger mit den vulgären Namen. Heute wimmelt es in der ganzen Friedrichsstadt von nächtlichen Vergnügungslokalen, und man braucht nicht mehr wie ehemals auf

die bunten Laternen vor den Restaurants „mit Bedienung von zarter Hand“, auf die Animierkneipen alten Genres, hereinzufallen, wenn man sich zwischen zwölf und fünf amüsieren will.

Nun habe ich durchaus nichts gegen ein flottes Nachtleben, wenn es einer modernen Weltstadt einigermaßen würdig ist. Aber es genügt, wenn es zentralisiert bleibt; es braucht sich nicht auszudehnen. Ich wohne seit zwanzig Jahren auf Charlottenburger Gebiet, da, wo es an die Grenzen der Berliner Kommune stößt, und habe die Entwicklung dieses Westens genau verfolgen können. Es war ehemals eine stille vornehme Gegend, und so wünschten sie sich die Bewohner und so wollten sie sie auch erhalten wissen. Aber es kam anders. In den letzten Jahren ist das Dreieck vom Zoologischen Garten bis zum Wittenbergplatz und zur Hälfte des Kurfürstendamms nach Halensee mit neuen Schanklokalen, Cafés, Bars, Destillationen, Kinematographentheatern und Tanzkneipen wahrhaft überschwemmt worden. Nach dem Nollendorfplatze zu mehren sich die Kneipen und werden immer übler; um den Eispalast, in dem jetzt an bestimmten Abenden auch getanzt werden darf, hat sich eine ganze Kolonie fragwürdiger Nachtcafés angesiedelt, und am Kurfürstendamm sind Nachtkonditoreien entstanden, die die Prostitution der inneren Stadt hierher locken — in eine Gegend, die bisher völlig frei von den Strichvögeln der Gesellschaft gewesen war. Der ganze Charakter dieses Stadtviertels hat an Vornehmheit erheblich eingebüßt, und man kann es den Bewohnern nicht verdenken, daß sie gegen eine solche Verschandelung ihres Quartiers energisch Protest erheben . . .

Die Hundstage — Die Tragödie des Justizrats Michaelis

8. August

Um diese Zeit komme ich ungern aus meiner Sommerfrische nach Berlin. Das Berlin der Hundstage gehört in der Flucht der Erscheinungen zu jenen Bildern, die man ohne Wehmut im Gedächtnisse löschen kann. Und wenn man nun gar in dem Augenblicke, da man bei der Ankunft aus dem Coupé

steigt, einen Bekannten trifft, der uns in aller Eile ein paar unerfreuliche Mitteilungen zu machen hat, dann möchte man am liebsten mit dem nächsten Zuge wieder zurück auf das Land.

So erging es mir am Dienstag abend. Als ich auf dem Bahnhof Zoo ausstieg, mit dem festen Vorsatze, mir einmal einen vergnügten Abend zu machen, kam mir ein Freund entgegen, der mir kräftig die Hände schüttelte und nach der ersten Begrüßung fortfuhr: „Wissen Sie schon, daß Justizrat Michaelis Selbstmord begangen hat?“ . . .

Natürlich hatte ich keine Ahnung davon. Ich hatte Michaelis vor einigen Wochen zum letzten Male gesehen: zufällig, auf der Straße, und wir waren ein Viertelstündchen lang plaudernd nebeneinander gegangen. Ich hatte ihm von meiner letzten großen Reise erzählt, und da sagte er: „Einen solchen Bummel um die Welt möchte ich auch mal machen. Ich glaube, das würde mich auffrischen. Sie ahnen gar nicht, wie nervös ich bin. Aber unsereins kann sich ja höchstens für ein paar Wochen Urlaub schaffen. Vielleicht richte ich mich so ein, daß ich auf einen Wintermonat nach Ägypten kann. Das ist meine Sehnsucht . . .“

So sagte er. Aber es sollte anders kommen. Er hat eine Reise angetreten, von der es keine Rückkehr gibt. Man weiß bereits, daß Michaelis ein Opfer seiner unseligen Leidenschaft für das Spiel geworden ist. Moralisten werden es leicht haben, ihn schonungslos zu verdammen. Aber man braucht kein prinzipieller Anhänger der Mode gewordenen Bewegung gegen die Moral zu sein, braucht sich auch nicht in eine krause Sophistik zu stürzen, um tiefstes Mitleid mit dem Unglücklichen zu empfinden. Michaelis hat mannhaft gegen seine vernichtende Leidenschaft angekämpft. Ein paar Jahre hindurch hat er keine Karte angerührt. Und dann kam doch wieder eine Stunde, da er erlag. Man erzählte mir, das sei an der Riviera gewesen. Er war von Nizza nach Monte Carlo gefahren, in Begleitung von Freunden, denen er lachend erklärt hatte, er werde im Spielsaal eine Viertelstunde dem Jeu zusehen, ohne auch nur ein Fünffrankstück zu setzen. Aber als die Freunde wiederkamen,

ihn abzuholen, saß er bereits an einem der Trente et quarante-Tische und zeigte triumphierend auf eine Anzahl Plaques, die er gewonnen hatte.

Meist hatte er Unglück im Spiel. Und das pflegt ein noch größerer Anreiz zu sein als das Glück. Man hofft immer und immer noch. Man hofft, endlich einmal das verdammte Glück zu zwingen, und bis zu seinem Tode war auch in Michaelis diese Hoffnung nicht ausgestorben. In Enghien setzte er sich zum letzten Male an den grünen Tisch. Da war er schon ein ruinierter Mann. Er hatte am ersten August 80000 Mark zu zahlen. Vielleicht lächelte ihm Fortuna. Aber sie nahm ihm auch den Rest seiner mühselig zusammengepumpten Barschaft.

Ein schreckliches Schicksal — ganz gewiß. Und ganz gewiß auch, daß der Unglückliche sich sein Schicksal mit eigener Hand geschaffen hatte. Ohne diese schreckliche Leidenschaft wäre er ein reicher Mann gewesen, denn er gehörte zu den begehrtesten Anwälten Berlins, war eine eminent fleißige Natur und wurde hoch honoriert. Dem Rechtsanwalt Fritz Friedmann ist es s. Z. ähnlich ergangen. Er ließ an den Spieltischen nicht nur sein Geld, sondern auch seinen guten Ruf zurück. Und noch ein anderer Freund des Justizrats Michaelis hat seine Spielpassion schwer büßen müssen: der Theateragent Entsch, dem sein Geschäft Hunderttausende einbrachte und der dennoch zusammenbrach, weil er von den Karten nicht lassen konnte.

Es ist gesagt worden, Michaelis habe auch sonst über seine Verhältnisse gelebt. Das ist nicht der Fall gewesen. Er führte ein Dasein in gutem Stil, hatte eine schöne Wohnung und eine geschmackvoll ausgewählte Bildergalerie und wußte sich das Leben mit feinem Ästhetizismus auszugestalten, — aber das konnte er bei seinen hohen Einnahmen auch. Im übrigen war er kein Schwelger und kein Verschwender, und auch seine Gattin hatte nie Neigung zu einer übertrieben lockeren Hand. Einzig das Spiel war sein Verderben.

Schade um ihn. Ich glaube, nur seine Geldgeber wird er als Feinde hinterlassen haben: wenigstens die, die an ihm verloren haben. In der Berliner Gesellschaft, vor allem in Schriftsteller- und Künstlerkreisen, gehörte er zu den beliebtesten Erscheinun-

gen. Er war ein ausgezeichneter Jurist, ein vielseitig gebildeter geistreicher Mensch, eine liebenswürdige Natur und auch ein Mann mit grundgutem Herzen: immer gefällig und immer zum Helfen bereit, wo sich Hilfe als nötig erwies. Aber schon seit Jahren hatte sein Wesen etwas Fahriges und Unausgeglichenes angenommen: Seine Nerven waren ruiniert: das gestand er selber zu. Fernerstehende hielten ihn für überarbeitet. Die ihn näher kannten, ahnten indes wohl, was diesen großen eleganten Mann zermürbte. Und schließlich konnte er auch nicht mehr den Schein wahren. Er sah das Ende vor Augen und klammerte sich doch noch an einen Strohhalm. Er mochte noch in Enghien hoffen — und die Seine war nahe. Schade um ihn...

Graf F. W. K. von Rothenburg auf Polnisch-Nettkow — Der letzte Hofmarschall des letzten hannoverschen Königs (Baron Ompteda)

30. August

Vor einigen Tagen verstarb in Berlin der Majoratsherr von Polnisch-Nettkow in Schlesien, der Hohenzollernblut in den Adern hatte: der Graf Friedrich Wilhelm Karl von Rothenburg. Als ich diese Todesnachricht las, marschierten meine Gedanken weit zurück — so ungefähr vierzig Jahre, in die Zeit, da ich noch im alten Berliner Kadettenkorps in der Neuen Friedrichsstraße die Bänke drückte. Damals lag ich mit Friedrich Rothenburg auf der gleichen Kompagnie, und wir hatten uns so ein bißchen angevettert, weil mir seine forsche Art und sein unbekümmerter Leichtsinn gefielen und weil er auch gegen Ende des Monats immer noch Geld hatte, das wir in der Tabagie oder am Sonntag bei Josty an der Stechbahn vernaschen konnten. Und nachdem wir glücklich durch das Examen gekommen waren, traf es sich, daß wir uns bei derselben Kavalleriebrigade wiederfanden; er war Kürassier geworden und ich Ulan, und dann besuchte ich ihn auch einmal auf seinem schönen Schlosse und hörte schließlich jahrzehntelag nichts mehr von ihm — bis ich seinen Tod angezeigt fand ... Sein Vater war Friedrich Wilhelm Konstantin, der letzte Fürst von Hohenzollern-Hechingen, geboren 1801, gestorben 1869. Der Fürst

war seinem Vater 1838 in der Regierung gefolgt und wurde 1842 durch den Tod seiner Mutterschwester auch Herzog von Sagan. In Übereinstimmung mit der Sigmaringenschen Linie entsagte er laut Übereinkunft vom 7. Dezember 1849 der Regierung und überließ — vorbehaltlich der Rechte eines souveränen Fürsten — sein Fürstentum dem König von Preußen gegen eine Leibrente von jährlich zehntausend Talern. Das war nicht viel, aber da der Fürst sehr reich war und auch seine Güter und Zehnten in Hohenzollern behielt und da er ferner für die Abtretung des Hechinger Haus-Fideikommißvermögens an den Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen sich einer Jahresrente von vierzigtausend Gulden erfreute, so konnte er schon zufrieden sein. Der Vertrag mit Preußen wurde im Februar 1850 ratifiziert; im März nahm König Friedrich Wilhelm IV. das Land in Besitz und ließ sich im August huldigen. Mit dem Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin starb am 3. September 1869 die Linie Hohenzollern-Hechingen im Mannesstamme aus.

Er war zweimal verheiratet gewesen. Seine erste Gattin war die Prinzessin Eugenie von Leuchtenberg, eine Tochter des Herzogs Eugen Fürsten von Eichstätt, der zur Zeit des ersten Kaiserreichs Vizekönig von Italien war, und der Prinzeß Amalia Augusta von Bayern, und Enkelin des 1794 guillotinierten Vicomte Alexandre Beauharnais und der Josefine Tascher de la Pagerie, nachmaligen Kaiserin der Franzosen. Heute ist die Familie Leuchtenberg nach Rußland verpflanzt worden, und da dieser kleine genealogische Seitensprung ganz interessant ist, so sei er rasch erzählt. Leuchtenberg war dereinst eine gefürstete Landgrafschaft in der Oberpfalz, stand früher unter eigenen Landgrafen und kam 1712 in kurfürstlich bayrischen Besitz. Hundert Jahre hindurch wurde nun Leuchtenberg von den bayrischen Kurfürsten gewöhnlich als Apanage an die jüngeren Prinzen vergeben, bis 1817 König Maximilian Josef von Bayern die alte Landgrafschaft seinem Schwiegersohn, dem genannten Eugen Beauharnais Fürsten von Eichstätt, als mediatisiertes Herzogtum abtrat. Eugen hatte vier Töchter: Josefine, Gattin des 1859 verstorbenen Königs Oskar von Schweden, Eugenie, die

erste Gemahlin des Fürsten Friedrich Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen, Amalie, Witwe des Kaisers Dom Pedro von Brasilien, und Theodolinde, Gattin des Grafen Wilhelm von Württemberg. Dazu zwei Söhne: Karl August Eugen Napoleon, den Gatten der Königin Maria von Portugal, und Maximilian Eugen Josef Napoleon, der sich 1839 mit der Großfürstin Maria von Rußland vermählte. Die Söhne dieser Ehe erhielten den Titel Kaiserliche Hoheit und den Zunamen eines Fürsten von Romanowski. Der älteste Sohn Nikolaus heiratete die verwitwete Frau Nadeschda Akinsow, geborene Annenkow, und deren Deszendenz durfte nun wieder den Titel der Grafen Beauharnais annehmen, während die beiden Söhne zugleich den Titel Herzöge von Leuchtenberg (mit dem Prädikat Durchlaucht) erhielten. So kam der deutsche Name Leuchtenberg zuerst nach Frankreich und dann nach Rußland.

Die Ehe des Fürsten Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, der nach seiner Abdankung mit den Prärogativen eines nachgeborenen preußischen Prinzen auf seiner Herrschaft Löwenberg in Schlesien ganz seiner Neigung zur Musik lebte, mit Eugenie Leuchtenberg währte nur drei Jahre. 1847 verstarb die Prinzessin, und 1850 schloß der Fürst eine neue (morganatische) Ehe mit der Freiin Amalie Schenk von Geyern, die ihm drei Kinder schenkte, aber 1863 von ihm geschieden wurde. Sie heiratete ein paar Monate nach der Scheidung den früheren Hofmarschall ihres ersten Gatten, Rittmeister a. D. Gustav von Meske und ist erst 1897 in Wiesbaden verstorben. Sie war schon am Tage ihrer Vermählung mit dem Fürsten durch preußische Kabinettsorder eine Gräfin von Rothenburg geworden, und Name und Titel gingen auch auf ihre Kinder erster Ehe über. Die älteste Tochter, Gräfin Elisabeth, heiratete einen Herrn von Rosen und nach Scheidung von ihm einen niederländischen Offizier, Herrn von Lübtow. Der jüngste Sohn, Graf Wilhelm, Herr auf Ziegenberg im Kreise Osterode, ist mit Freda-Maria Gräfin Dohna, Tochter des verstorbenen Grafen Adolf Dohna-Schlodien auf Carwinden, vermählt. Sein älterer Bruder, der jüngst verstorbene Graf Friedrich, der das große, 1872 gestiftete Majorat Polnisch-Nettkow besaß, war zweimal geschie-

den: von Dorothea Schirmer und Sophie-Elfriede Baronesse Krane (jetzigen Baronin Löw-Steinfurth); seine Witwe ist eine geborene Billig, die ihm drei Kinder schenkte. Nachfolger im Majorat ist dagegen der einzige Sohn erster Ehe, der die Vornamen seines Großvaters trägt, Friedrich Wilhelm Konstantin. Übrigens gab es schon einmal Grafen von Rothenburg: das waren die Besitzer von Rothenburg ob der Tauber, ein Geschlecht, das bereits Anfang des zwölften Jahrhunderts ausstarb. Sicher aber erhielten die Kinder des letzten Fürsten von Hechingen ihren Namen nach diesem fränkischen Rothenburg, das als Reichsstadt unter den Burggrafen von Nürnberg stand.

In Dresden starb am 25. August im Alter von einundachtzig Jahren der Hofmarschall und Zeremonienmeister des letzten Königs von Hannover Wilhelm Heinrich Freiherr von Ompteda, der Vater des Schriftstellers Georg von Ompteda. Die Ompteda sind friesischer Uradel, seit etwa 1315 urkundlich beglaubigt, seit 1500 durch Stammreihen belegt. Sie waren gute Hannoveraner, haben aber längst ihren Frieden mit Preußen gemacht, so daß seitdem die meisten männlichen Mitglieder des Geschlechts der preußischen Armee angehörten oder noch angehören. Der verstorbene Baron Ompteda war mit einer Tochter des ehemaligen sächsischen Landstallmeisters von Mangoldt in Moritzburg vermählt, und aus Moritzburger Jugenderinnerungen ist auch Georg von Omptedas schöner Roman „Benigna" entstanden. Georg von Ompteda, der sich in Meran ein prächtiges Heim geschaffen, hatte eine junge Französin, Marie Motard, geheiratet, die sich nach ihrer Scheidung mit einem Rittmeister seines früheren Regiments wieder vermählte und jetzt in Paris lebt. Der einzige Bruder Georgs ist Major im sächsischen Kriegsministerium. Übrigens war auch ein Onkel von ihm schriftstellerisch tätig, ein Bruder seines Vaters: der frühere hannoversche Finanzrat und spätere preußische Kammerherr und Schloßhauptmann von Montabaur, Freiherr Ludwig von Ompteda, der ein paar Romane und ein sehr pläsierliches Kulturbild „Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten" geschrieben hat.

Der Roman eines jungen Edelmanns — Die aus der Rasse Gefallenen — Die alten Kameraden

13. November

Aus Monte Carlo geht den Zeitungen die Nachricht zu, daß sich in einem Hotel zu Nizza der Graf Günther K. erschossen habe. Die Vermutung liegt nahe, daß er seine letzte Lebenshoffnung auf die grünen Tische Monte Carlos gesetzt und sie — verloren hat. Damit ist der Roman eines jungen Edelmannes zu Ende, der zu den typischen Erscheinungen der Entgleisten oder aus der Rasse Gefallenen gehört. Er gehörte einer unserer ältesten und vornehmsten Familien an. Sein Großvater war Staatsminister, seine Mutter eine wohlbekannte Erscheinung in der Berliner Hofgesellschaft; seine Brüder sind Kavallerieoffiziere. Er selbst, der kaum vierzigjährig Gewordene, war gleichfalls Offizier bei einem Berliner Kavallerieregiment, und er hätte bei seinem Namen, seiner Persönlichkeit und seiner Begabung eine gute Karriere machen können, wenn es ihm geglückt wäre, seinem bodenlosen Leichtsinn rechtzeitig Zügel anzulegen. Aber das war nicht der Fall. Nach der Scheidung von seiner ersten Gattin, der Tochter eines höheren Offiziers, glitt ihm der Boden unter den Füßen fort. Immerhin hatte er damals noch eine gewisse Geltung in der Gesellschaft. Doch nicht mehr zu lange. Es sickerte durch, daß er in allen Spielzirkeln zu finden war; auch in verschiedenen großen Spielerprozessen fand man ihn als Zeugen wie als Angeklagten, er mußte sich auch eine Verurteilung gefallen lassen. Zwischendurch kam gelegentlich ein Aufschwung zum Besseren; er beschäftigte sich journalistisch, Freunde von früher her versuchten ihm Halt zu geben — es war alles umsonst. Brüchig gewordene Existenzen lassen sich schwer wieder zusammenfügen. Nun ging er auf die Heiratsschau: er wollte seinen Namen verkaufen. Er hat noch viermal geheiratet, aber diese Ehen währten allesamt nur eine kurze Frist, dann folgte unfehlbar die Scheidung. Jetzt ist der Revolver die letzte Ausflucht des Unglücklichen geworden...

Ganz zweifellos: der Mann hat sich selber sein Schicksal geschaffen. Einem so unerhörten Leichtsinn gegenüber hört selbst das Mitleid auf, dem ich mich nicht entziehen konnte, als ich einmal einem anderen Entgleisten begegnete. Das war in der

Chinesenstadt San Franzisko. In dem nächtlichen Gewühl dieses unheimlichen Milieus, das ebenso widerwärtig als interessant ist, legte sich mir eine Hand auf die Schulter, und zugleich hörte ich eine bettelnde Stimme hinter mir. „Können Sie einem hungernden Kameraden nicht aus der Not helfen?" ... Ich sah mich um und sah in ein blasses verhärmtes Gesicht, das trotz tiefgegrabener Linien der Entbehrung noch immer nicht den charakteristischen Typus des norddeutschen Adels verleugnen konnte. Und dann blieb der Mann eine Zeitlang an meiner Seite und flüsterte mir in abgebrochenen Sätzen seine Geschichte zu. Eine alte, sich immer wiederholende Geschichte. Offizier, Schulden, Abschied, Fron in der Fremde, dem Untergang nahe. Er nannte mir auch seinen Namen, vor dem man bei uns den Hut zieht, und war glücklich, als ich ihm fünf Dollar gab ...

Das Ausland ist die Zufluchtsstätte aller dieser Niedergebrochenen. Ich habe auf meinen Reisen gar viele getroffen. Manche hatten sich nach Jahren bitterer Erfahrungen auf festes Land retten können, andere wieder ernährten sich vom Bettel und von — Schlimmerem. In Neuyork begrüßte mich ein stattlicher Schutzmann als ehemaliger Kamerad, und ein paar Straßen weiter fand ich einen früheren Offizier als Barkeeper. In Manila hatte sich einer mit einer schokoladefarbenen Mestizin verheiratet, auf Java war ein anderer ein wohlhabender Pflanzer geworden. In Singapore hielt ein Herr v. X. eine der anrüchigsten Spielhöllen; in Kairo war ein Edelmann von bekanntem Namen Fremdenführer, verliebte sich dann in eine reiche Amerikanerin (und sie in ihn) und hat sie wahrhaftig auch geheiratet. Im wilden Westen Amerikas traf ich einen Eisenbahnarbeiter, der bei uns einmal Husarenoffizier gewesen war, und in Utahs Hauptstadt einen Papierhändler mit einem bei uns vielgenannten Adelsnamen. In den großen Städten der States fällt das Auge vielfach auf Firmenschilder mit solchen Namen: die Inhaber sind die Geretteten, denen es nach mancherlei Irrfahrten gelungen ist, sich einen soliden bürgerlichen Beruf zu schaffen. Am seltsamsten berührte mich in Colorado Springs das Wiedersehen mit einem Baron S., der mir vorerzählte, er sei nur in dem reizenden Bergneste, um hier seinen europäischen Rheumatismus auszukurieren ...

Alle zwei Jahre treffe ich mit den alten Kameraden zusammen, die in den Jahren 1874/75 im Verein mit mir die Kriegsschule besucht haben. Der Kreis schmilzt natürlich immer mehr zusammen, die Plätze leeren sich — der Tod hält seine Ernte unter den älter Gewordenen. Unter den noch Lebenden tragen einige schon den Exzellenztitel, andere stehen davor; viele haben den Beruf gewechselt, sind Gutsbesitzer geworden, in den Zivildienst getreten, haben den Abschied genommen, um sich als Agent oder sonstwie noch einen Verdienst zu ihrer Pension zu schaffen. Ein einziger vertauschte die Uniform mit dem vergoldeten Frack einer Hofcharge; einer nur griff zur Feder (das bin ich selbst). Aber auch an Verschollenen und Verkommenen fehlt es nicht. Da war einer, ein Freiherr v. S., ein großer bildschöner Mensch, dessen ich mich noch gut entsinne: der trat seinerzeit in die ägyptische Armee, avancierte rasch zum Major und fand im Kampfe gegen den Mahdi einen rühmlichen Heldentod. Ein kleiner Artillerist soll Methodistenprediger geworden sein; als ich noch mit ihm auf der Kriegsschule saß, eignete er sich für das Predigen wenig — aber der heilige Geist kann ja inzwischen über ihn gekommen sein. Wieder einer wurde Schauspieler (bei dem war das schon glaublicher) und ist in Odessa gestorben. Einer ist Farmer in der Kabylie, einer Kapitän eines Handelsschiffes geworden. Ein netter Graf wurde auf den Balkan verschlagen, nahm dort bei einem längst verblichenen Potentaten eine Stellung als Oberstallmeister an, mußte aber schleunigst den Schauplatz verlassen, weil er mit der schönen Gattin jenes Potentaten liebäugelte, kaufte sich in Österreich ein Gut, machte pleite, kam abermals in die Höhe und ist heute der Vertreter eines glänzenden Geschäfts, bei dem ihm auch sein alter gräflicher Name nichts schadet.

Nicht alle „Entgleisten" sind durch eigene Schuld aus der Bahn geschleudert worden. Auch Zufälligkeiten und Unglücksfälle sprechen mit. Dunkle Mächte brechen zuweilen ganz plötzlich aus dem Hinterhalt hervor, und es gibt kein Wehren gegen sie. Aber auch dann kann der Mann sich zeigen. Vor dem kleinen Deutschen, der in Salt Lake City Papier verkauft, habe ich trotz allem Respekt . . .

1913

Sternickel und Genossen — Rundreise durch die Verbrecherwelt — Die Daktyloskopie

21. Januar

Sternickel und Genossen: ein Stoff für einen Kolportageroman. Wenn Vulpius und die Rinaldo Rinaldinis jener Literaturepoche noch lebten: was hätten sie aus diesem Sternickel gemacht! Ein Kerl nach dem Geschmacke der Hintertreppe. Ein kaltblütiger Mörder, der aber doch auch sentimentale Anwandlungen kennt: der die Kinder schützt und eine zärtliche Liebelei für weiße Tauben hat; der die Polizei zehn Jahre lang zu nasführen weiß, aber ruhig im Lande bleibt; der seinen Raub vergräbt, statt ihn zu verlumpen, und eine tiefe Abneigung gegen die Rastlosigkeit der Städte besitzt. Die Psyche des Verbrechers ist im allgemeinen nicht schwer zu durchschauen. Kriminalisten wissen, daß der ungeheuerlichsten Roheit sich oft unerwartet zarte Seelenregungen beigesellen, daß der Rausch der Mordlust vor einem Kinderlallen wie Spreu im Winde verwehen kann, daß ein Scheusal, das vor keiner Blutschuld zurückschreckt, sich weigern wird, ein harmloses Tier zu töten.

Aber Sternickel ist dennoch nicht so leicht auszukennen. Etwas hat er noch an sich, das für schwere Verbrecher vielfach charakteristisch ist: er renommiert gern. Er rühmt sich seiner zahlreichen Liebschaften und brüstet sich der Morde, die er auf dem Gewissen hat. Mit einer gewissen Genugtuung erzählt er von den Vorgängen in Ortwig; berichtet kaltblütig, daß er sich eine Zigarette angesteckt habe, ehe er sein zweites Opfer erreichen

konnte, und vergißt auch nicht hinzuzufügen, wie man sich über die „komischen Stellungen" der Ermordeten amüsiert habe. Ein fürchterlicher Mensch, aber doch auch ein absonderlicher. Das freie Land hat mehr Lockung für ihn als die Großstadt. Es ist möglich, daß er sich da sicherer gefühlt, und die Tatsache, daß man diese gefährliche Kanaille jahrelang vergeblich gesucht hat, berechtigte ihn ja auch zu diesem Empfinden. Er wußte wohl, daß die Landflucht und die sich immer mehr steigernde Arbeiternot den Bauer oft geradezu zwingt, seine Leute zu nehmen, wo er sie findet. Das Feld kann nicht brach liegen, das Getier in den Ställen muß verpflegt werden. Und Sternickel war sichtlich ein tüchtiger Knecht. Er ließ kein Tier hungern und war in der Frühe der erste auf den Beinen. Mit solchen Arbeitern rechnet der Bauer gern und fragt dann wohl gar nicht nach ihren Papieren.

Wo aber hat Sternickel seinen erbeuteten Raub gelassen? Er mordete zwar auch um hundert Mark, doch man weiß nicht, wie er sein Geld vertan hat. Seine Genossen stürzten sich ohne weiteres in den Strudel Berlins; das sind die echten Sumpfpflanzen der Großstadt. Und es ist auch bezeichnend, wo man sie erwischt hat: bei einer jener „sportlichen" Veranstaltungen, die wie eine Karikatur auf den echten und wahren Sport erscheinen. Ich habe ein einziges Mal in später Nachtstunde das sogenannte „Sechstagerennen" in den Ausstellungshallen des Zoo besucht und einen unbeschreiblich widerlichen Eindruck empfangen. Die Stumpfsinnigkeit dieses atemlosen Abhetzens, das Zwecklose des Trainings, das Ekelhafte der hechelnden, fauchenden, schwitzenden Strampler ist noch nicht das Schlimmste. Übelkeit erregend ist das Verhalten der Zuschauer, die sich wie bei einem Stiergefechte erregen und die Nervenspannung in Gejohl, Gebrüll, Gekreisch, in unartikulierten Lauten anfeuernden Jubels, in gellen Tönen auslösen. Und aus welchen Elementen setzen diese Zuschauer sich zusammen! Gewiß sind auch ehrlich interessierte Sportfreunde darunter (obwohl ich das Interesse gerade bei dem Sechstagerennen nicht verstehe), aber alles andere gehört zum Abhub unserer Gesellschaft — und wenn er sich auch selbst noch zur Gesellschaft rechnet. Wir finden da

Damen in großer Toilette und mit Brillantschmuck, die eben von einem Souper oder Balle kommen, befrackte Herren, die ganze Lebemannswelt und goldene Jugend, Gesindel zu Hauf, Tagediebe und Dirnen, alles durcheinander und Schulter an Schulter, Träger glänzender Namen, die Gents aus dem Tiergartenviertel, Buchmacher, Betrüger — und mitten drinnen zwei der Mörder aus Ortwig. Ein Großstadtbild.

Sie wollten sich auf ihre Art amüsieren, und wahrscheinlich lieben sie auch den „Sport“. Auf den Rennplätzen mischt sich die schon etwas verfeinerte Verbrecherwelt gern unter die Gesellschaft, Schlepper, Hochstapler, Wucherer, Bauernfänger; die Leute vom rauheren Räuberhandwerk bevorzugen die Athletik und die ihr verwandten Sportspezialitäten. In den Gaunerkneipen Berlins findet man deshalb auch vielfach Sportzeitungen — in einer Kaschemme im Norden der Stadt sah ich sogar eine englische illustrierte Wochenschrift ausliegen, die sich neben der Darstellung von Verbrechen aller Art hauptsächlich mit dem Athletiksport beschäftigt und zahlreiche Abbildungen berühmter Ringkämpfer bringt. Ich habe kürzlich einmal in Begleitung eines mir bekannten Kriminalkommissars und mit Unterstützung einiger Kriminalschutzleute, die vor den betreffenden Lokalen Posto faßten, eine kleine Rundreise durch die nördlichen Kaschemmen unternommen, die fabelhaft interessant verlief. Der Norden — die Gegend der Linien-, Grenadier-, Dragoner-, August-, Mulackstraße — ist tagsüber eine anscheinend sehr harmlose Gegend. Man wundert sich höchstens über die zahlreichen „koscheren“ Lokale, Gasthäuser und Schlächtereien: hier oben liegt nämlich das Ghetto Berlins, das Quartier der ärmeren Juden, das zugleich der meist aus Galizien und Ungarn stammenden jüdischen Gaunerwelt allerhand Schlupfwinkel bietet. In der Nacht, namentlich zu vorgerückter Stunde, ist diese Gegend nicht sonderlich heimlich. Da schwirrt es wie um einen Bienenkorb: der Auswurf der Prostitution treibt hier sein Wesen. Farbige Laternen zeigen die Lokale an, in denen man seine Erholung sucht. Sie haben im Volksmunde ihre besonderen Namen, zuweilen so zynisch-gemeine, daß sie sich gar nicht wiedergeben lassen. Ein paar dieser Höhlen habe ich besucht. Die eine ein Zimmer

im Parterrestock eines alten Hauses: vorn das Büfett mit dem Wirt dahinter, einem grauhaarigen Kerl mit schlauem Fuchsgesicht; einige Tische und Stühle, in einer Ecke sogar ein Klavier; starrender Schmutz überall. Aber nun die Gesellschaft. Alle Typen des Verbrechertums: zerlumptes Gesindel, Rowdies mit brutalen Gesichtern, zurückfliegenden Stirnen, eingeschlagenen Zähnen; dann wieder andere mit lebhaft zur Schau getragener schäbiger Eleganz, ein darunter mit unverkennbar feinen Zügen, aber doch zugleich mit tief eingezeichneten Linien der Verkommenheit — und o Gott, diese Weiber! Denn auch diese Gegend hat ihre Sklavenmärkte wie das vornehmere Berlin. Aber was sind das für entsetzliche Geschöpfe! Kein Laster, das auf diesen ausgebleichten Nachtgesichtern nicht seine Spuren zurückgelassen hätte; hie und da geradezu eine abschreckende Häßlichkeit, dann und wann aber auch ein Augenpaar, das von besseren Tagen zu erzählen weiß. In einer anderen Kaschemme bettelte ein Mädel uns um einen Schnaps an. Sie bekam ein großes Glas fuselduftenden Rums und goß es ohne abzusetzen in die Kehle. Eine Säuferin; sie kann zwanzig solcher Gläser Schnaps hintereinander trinken. Betrunkene stecken in allen diesen Lokalen. Der eine war ein verkommener Komödiant, der mit heiserer Stimme zotige Couplets vortrug. Wieder einer saß stumpfsinnig in einem Winkel und stierte mit verglasten Augen vor sich hin. Er wurde „der Doktor" genannt und war vielleicht wirklich ein entgleister Philologe. An einem Billardtisch in einem Hinterzimmer spielten ein paar junge Bengels Karambolage; ihre angestrichenen Gesichter und gefärbten Augenbrauen zeigten, zu welcher Sorte Deklassierter sie gehörten. Mitleiderregend war ein anderes Bild: da saß ein vielleicht zehnjähriges hübsches Mädelchen mitten zwischen zuchtlosen Dirnen und arbeitete an ihren Schulaufgaben . . . Viele Besucher dieser Lokale gehören dem Zuhältertum an, der Schule der Verbrecher. Man sollte es nicht für glaublich halten, es ist aber tatsächlich so: es gibt sogar zwei Vereine der Zuhälter in Berlin, und zuweilen feiert diese Gesellschaft ihre Jahresfeste. Die Polizei kennt sie alle; sie übt gegen die Verbrecherlokale (deren Wirte zuweilen reiche Leute werden und sich dann „zur Ruhe setzen")

eine gewisse Duldung, weil sie weiß, daß gesuchte Übeltäter in diesen Schlupfhöhlen am leichtesten zu fassen sind: die Razzias sind immer ergiebig . . .

Sehr interessant ist die Tatsache, daß die Identifizierung Sternickels mittels der sogenannten Daktyloskopie möglich wurde. Ich hatte Gelegenheit, mich auf dem Polizeipräsidium über diese Erkennungsmethode eingehend zu informieren. Die Bertillonage oder das Messungsverfahren ist durch sie in den Hintergrund geschoben worden. Es hat auch seine Vorzüge, ist aber nicht unbedingt zuverlässig, da sich die Knochen verändern und die Größe des Menschen sich zu bestimmten Zeiten vermindert; der Arbeiter ist beispielsweise am Nachmittag kleiner als am Morgen — er sackt gewissermaßen unter der Last des Tages zusammen. Außerdem erfordern die Messungen sehr geschulte Beamte; es ist ungemein wichtig, wie der Fuß beim Messen aufgestellt wird usw. Anders ist es bei der Daktyloskopie, die von der anthropologischen Tatsache ausgeht, daß die Fingerabdrücke aller Menschen verschieden sind, während die Papillarlinien der Fingerkuppen in allen ihren unzähligen Verästelungen bei jedem Menschen auf Lebenszeit unveränderlich bleiben. Bei dem Identifizierungsverfahren werden nun die Fingerspitzen des Betreffenden auf eine mit Druckerschwärze bestrichene Platte zunächst nacheinander fest aufgelegt und dann auf einem Papierbogen abgedrückt. Dieser Bogen ist ein vorgedrucktes Formular, das auf der Vorderseite die Rubriken „Rechte Hand" und „Linke Hand" enthält, sowie Umrahmungen für die fünf Fingerabdrücke jeder Hand, außerdem aber noch zwei freie Plätze für die gleichzeitigen Abdrücke der vier Finger (ohne Daumen). Darunter werden die Maße und Augenbestimmungen eingetragen, auf der Rückseite die Personalien und die genaue Personalbeschreibung und hier werden auch die Photographien aufgeklebt (Vorderansicht und rechte Seitenansicht). Die Registrierung geschieht auf höchst geniale Weise nach dem Galton-Henryschen System, auf das ich hier nicht ausführlicher eingehen will; es ist an sich sehr einfach und dient zur Einrangierung in die daktyloskopische Registratur und zum schnellsten Auffinden der betreffenden Bogen.

Die Photographie kann man natürlich immer noch nicht entbehren. Die sogenannten Verbrecheralben füllen einen ganzen Schrank im Polizeipräsidium und sind dort nach Gruppen geordnet: Mörder, Diebe, Hochstapler usw. Aber — wie man aus Beispielen im Kriminalmuseum des Präsidiums ersehen kann — können die Photographien zuweilen täuschen. Es gibt merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Personen- und Altersveränderungen, die dasselbe Gesicht von einem Jahrzehnt zum andern oft völlig umzuformen vermögen; ebenso können Abnahme des Barts, künstliche Wunden, Umgestaltung der Frisur u. dergl. m. auffallende Änderungen hervorrufen. Absolut sicher ist nur das daktyloskopische Verfahren, nach dem bei uns zuweilen täglich bis zu zehn Personen identifiziert werden, und das natürlich von besonderer Wichtigkeit bei solchen Verbrechen ist, bei denen der Täter unabsichtlich Fingerabdrücke auf Fensterscheiben, Spiegeln, Holz, Wäsche am Ort der Tat hinterlassen hat. Ein solcher Fingerabdruck hat auch zur Entdeckung Sternickels geführt.

Der Spielerprozeß Stallmann und Genossen — Die Kunstgriffe beim Falschspiel

10. April

Der Spielerprozeß gegen Stallmann und Genossen hat sein Ende erreicht und ruft allerhand Erinnerungen wach. Im Jahre 1885 war ich in Rom, und damals erregte in der Siebenhügelstadt eine Spieleraffäre Aufsehen, die beinahe zu diplomatischen Verwicklungen geführt hätte. In einem hocharistokratischen Klub, dem Klub della Caccia, wurde der brasilianische Gesandte beim Quirinal als Falschspieler entlarvt und infolgedessen unverzüglich von seinem Posten abgerufen. Der Mann trug einen spanischen Namen, war aber in Frankreich erzogen worden, hatte dort seine Karriere gemacht, und man sagte auch, daß er zu der schönen Geliebten Napoleons, der Madame Bellanger, in vertrauten Beziehungen gestanden habe. Jedenfalls war er eine Persönlichkeit, die in den vornehmsten Kreisen Roms verkehrte, und man kann sich

denken, welches Aufsehen seine Verhaftung erregte. Im gleichen Jahre ereignete sich auch die Katastrophe des Cercle de Bade, der bald darauf eine ähnlich unangenehme Affäre in dem altberühmten Unionklub in Berlin folgte. In Baden-Baden wurde ein vielgenannter Sportsman arg kompromittiert, der Berliner Skandal aber hatte zur Folge, daß das Hazard im Unionklub gänzlich verboten wurde. Eine damals erschienene Broschüre über das Spielwesen gibt die Verlustziffern einiger der Leidtragenden an. Ein Kavallerieoffizier hatte in einer einzigen Nacht 300 000 Mark verloren, ein Berliner Fabrikant im Verlaufe eines Abends 180 000 Mark; ein dritter, ein bekannter Bankier und Sportsman, büßte 350 000 Mark in Wechseln ein und wurde daraufhin gegen den Gewinner wegen Herausgabe der Wechsel klagbar, gewann den Prozeß, wurde aber von nun ab von der Gesellschaft boykottiert. Ein junger Kaufmann hatte sich so total ruiniert, daß er im Revolver das letzte Aushilfsmittel sah; ein Prinz machte Spielschulden in Höhe von über 2 Millionen, wurde von seiner Familie rangiert, verlor aber bald darauf an einem Abend wiederum 360 000 Mark und wurde schließlich flüchtig.

Die aufregenden Geschehnisse hatten den einen Vorteil, daß die Spielnester einmal gründlich gesäubert wurden. Man hörte lange nichts von ähnlichen Vorkommnissen, bis der große Hannoversche Spielprozeß im Jahre 1894 einen neuen Skandal brachte und auch von neuem mitten in einer Welt allgemeinen Aufschwungs die Tiefe unseres Kulturniveaus zeigte. Der Prozeß begann mit der bei der Staatsanwaltschaft eingelaufenen Anzeige, daß zwei sogenannte Bankiers einen Leutnant v. M. in Karlsruhe anscheinend in betrügerischem Spiel um 14 700 Mark erleichtert hatten. Die Nachforschungen führten zur Entdeckung einer weitverzweigten Gesellschaft von Wucherern, gewerbsmäßigen Glücks- und Falschspielern und Schleppern. Zu letzteren zählten auch zwei verabschiedete Offiziere von gutem alten Adel, die Freiherren v. M. und v. Z., zu den Opfern aber hauptsächlich aktive Offiziere von der hannoverschen Reitschule. Das Pharisäertum regte sich über diese Tatsache natürlich gewaltig auf, ohne zu bedenken, daß Macao und Roulette schließlich

Waisenkinder gegen Ultimo und Differenz sind, und daß der unerfahrenen Jugend eine ganze Rotte von geriebenen Gaunern gegenüberstand. Die Gesellschaft ereilte denn auch ihr Geschick; die höchste Strafe traf den Freiherrn v. M., der sich daraufhin im Gefängnisse erhängte.

Die Folge dieses großen Prozesses war, daß die Sicherheitsorgane von nun ab der Spielsucht eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwandten. Es wurde die Einrichtung einer ständigen Sektion für die Bearbeitung dieses schwierigen Recherchendienstes geplant, und zwar nahm man sich die sogenannte „Brigade des jeux" der Pariser Polizeipräfektur zum Vorbild. Nun ist es natürlich nicht leicht, hinter die Schliche der Falschspieler zu kommen. In dieser Welt der Falschspieler, der „Grecs", kennt man sich gegenseitig sehr genau. Es gibt da sogenannte „Philosophen", die vornehmste Abart des modernen Hochstaplertums, ferner „Nomaden", umherziehende Ritter des Glücksspiels, die selbst im Eisenbahnkupee und in den Schiffssalons zu finden sind; weiter die „Tripoteurs", die Bauernfänger gewöhnlichen Schlages, und die „Parasiten" und „Mangeurs", Gehilfen der Grecs, also das, was wir gemeinhin als Schlepper zu bezeichnen pflegen. Jeder Grec ist vor allen Dingen ein geübter Taschenspieler. Er muß aber auch ein gewandter Schauspieler sein, muß zu täuschen und sich seiner gesellschaftlichen Umgebung anzupassen verstehen. Nicht umsonst legen die Grecs sich mit Vorliebe aristokratische Namen zu; andererseits tut es der Name auch nicht allein — Wesen, Benehmen und Persönlichkeit dürfen dem Namen nicht widersprechen. Die Tricks der Falschspieler sind natürlich unendlich verschieden. Zudem kann man wohl schließlich die Kunstgriffe kennenlernen; aber das Erkennen ist eine üble Sache, denn alle diese Manipulationen sind optisch so fein berechnet, so versteckt und unscheinbar, daß sie sich fast immer der Wahrnehmung entziehen.

Die beliebteste Form des Falschspiels ist die Maquillage, das Zeichnen der Karten vor dem Spiel oder während desselben. Bei der „scharfen" Maquillage werden bestimmte Karten mit der Messerscheide gestrichen; dadurch werden sie rauh an den Kanten, was ein geübter Finger sofort herausfühlt. Gebräuch-

licher ist die Pointierung. Man sticht mit einer feinen erhitzten Nähnadel in weißes Wachs und dann in das Kartenblatt. Das entstandene Löchelchen wird durch das Wachs geschlossen; man sieht es nicht — für das Tastgefühl der Finger aber markiert es sich auf der glatten Fläche der Karte ohne weiteres. Gewöhnlich wird die Rückseite eingelocht, bei Bildern, deren Figuren den Punkt verbergen, aber auch die Vorderseite. Das „Zinken" ist die Markierung der Karten mittels eines stumpfen Holzstifts; die „Blende" die Markierung mit einem nassen Stift, der den Glanz von der Karte nimmt und die betreffende Stelle um einen Ton heller erscheinen läßt. Der „Blende" ähnelt das „Pökeln", wobei gewisse Karten vor dem Spiel über Salzwasserdampf gehalten werden, um ihnen den Gummiaufstrich zu entziehen. Der Spieler merkt das natürlich nicht, wohl aber der vorsichtig tastende Finger des Grecs. Houdin führt in seinem berühmten Spielbuche auch noch die „Tarotierung" als eine Art Maquillage an; dabei prägt der Grec sich das Druckmuster auf dem Rücken der Karten so fest dem Auge ein, daß er an gewissen Einzelheiten die verschiedenen Karten erkennen kann. Ich halte das aber für eine Unmöglichkeit. Einfacher ist das „Biseautieren", das vorsichtige Beschneiden einzelner Karten um einen oder zwei Millimeter. Die „Pipe" ist das Markieren der Karten während des Spiels mittels eines Siegelrings, der am unteren Rande eine winzige Spitze trägt, die in der Hand verborgen wird: ein vielfach geübter Betrug.

Am wirksamsten als Kunstgriff beim Falschspiel ist immer noch das „Transportieren", d. h. die Manier, eine oder mehrere Karten unbemerkt in das Spiel zu bringen oder aus ihm zu entfernen. Dazu gehört neben manueller Geschicklichkeit natürlich auch eine große Dosis von Unverfrorenheit, Sicherheit des Auftretens und die Überzeugung des Gelingens. Die Karten, die der Grec beim Transportieren in der Reserve hat, nennt man die „Portées"; das können ganze Spiele oder einzelne Karten sein — gewöhnlich ist auch noch ein Genosse dabei, der mithilft oder durch ein geschicktes Schauspielern die Aufmerksamkeit der anderen von dem Trick des Falschspielers abzulenken versteht. Sind diese „Portées" vorher nach bestimmter, nur dem

Grec bekannter Reihenfolge geordnet worden, so pflegt man sie als „Rosenkranz“ zu bezeichnen. Das Einmischen des „Rosenkranzes“ erfordert selbstverständlich eine große Gewandtheit, auch ist dieser Trick nur für eine einzige Taille verwendbar — aber eine günstige Taille genügt auch für einen Grec von Erfahrung. Zum Verstecken der „Portées“ bedient man sich häufig geheimer, besonders zugeschnittener Taschen in der Weste („Costière“) oder im Beinkleid („Finette“). Das falsche Mischen der Karten, das „Salatmachen“, ist von großer Wichtigkeit für den Falschspieler. Bei dem scheinbaren Mischen bleibt die Lage der „Portées“ unverändert; der Grec schiebt nur die übrigen Karten durcheinander. Ebenso gibt es beim Abheben verschiedene Kniffe, die es dem Grec ermöglichen, stets dieselben Karten zu fassen; die Marke für seine Finger bildet dann gewöhnlich eine um eine Winzigkeit breitere Karte. Beim Geben spielt die „Filage“ vielfach eine bedeutsame Rolle, d. h. das Abziehen einer falschen Karte: der Grec behält die oberste Karte (die ihm bekannt ist) so lange in der Reserve, als es ihm beliebt, und teilt statt dessen die darunter liegenden Karten aus. Ein erfahrener Falschspieler macht das so geschickt, daß man auch bei schärfster Aufmerksamkeit die Mogelei nicht zu merken vermag. Die „Volte“ ist eine von den Taschenspielern übernommene Manipulation zur Veränderung der Kartenlage, die der berufsmäßige Grec wohl nur selten benützt, weil sie sich nicht völlig unbemerkt ausführen läßt.

Von den Helfershelfern des Falschspielers sprach ich schon. Ihre Arbeit ist natürlich zahllosen Variationen unterworfen. Das Verraten der Karten des Gegners wird häufig durch genau verabredete Signalzeichen mit der Zigarre ausgeübt oder auch durch ein unauffälliges Spiel der Finger an den Rock- und Westenknöpfen. Die Komplizen des Grecs im Spielklub gehören meist der Dienerschaft an; ihre Aufgabe ist es, die präparierten Karten einzuschmuggeln und die gebrauchten rechtzeitig verschwinden zu lassen oder gegen gültige umzutauschen. Cavaillé, der ehemalige Dirigent der Abteilung für das Spielwesen bei der Pariser Polizei, hat über die Tricks dieser Komplizen ein ganzes Buch veröffentlicht, das überraschende Aufschlüsse gibt.

Am wenigsten betrogen kann man bei der Roulette werden. Natürlich kennt die Geschichte des Falschspiels auch zum Betrug hergestellte Roulettes, aber sie sind doch immer nur für Grünlinge verwendbar, für Leute, die keine Ahnung vom Spiel haben. Dafür ist beim Roulette die Gewinnchance des Bankhalters noch einmal so groß als die des Pointeurs. Wer also seine Spielwut nicht zu zügeln vermag, der geht am besten nach Monte Carlo: da wird er sein Geld wenigstens „auf ehrliche Weise" los.

Jagows neue Polizeibefehle — Die Berliner Apachen

19. April

Herr von Jagow, unser Polizeipräsident, geht energisch vor — das muß man ihm lassen. Man schimpft über ihn — das ist bisher jedem Polizeigewaltigen widerfahren. Aber er ist doch auch bereits populär geworden und die Anekdote nimmt sich seiner an, was selten ein schlechtes Zeichen ist. Unter seinen neuesten Verordnungen, die sich immer durch einen gewissen Hinckeldeyschen Lapidarstil auszeichnen, hat die Verfügung, daß alle Damen, die ihre Hutnadeln ohne die vorgeschriebene Sicherung tragen, rücksichtslos einer bestimmten Geldstrafe unterworfen werden, bei der Männerwelt freudigen Beifall erregt. Die Hüte sind inzwischen kleiner geworden (in allerletzter Zeit dehnen sie sich wieder ein bißchen aus), und dadurch werden die spitzen Nadeln, die früher durch die breiten Krempen einigermaßen gedeckt wurden, noch gefährlicher. Ein Bekannter von mir hat sich durch eine solche Hutnadel einen hübschen Riß in die Backe geholt. Das geschah in der Elektrischen. Ich fragte ihn, ob er der betreffenden Dame nicht wenigstens eine verhüllte Grobheit gesagt habe. Aber er ist ein Frauenverehrer und meinte: „Nein — es war ein zu süßes Geschöpfchen. Ich habe mich bloß höflich bedankt." So liebenswürdig kann nicht jeder sein . . .

Nun sind dem Hutnadelerlaß drei neue Polizeibefehle gefolgt. Zunächst hat Herr von Jagow verfügt, daß für

den polizeilichen Dienstgebrauch nur Schreibmaschinen deutschen Ursprungs benutzt werden dürfen. Dazu kann man ohne weiteres Bravo rufen. Weiter sollen künftighin die Zeitungsverkäufer, die auf der Straße die Namen bestimmter Persönlichkeiten mißbräuchlich ausrufen, mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft belegt werden. Doppeltes Bravo! Das geht nicht nur die kleine Revolverpresse an, die sich von Sensationen nährt und ihre Verkäufer instruiert, bei Artikeln, von denen man ein besonderes Interesse der Allgemeinheit erhofft, die Namen der Angegriffenen den Passanten in das Gesicht zu brüllen. Auch große Blätter, die sich in journalistischen Ehren zu halten wissen, werden vielfach durch Ausrufe feilgeboten, die sich auf bestimmte Vorkommnisse und Persönlichkeiten beziehen. Bei den Kunstdebatten im Abgeordnetenhause hörte ich u. a. die Zeitungshausierer schreien: „Graf Hülsen vor dem Forum des Volkes!" — gelegentlich auch: „Bethmann Hollweg zuppt zurück" (in Sachen des Panslawismus) — oder während des Stallmannprozesses: „Graf Wolff-Metternich taucht wieder auf!"... Daß das ein unerhörter Unfug ist, läßt sich gar nicht leugnen. Vor etwa Jahresfrist wurde gegen einen Großindustriellen eine später als hinfällig erwiesene Beschuldigung von einem an sich total unbedeutenden, in der Einsamkeit lebenden Blättchen erhoben. Da schallte der Name des Mannes durch alle Straßen.

Die letzte Verordnung betrifft die Rohheitsverbrechen. Herr von Jagow hat eine Verordnung an die Schutzleute erlassen, in erster Linie das Opfer und das Publikum zu schützen und erst in letzter den Verbrecher. Natürlich soll das keine Aufforderung an das Publikum sein, sich in der Lynchjustiz zu üben. Der Sinn des Erlasses ist ganz klar. Bei Rohheitsdelikten kommt es häufig vor, daß die Polizisten gezwungen sind, den Verbrecher selbst der Wut der Menge zu entreißen. Dadurch wird ihre Aufmerksamkeit natürlich von dem Opfer abgelenkt, das vielleicht am allerdringendsten der Hilfe bedarf. Dem soll vorgebeugt werden. Wie sehr das Rowdytum in Berlin überhand nimmt, beweisen u. a. folgende Vorfälle aus den letzten Tagen. In der Fehmarnstraße wurde ein Fabrikarbeiter in früher Mor-

genstunde von drei Unbekannten überfallen, zu Boden geschlagen und durch Messerstiche verletzt. In der Kösslinerstraße mißhandelte ein junger Mensch seine Braut in grundloser Eifersucht so fürchterlich, daß die Ärmste in das Virchow-Krankenhaus überführt werden mußte. Am Nordufer stürzten sich in der Nacht vier Strolche auf einen Schutzmann, traktierten ihn mit Faustschlägen, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit den Stiefelabsätzen in das Gesicht, stachen ihn mit Messern und ließen ihn besinnungslos liegen. Die Rowdies konnten glücklicherweise gefaßt werden, und auf dem Wege zur Wache wandte sich nun die Empörung des Publikums gegen sie. Vielleicht hat dieser Vorfall Herrn von Jagow Veranlassung zu seinem Edikt gegeben: „Schutz des Verbrechers gegen das Publikum ist erst die letzte der dem verhaftenden Beamten zufallenden Aufgaben“ . . .

Gegen das Treiben der Apachen geht man in Paris und London seit längerer Zeit mit großer Energie vor. Wir können uns nur beglückwünschen, wenn auch bei uns in dieser Beziehung mit eisernem Besen gefegt wird. In den drei oben angeführten Fällen, die sich an drei verschiedenen Orten Berlins in derselben Nacht abspielten, handelte es sich um charakteristische „Rohheitsdelikte“. Bei dem brutalen Gesellen, der seine Braut fast zu Tode mißhandelte, könnte allenfalls noch als mildernder Grund das Gefühl der Eifersucht mitsprechen. Eine Untat aus berechtigter Eifersucht gilt ja vielfach als Entschuldigung. Die französischen Gerichte urteilen bei derlei Anlässen zuweilen aus psychologischen Erwägungen heraus, die nicht ganz von der Hand zu weisen sind, wenn sie in der Rechtspflege auch zweifellos arge Verwirrung anzurichten vermögen. Der Däne Emil Rasmussen läßt in seinem vielbesprochenen letzten Roman „Was Frauen ernten“ den Helden, der seine treulose Geliebte mit den Händen erwürgt von einem italienischen Gerichtshofe freisprechen. Dem traurigen Heros der Eifersuchtsszene in der Kösslinerstraße wird es hoffentlich nicht so gelinde ergehen. Die arme Braut hat ihm außer anderen schweren Verletzungen drei Rippenbrüche zu danken. Noch böser liegen die beiden anderen

Fälle. Der Fabrikarbeiter wie der Schutzmann (der übrigens Zivilkleidung trug — auch der traditionelle „Blaukoller“ des Berliner Mobs kann also nicht in Frage kommen) wurden tatsächlich ohne jeden Grund überfallen und auf viehische Weise mißhandelt.

Der Sicherheitserlaß des Polizeipräsidenten wendet sich zwischen den Zeilen sichtlich auch an das Publikum. Er gibt dem Publikum nicht etwa freie Hand, selbst den Richter zu spielen und den Verbrecher abzuurteilen; aber er rechnet auf die Mithilfe des Publikums. Und bei der zunehmenden Fülle der Roheitsverbrechen wird das schließlich auch zu einer Notwendigkeit. Die „Gefährdung“ des Verbrechers selbst steht wirklich in allerletzter Linie. Wenn eine Canaille, die einen Wehr- und Ahnungslosen von hinten zu Boden schlägt und mit Fußtritten, Fäusten und Messerstichen traktiert, von der entrüsteten Menge gründlich verprügelt wird, so schadet das ungleich weniger, als wenn man das Opfer in seinem Blute liegen läßt.

Die beiden Erlasse gegen die Zeitungshausierer und an die Schutzleute verfolgen den gleichen Zweck: Eindämmung der Roheit. Und die Roheit wächst, das ist zweifellos. Sie klingt überall durch. Sie klingt im Parlament, wo die Angriffe gegen die Person des Herrschers jedes Maß regulären Anstands übersteigen, klingt in den Stadtverordneten- und Volksversammlungen, klingt auch durch die Spalten unserer radikalen Zeitungen. Und sie verdichtet sich beim Pöbel der Gasse zu brutalen Überfällen. Raub oder Rache sind in den Fällen, die ich aus einem der letzten Polizeiberichte herausgriff, ausgeschlossen. Es handelt sich ganz allein um das Austoben tierischer Instinkte. Das ist das Ekelhafte. Die Polizei ist schließlich nur zur Abwehr da. An der Erziehung des niederen Volks zur Menschlichkeit aber sollten mitarbeiten, die das Volk in seiner Gesamtheit liebhaben: zunächst diejenigen, die sich als die berufenen Vertreter des Volkes aufspielen. Und daraufhin lese man einmal ein Vierteljahr hindurch die sozialdemokratischen Zeitungen . . .

18. Mai

Man begreift, daß der Tod Erich Schmidts wie ein Blitzschlag gewirkt hat. Die ihm nahestanden, wußten ja, daß die fürchterliche Krankheit der Zeit, der Arterienverkalkung, seit Jahren auch an diesem starken Körper zehrte, und wer die Feier seines Rektoratsantritts mitgemacht hatte, bei der Schmidt während seiner Rede einen Schwächeanfall bekam, der ahnte wohl auch, daß es nun langsam bergab mit ihm gehen würde. Aber die Arteriensklerose läßt sich hinhalten, wenn man sich schont. Schonung kannte Erich Schmidt leider nicht: er hat bis zum letzten Augenblick auf seinem Posten gestanden, er ist gewissermaßen in den Sielen gestorben. Auch sein Lehrer Wilhelm Scherer erfreute sich einer großen Popularität. Doch die Liebe, die Erich Schmidt genoß, hat er sich nicht erwerben können. Es lag das auch an Schmidts ganzer Persönlichkeit. Er war eine prachtvolle Erscheinung, deshalb vergötterten ihn die Frauen. Er war ein Mensch voll siegender Kraft, deshalb liebten ihn die Männer. Nichts von dem alten Typus des Literaturprofessors haftete ihm an; er hatte wahrhaftig einen neuen geschaffen. Wer ihn zum ersten Male sah, hätte ihn für einen Offizier in Zivil halten können. Eine arische Schneidigkeit diktierte jede seiner Bewegungen; dabei war immer etwas Sonniges um ihn, und sein Blick hatte zündende Wärme. Als er, der Entdecker des „Urfaust“, von Weimar zu uns nach Berlin kam, war er schon ein berühmter Mann. Die Gesellschaft riß sich um ihn, und bereits vor zwanzig Jahren, im Hause des bekannten Verlagsbuchhändlers Lipperheide, der damals noch nicht den Freiherrntitel führte, klagte er mir, daß er einen Kalender für seine gesellschaftlichen Verpflichtungen führen müsse, weil er sonst nicht mehr wisse, wo er überall geladen sei. Aber er war selbst eine gesellige Natur — und bei aller seiner Arbeitslast sagte er ungern in Häusern ab, in denen er sich wohl fühlte. Er war bei seiner großen Gutmütigkeit auch immer dabei, wenn es sich um literarische Vorlesungen, Vorträge und Ansprachen handelte, und zu einer Zeit, da die Krankheit in ihm doch schon vorgeschritten war, im Mai vor zwei Jahren, hielt er trotz Ab-

raten seines Arztes noch die Rede bei der Einweihung des Kleist-denkmals in Frankfurt an der Oder. Damals erlitt er einen schweren Ohnmachtsanfall; man schrieb es der Hitze zu — aber die Eingeweihten wußten, daß es nun langsam zu Ende ging. Im nächsten Monat hätte er seinen sechzigsten Geburtstag feiern können. Vorbereitungen dazu hat man schon seit langem getroffen. Er ahnte das und hatte Angst vor dem Tage. Ja, „Angst“ — so sagte er mir noch vor einigen Wochen und fügte hinzu: „An dem Tage bin ich nicht hier.“ Nun ist er wirklich nicht hier — aber in anderem Sinne, als er selbst gedacht hat . . . Auch in der Zeit seiner Krankheit vernachlässigte er seine Vorlesungen nicht. Nur gesellschaftlich lebte er ruhiger. An den Germanistenabenden nahm er dann und wann noch teil, doch da war sein Bierkrug mit Wasser gefüllt. Die jungen Germanisten verlieren viel an ihm; an ihren Festabenden bildete er immer den Mittelpunkt und ließ es sich auch nicht nehmen, zuweilen selbst (oft gemeinsam mit Reinhardt) die Ulkstücke einzustudieren, die bei diesen Gelegenheiten zur Aufführung kamen. Schwer wird man ihn ferner an den Goethetagen in Weimar vermissen, denen er stets beiwohnte. Als Präsident der Goethe-Gesellschaft hielt er die einleitenden Ansprachen und bei der Tafel gewöhnlich den ersten Toast, wobei er gern seinem immer in ansprechende Form gekleideten Humor die Zügel schießen ließ, auch gern einmal satirische Bemerkungen um sich streute. Als man den Mitgliedern der Gesellschaft vor einigen Jahren in Weimar den zweiteiligen „Faust“ in einer Schauspielerbearbeitung vorsetzte, die der Kritik nicht recht standzuhalten vermochte, hielt er mit seinem Urteil nicht zurück; aber was er sagte, klang bei aller Wahrheit und Berechtigung doch so lustig, daß selbst der Bearbeiter ihm sicher nicht gram gewesen ist. Die Berliner „Gesellschaft für Literatur“ hatte er gleichfalls ins Leben gerufen und war lange Jahre ihr erster Vorsitzender. Auch hier fehlte er selten und trank den sauren Mosel Hausmanns mit Todesverachtung. Auf einem Gartenfest beim Fürsten Bülow sah ich ihn einmal mitten unter französischen Gästen sitzen und freute mich darüber, wie trefflich er die Sprache der Nachbarn beherrschte. Er war wirklich ein Mensch von universaler Bil-

dung, nicht der „Philologe“, wie man sich ihn gern noch vorstellt, nur heimisch in seinem Spezialfach und sonst weltentrückt: nein, er war ein durch und durch moderner Mensch. Und er war ein begeisterter Deutscher. Ich habe zuweilen mit ihm auch über politische Dinge plaudern können. In eine Fraktionsschablone ließen sich seine Ansichten nicht zwängen, und wenn er sich liberal nannte, war er es, weiß Gott, nicht im Sinne derer von links. Demokratisch dachte er nur in bezug auf seine Orden; man hat ihm die ganze Brust vollgehängt, aber er trug nie eine Dekoration. Und doch war er Weltmann vom Scheitel bis zur Sohle: wohl der einzige „Literaturprofessor“, der ein profundes Wissen mit weltmännischer Persönlichkeit zu vereinen verstand.

Die großen Feste am Kaiserhofe

23. Mai

Etwas aus diesen Tagen der Feste am Kaiserhof. Der Telegraph ist schneller als der Feuilletonist, und das Telephon arbeitet noch rascher. Ich muß mich darauf beschränken, ein paar Stimmungsbilder festzuhalten und ein paar Eindrücke, die in dem Glanz der Tage sich tiefer dem Gedächtnisse eingeprägt haben als das unruhige Gesamtbild . . . Ich sprach von dem „Glanz“ dieser Tage. Das war vor allem der blaue Himmel und die leuchtende Sonne. Der Schmuck, den die Stadt angelegt hatte, war mehr als einfach. Beim Brandenburger Tor hatte man sich mit einigen Girlanden begnügt, Unter den Linden hauptsächlich mit Fahnen. Etwas lebhaftere Farbentöne brachten die Teppiche in das Bild, die von den Balkonen auf dem Pariser Platz herniederhingen, vor allem an den Palais des Fürsten Henckel-Donnersmarck und des Herrn von Friedländer-Fould. Den hübschesten Schmuck der Straße bildeten unstreitig die Soldaten in ihren Galauniformen, über die augenblicklich in der Budgetkommission so ausgiebig gestritten wird: die Gardedragoner in ihrem lichten Blau mit den wallenden Roßhaarbüschen, die Gardekürassiere mit den blitzenden Adlerhelmen, weiter hinauf die Alexandriner, das dritte Garde- und Augustaregiment und die Schloßgardekompagnie. Die weißgekleideten Ehrenjungfrauen, die früher immer bei derlei Anlässen zur Be-

grüßung bereitstanden, fehlen diesmal. Aus einer Kleinigkeit hat der langweilige, alle Farben vom Buntbilde des Lebens wischende Demos eine Haupt- und Staatsaktion gemacht. Es sei nicht würdig für das Oberhaupt der Stadt Berlin, einziehende Fürstlichkeiten am Brandenburger Tore „mit dem Hute in der Hand" zu erwarten. Warum ist es würdiger, ihnen schon auf dem Bahnhofe „mit dem Hute in der Hand" Guten Tag zu sagen? Gewiß wird man nicht behaupten können, daß die Erscheinungen unserer Stadtverordneten und Magistratsgewaltigen in ihren schwarzen Fräcken und goldenen Amtsketten zur Verschönerung des Ganzen sonderlich beitrugen — aber die lichten und niedlichen Ehrenmädchen hätte man uns ganz gut lassen können, ohne der Gewalt des demokratischen Gedankens Abbruch zu tun . . .

Am Bahnhofsgebäude selbst, dem man besondere architektonische Schönheit nicht nachrühmen kann, herrschten die englischen Farben vor; Deutschland und Preußen hielten sich diskret zurück. Stattlich präsentierte sich die Ehrenpforte auf dem Freitreppenbahnsteig; die Natur mit ihrem jungen Grün war dem Dekorateur hilfreich zur Hand gegangen. Ganz glänzend aber war das Leben auf dem Perron. „Großer Empfang" — ein höfisches Bild. Wenn man der Garde ihre Uniformen nimmt, kann man auch die Uniformen der Beamten und der Angestellten des Hofes abschaffen. Was würde dann herauskommen? Eine Einförmigkeit zum Erbarmen. Natürlich sind das nur Äußerlichkeiten, aber sie haben ihre Berechtigung. Im monarchischen Staatsgefüge ist der Herrscher die repräsentierende Persönlichkeit. Und es war zu allen Zeiten so, daß sich auch in seiner Umgebung der Glanz des Thrones zu verkörpern hatte. Die Freude am Farbigen möchten wir uns nicht nehmen lassen. Der Kaiser in englischer Uniform! Er sieht prachtvoll aus. Man muß nur erst das anfänglich Befremdende überwunden haben. Das ist die Gala des ersten englischen Dragonerregiments: eine enganliegende knallrote Jacke, bis zu den Hüften reichend, und ein Helm — Donnerwetter, ist das eine Kopfbedeckung! Eine Tropenkappe, aber aus Gold, mit einem närrisch zugespitzten Schilde, einem ungeheuren schwarzen Haarbusch und schweren

Schuppenketten, die über dem Kinn geschlossen sind. Dazu an der Schulter die Schleife des höchsten englischen Ordens: des „hochedlen“ Ordens des heiligen Georg oder vom blauen Hosenbande, des Order of the Garter. Die Prinzen trugen natürlich die Uniformen ihrer Regimenter, Prinz Adalbert kam als Marineoffizier, Prinz Eitel Friedrich in der Gala des ersten Garderegiments mit der historischen Blechmütze. Nur der Kronprinz erschien gleichfalls in englischer Uniform, und zwar in der des Kgl. Großbritannischen elften Husarenregiments (Prince Albert's Own), dessen Chef er ist, und ebenfalls mit den Abzeichen des Hosenbandordens. Auch der Reichskanzler hatte Uniform angelegt, aber nicht die seines Amtes, sondern den blauen Dragonerrock von ehemals. Warum eigentlich? Er kam doch als Reichskanzler zum Empfange und nicht als frisch ernannter Generalmajor à la suite der Armee ... Die Toiletten der fürstlichen Damen waren frühlingsmäßig: die Kaiserin erschien in Lichtgrün, die Kronprinzessin in Rosa, Prinzeß Eitel Friedrich in hellem Gelb, Prinzeß Viktoria Luise in strahlendem Weiß, ihr Bräutigam selbstverständlich als Zietenhusar mit über der Schulter hängendem Pelz ... König Georg war nicht in der Uniform eines seiner hiesigen Regimenter, der ersten Gardedragoner oder der achten Kürassiere, sondern trat als preußischer Generalfeldmarschall mit dem Bande des Schwarzen Adlers aus seinem Salonwagen. Höchst geschmackvoll war die Toilette der Königin: schieferblau mit einem kleinen Hut, den Frühlingsblumen schmückten. Bemerkenswert war, daß die beiden Monarchen in einem Wagen Platz nahmen und ihre Gemahlinnen in einem zweiten, daß also nicht der Kaiser mit der Königin und der König mit der Kaiserin zusammen fuhren, wie es sonst höfische Sitte zu sein pflegt. Die Wagen waren übrigens auch nicht die großen Galakutschen, sondern Landauer, à la Daumont bespannt, und an ihren Schlägen ritten — was famos aussah — der Kommandierende General des Gardekorps und der Oberstallmeister, der Kommandeur der Gardekürassiere und der Kommandant von Berlin ...

Auch dem „großen Empfang“ des nächsten Tages konnte ich beiwohnen. Ein ähnliches Bild wie gestern, und doch wieder

ganz anders. Den Herzog von Cumberland habe ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, aber niemals in Uniform. Seine ganze Erscheinung hat auch wenig Militärisches. Er ist englischer General und als Chef des K. K. 42. Infanterieregiments, das seinen Namen führt, zugleich österreichischer. Natürlich trägt er bei uns das Waffenkleid der verbündeten Macht und als einzige Dekoration den Schwarzen Adler, obgleich er auch die höchsten Orden Österreichs, Rußlands, Italiens und Spaniens besitzt. Sein Gesicht ist fein, geistreich und liebenswürdig; die Augen hinter der Brille zwinkern ein wenig; die Bewegungen der großen schwippen Figur sind etwas eckig. Es macht den Eindruck, als müsse er anfänglich über eine leichte Verlegenheit erst hinauskommen. Dagegen ist seine Gemahlin schon bei der ersten Begrüßung von munterer Lebhaftigkeit; Küsse werden gewechselt, die Hände gedrückt, man plaudert und lacht — es geht ganz bürgerlich zu. Und glückstrahlend ist das Brautpaar. Man braucht nur in die Gesichter dieser beiden jungen Menschenkinder zu sehen, um zu wissen, daß in diesem Falle zwei Herzen der Diplomatie die Wege geebnet haben . . .

Der Empfang des Cumberländers stand unter dem Zeichen Preußens: bei dem des Zaren trat eine russische Beimischung hinzu. Der Kaiser ist Inhaber des St. Petersburger Leibgarderegiments König Friedrich Wilhelm III., außerdem noch Chef des Regiments Wyborg und der Narwa-Husaren und wird auch in den Listen der Grodnoer Leibgardehusaren geführt. Aber selbstverständlich trug er bei Ankunft des Zaren die Uniform des alten Regiments seines Großahns, die in ihrem altmodischen Zuschnitt weitläufig an die preußische der Befreiungskriege erinnert. Der Kronprinz, der übrigens auch Inhaber der Kumanier Husaren ist, hat die Uniform des kleinrussischen Dragonerregiments Nr. 14 angelegt, Prinz Heinrich die seiner russischen elften Husaren, Prinz Friedrich Leopold erscheint als Chef des Libauschen 6. Infanterieregiments. Diesmal trägt auch König Georg von England einen preußischen Waffenrock: den Koller der achten Kürassiere Graf Geßler, der Deutzer. Der Zar ist heute natürlich Alexandriner, und der Waffenrock mit den Gardelitzen und die hohe friderizianische Blechmütze kleiden

ihn ausgezeichnet: er sieht absolut so aus, als gehöre er in diese Uniform . . .

Ein Wort hohen Lobes gebührt der Polizei. Die Absperrungen waren in mäßigen Grenzen gehalten, die Schutzleute dem Publikum gegenüber von großer Zuvorkommenheit. Herr von Jagow, der in diesen Tagen seine russischen Orden zeigen konnte, den Stanislaus und den Andreas, hat sich entschieden beliebt gemacht; aber er wird doch aufatmen, wenn der ganze Zauber erst vorüber ist. Die Hauptaufmerksamkeit der Polizei galt selbstverständlich der Person des Zaren. Ich fuhr am Nachmittag in der fünften Stunde die Linden hinab und ließ meinen Wagen in der Nähe von Kranzlers Ecke halten. Im selben Augenblick stürmten auch schon zwei Herren heran und befahlen dem Kutscher, sofort weiterzufahren, und einen Augenblick später sah ich den Wagen von einem ganzen Schwarm anderer, sehr elegant gekleideter Herren umringt, die mich mißtrauisch musterten, sich aber zufrieden gaben, als sie an mir nichts Staatsgefährliches und unter dem Rock auch keine Aufwulstung einer versteckten Bombe entdeckten. Russische Geheimpolizisten überschwemmen Berlin. Das ist nicht verwunderlich, man kann auch wahrlich nichts dagegen sagen. Aber diese Gentlemen betreiben ihr Handwerk mit unleugbarem Geschick. Sie sind ganz gewiß zu vielen Hunderten unter der Menge verteilt; doch man merkt sie nicht, obwohl sie sicher die Augen überall haben. Den Kaiser und den Zaren sah ich in einem offenen Automobil die Linden herabfahren. Die Hupe gab diesmal nicht das allbekannte Signal; sie schwieg. Dafür raste der Wagen gewaltig. Wie in einem Momentbilde sah man das Monarchenpaar vorüberhuschen . . .

Gala-Oper — Der Einheimische und der Fremde

24. Mai

Galaoper. Ort: ein klassischer Festraum. Die Logen umkränzt von Nelkengirlanden; weißrote Buketts an den Rangbrüstungen; ein weit gespannter purpurner Baldachin hoch über der Fürstenloge, die unter einer Fülle von Blumen ein reizendes Symbolum zeigt: blühende Myrten.

Der Fremde (sich umschauend): Das ist ja entzückend! Lenzpracht und Hochzeit, das gehört zusammen. Aber statt der Nelken hätte ich Maiblumen gewählt.

Der Einheimische: Sie dürfen heute nicht kritisch sein. Die Nelke ist die Lieblingsblume der Prinzeß-Braut. Zeremonienamt und Generalintendanz haben sich nach ihren Wünschen gerichtet. Auch der erste Akt des Lohengrin, also die sogenannte Festoper, entspricht einem Wunsche der Prinzessin. Sie ist eine große Verehrerin Wagners.

Der Fremde: Merci. Wir sind etwas zu früh gekommen. Aber das schadet nichts. Wer ist der strahlende Mann in der Hofloge?

Der Einheimische: Das ist unser Generalintendant Graf Hülsen-Häseler. Er mustert das Feld seiner Tätigkeit. Sie sehen, er ist heute in großer Tenue. Der glänzende Rock trägt sich schwer — auch rein physisch. Er ist eine Last. Aber Graf Hülsen-Haeseler hat starke Schultern. Trotzdem: ich beneide ihn nicht um die Arbeit der letzten sechs Wochen. Die roten Jünglinge, denen er Instruktionen gibt, sind die Hof- und Leibpagen: Kadetten aus Lichterfelde. Von Adel natürlich, denn bei solchen Festlichkeiten spielt der Adel wieder einmal seine „historische Rolle“, während seine sonstige Bevorzugung nur in der demokratischen Phantasie existiert.

Der Fremde: Aha! Also die Pagen sind Offiziere in spe. Gibt es ein besonderes Pagenkorps?

Der Einheimische: Kein fest bestehendes. Die Pagen wechseln und fungieren auch nur bei großen Feierlichkeiten. Das sind Überbleibsel des Zeremoniale von einst: aus der Zeit der Vorbereitungsschule des Rittertums. Das ganze Hofwesen fußt ja auf diesen Traditionen, die in den monarchischen Staaten den Thron mit einem gewissen romantischen Nimbus umgeben. Diesmal haben sogar die obersten Hofchargen zu tun — nicht viel — und eine eigenartige Arbeit: einen Ehrendienst, der aus der Epoche der alten Erbämter übernommen ist. Sehen Sie da den freundlichen alten Herrn? Das ist der Fürst Radolin, unser früherer Botschafter in Paris, ehemals auch Oberhofmeister weiland Kaiser Friedrichs, jetzt unser Obersttruchseß. Im Mittelalter war der Truchseß, der Seneschall, der Oberküchenmeister, zugleich der erste Diener des Monarchen bei der Tafel

und spielte eine erhabene Rolle. Bei der morgigen Hochzeitstafel hat Fürst Radolin dem Kaiser nur die Suppe zu reichen.

Der Fremde: Was Sie sagen! Das ist aber komisch.

Der Einheimische: Finden Sie? Ja, du lieber Gott, streiten läßt sich schließlich über alles. Sehen Sie, da kommt der Fürst Hatzfeld, der erste Herzog zu Trachenberg, Oberpräsident a. D. und Doctor honoris causa der Universität Breslau, ein kluger und liebenswürdiger Mann und in seiner Art auch ein freisinniger Politiker. Der hat die Würde eines Oberstschenk und morgen bei der Tafel setzt er dem Kaiser das erste Glas Wein vor.

Der Fremde: Aber erlauben Sie mal, das könnte doch jeder Lakai auch!

Der Einheimische: Man merkt, daß Sie Amerikaner sind. Hier handelt es sich eben um uralte Gebräuche und Sitten. Die Erbschenken waren ehemals die Grafen von Limburg — und die Hohenzollern selbst führten ein derartiges Amt: das des Erbkämmerers. An unserm Hofe haben wir nur einen Oberstkämmerer: das ist der Fürst zu Solms-Baruth, der als solcher die Kammerherren unter sich hat. Das sind die stark vergoldeten Herren, die jetzt die Logen und das Parkett überschwemmen und hinten den Schlüssel ihrer Würde tragen. Sie müssen vorsichtig die Rockschöße aufheben, damit sie sich nicht auf den Schlüssel setzen.

Der Fremde: Zu was werden denn die Schlüssel gebraucht?

Der Einheimische (lachend): Die werden gar nicht gebraucht. Das sind nur Attribute. Die Kämmerer waren ehemals Schlüsselbewahrer — Sie verstehen. Überlieferung. Tradition. Aber hübsche. Das bringt farbige Abwechslung in das Aschgrau des Lebens. In den Republiken ist alles viel langweiliger... Nun wirds lebhaft. Ein Strom von Offizieren. Ja natürlich, wir sind ja im Militärstaat. Die Garde überwiegt. Die möchte man kassieren. Die Litzen sollen fallen — und kosten nur zwölf Pfennige pro Mann. Das ist der Kriegsminister — in dessen Haut möchte ich jetzt auch nicht stecken. Wie meinen Sie? Er sieht so gemütlich aus? Na, warum soll er denn nicht? Augenblicklich braucht er wahrhaftig nicht mit dem Säbel zu rasseln . . . Im-

mer noch Kammerherren. Nein, das sind die Zeremonienmeister. Graf Rothkirch, die Herren von Blumenthal und von Itzenplitz — der kleine lebhafte Herr von Cabrera, ein früherer Gardedragoner — der große elegante Herr von Rosenberg, ein ehemaliger Franzer, der auch Romane schreibt. Haben Sie seine „Kugelsucherin" mal gelesen? Oder sein Drama „Der Kampf um die Ehre?" ... Wer das ist? Das ist Graf Wedel, der Gatte der Gräfin Leonie, Obertruchseß, früher in Weimarischen Diensten; seine Tochter hat vor zwei Jahren den Grafen Lynar geheiratet. Und der in dem roten Rock daneben — nein, das ist kein Gardedukorps, sondern der Baron Reischach, unser Oberstallmeister, Schwager des Herzogs von Ratibor ...

Der Fremde (bewundernd): Und dieser Damenflor!

Der Einheimische (stolz): Ja, unser Hof kann sich auch von der weiblichen Seite sehen lassen! Freilich, so viel Schönheiten wie unter dem alten Herrn vereint er nicht mehr. Die Fürstin Pleß, Gott sei Dank wieder gesund — ist sie nicht eine strahlende Erscheinung, diese anmutige Engländerin? Graf Bolko Hochberg zeigt sich auch einmal wieder — ein stattlicher Siebziger, der seine Nerven zu schonen verstand ... Aha, unser Reichskanzler — wieder in Dragoneruniform — ich glaube, im Rock seiner hohen Würde hat man ihn überhaupt noch nicht gesehen. Jawohl, der neben ihm ist der österreichische Botschafter — famos, nicht wahr? — und das ist der Spanier Herr Polo de Bernabe — und das, der in der roten Attila mit den Majorskandillen, unser Botschafter in London, Fürst Karl Max Lichnowski. Jetzt kommt auch noch unser Jagow dazu — id est, unter „unserm" Jagow verstehen wir eigentlich immer unsern Polizeipräsidenten, der ein Vetter des Ministers ist ...

Der Fremde: Wer sind die Damen da oben —

Der Einheimische: Die da? Zunächst die Herzogin von Arenberg, geborene Prinzessin Ligne — wundervoll, der Brillantschmuck in ihrem Haar! Weiter: Gräfin Bentinck, Prinzeß Croy, Gräfin Erbach, Gräfin Harrach, Fürstin Solms, Gräfin Dönhoff, Gräfin Rantzau — ja, mit bloßen Namen ist Ihnen aber nicht gedient! Ah — da ist auch die Radziwill — und in der Loge daneben der lange Herr, das ist der Piesdorfer Wedel, und

der mit dem schönen weißen Bart unser früherer Kultusminister Studt. Die Minister sind vollzählig: Delbrück, Dallwitz, Schorlemer — wir müssen nachher seinen Lieferer trinken — Lentze; drüben die Generäle Bacmeister und Wandel; der dicke Herr mit dem glattrasierten Gesicht, dem die Uniform zu weit zu sein scheint, ist Dr. Solf, der Staatssekretär des Reichskolonialamts, — und das ist Dr. Lisco, das Exzellenz Kraetke, das der arme vielgeplagte Kühn vom Reichsschatzamt .... Voilà — Württemberg — Herr von Varnbüler — mit dem berühmten Scheitel; Sachsen — Baron Salza-Lichtenau; Bayern — Graf Lerchenfeld. —

Der Einheimische (aufzuckend): Die Prinzen!

Der Einheimische: Ja, da kommen sie. Sehen Sie, auch das macht uns so leicht keiner nach. Sechs Kaisersöhne — und was für Erscheinungen! Drei müssen wir noch verheiraten ... man redet ja unnötig viel ... Prinz Adalbert hat sich den Bart wachsen lassen, seit er Kommandant eines Torpedoboots geworden ist. Und Prinz Eitelfritz sieht viel besser in der Uniform des ersten Garderegiments aus als in der Attila der Gardehusaren. Seine Figur ist zu wuchtig für die Husarka — trotzdem Dapper in Kissingen sein Möglichstes tut. August Wilhelm ist immer vergnügt; er vertritt die Literatur im Königshause — aber der Kronprinz gehört nun ja auch zu den Kollegen. Man erzählt sich, er hätte seiner Schwester ein allerliebstes Hochzeitskarmen gedichtet — und die Kronprinzessin hätte sich sogar auf novellistischem Gebiete versucht. Aber ich kanns nicht beschwören ... Das sind die Vettern aus Dänemark — der kleine Grieche — Prinz Waldemar, Prinz Sigismund, Prinz Friedrich Karl ... Nun füllen sich plötzlich auch die Botschafterlogen — das Kaiserpaar muß also nahe sein. Der Bürger Cambon ist ein feiner Kopf — und was hat Herr von Swerbejew für ein kluges Diplomatengesicht! Der daneben — ja, der hat in seiner Jugend manche Dummheit gemacht — so wie der Junker vom Kniephof — und ist heute der Besten einer. Da kommt Ihr Landesvertreter — und das ist sein erster Botschaftsrat Mister Grew, der bei Adlon wohnt — und nun Old-Albion. Sir Goschen ist aber deutscher Extraktion; er schmunzelt und hat

auch das Recht dazu. Der Japaner ist eigentlich wie ein persönlicher Protest gegen die „kleine“ Rasse von drüben. China ist westeuropäisch geworden; wo steckt der Zopf? Ohannes-Chan weckt allerhand Erinnerungen an seinen Vorgänger, den geistreichen und liebenswürdigen Mirza Risa, den Perser mit französischer Bildung. Da der Türke: Mukthar-Pascha, der deutsch wie ein Deutscher spricht, mit Djemal-Bei und Kemali. Die „schwedische Taube“ — Herr Salinas Vega vom Freistaat Bolivia — der brasilianische Gesandte — Herr von Queseda, der Vertreter Kubas — der würdige Beldiman, und da auch ein Serbe, ich glaube, Herr Jowanowitsch, der zweite Sekretär...

Der Fremde: Alles in Uniform — aber ich sehe auch ein paar Bürgerkleider.

Der Einheimische: Stimmt. Unsre Bürgermeister Wermuth und Reicke — aber sie haben doch sehr schöne Orden. Die ordenslosen Fräcke gehören der Presse an. Da sind noch zwei Zivilisten: die Reichstagspräsidenten Dowe und Kaempf. Und noch zwei: Professor von Wilamowitz, dessen Ähnlichkeit mit seinem verstorbenen Bruder, dem früheren Oberpräsidenten von Posen, im Alter noch mehr hervortritt. Er hat übrigens eine Tochter Mommsens zur Frau. Und das ist unser berühmter Harnack. Ein hübscher Kopf. Etwas Pose meinen Sie? Nein — das liegt in der Tracht. Er trägt den Talar des Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Akademie. Ein bissel Pose macht sich ja auch ganz hübsch . . . Weiter oben gibts noch ein paar interessante Erscheinungen. Der stattliche Hauptmann in Gardefüsilier-Uniform mit den unzähligen Orden ist der Geheime Regierungsrat Winter, der erste Minister Hülsens — und der kleine Herr in der Loge nebenan auch ein Unentbehrlicher für den General-Intendanten, der Rechtsvertreter der Hofbühnen, Dr. Arthur Wolff.

Der Fremde: Und nun kommt Graf Hülsen selbst —

Der Einheimische: Ja, nun gehts gleich los. Graf Eulenburg steht an seiner Seite, der Hofgewaltige, der in diesen Tagen eine niedliche Arbeit gehabt haben mag . . . Still — Hülsen hebt den Stab seiner Würde . . .

Schluß der Landtagswahlen
Die Junker und die Heiligen

5. Juli

Die preußischen Landtagswahlen sind wieder einmal vorüber, und wieder einmal haben die „Junker“ und die „Heiligen“ gesiegt. Die „Heiligen“ kenne ich nicht so recht, und wenn ich einmal mit diesem und jenem aus der großen Heerschar zusammen gekommen bin, dann hatte er sicher seinen Heiligenschein vorher abgelegt und gab sich beim Wein und bei der Zigarre sehr vergnüglich weltlich. Bei solchen zufälligen Gelegenheiten habe ich jedenfalls die Beobachtung machen können, daß die heiligen Männer der östlichen Provinzen eine feine Kenntnis jener Weinsorten besitzen, die als herber oder herbgezehrter Tokayer oder Ober-Ungar, als Ruster Ausbruch und Szamarodner in den Handel kommen, und daß die „Heiligen“ aus den Rheingegenden in den Marken Niersteiner, Rauenthaler, Rüdesheimer, Vollradser, Deidesheimer, Markobrunner, Johannisberger, Winkeler Dachsberg usw. sich vortrefflich auskennen. Ein lieber Freund von mir, der bei seinen siebzig Jahren noch immer einen guten Tropfen liebt, erzählte mir einmal, er folge gern nach Schluß des Parlaments den dunkel gekleideten, meist glatt rasierten Herren mit behaglichem Embonpoint, weil sie die köstliche Gabe besäßen, auch in entlegeneren Gegenden kleine unscheinbare Weinstuben aufzustöbern, in denen man ganz vortrefflich aufgehoben sei. Mein Freund muß also ähnliche Beobachtungen gemacht haben, wie ich selbst — aber so niedlich diese Beobachtungen auch sind (sogar herzerfreuend), natürlich können sie nicht als erschöpfend angesehen werden, und deshalb will ich mich über die mit den „Junkern“ zu dem berühmten „schwarzblauen Block“ verbundenen „Heiligen“ auch nicht weiter äußern . . .

Den Junker dagegen kenne ich recht gut, und wenn ich hier ein bißchen von ihm und über ihn plaudern will, so geschieht es, weil ich das Empfinden habe, daß man ihn in der Allgemeinheit recht wenig kennt oder doch nur nach den Schilderungen in der liberalen und demokratischen — sagen wir, antiagrarischen Presse: d. h. im Zerrbilde. Natürlich ist auch das Zerrbild erlaubt, aber nur als gewollte Karikatur, also im Witz-

blatt. Wenn man da den ostelbischen Junker im roten Jagdfrack porträtiert, die Reitpeitsche in der einen Hand und das Glas mit schäumendem Champagner in der anderen, das versoffene Gesicht brutal in jedem Zuge, das Monokel in der Augenhöhle und die Upman im Munde, dann weiß jeder, der die Witzpresse verfolgt, daß dies Porträt in der Tat ein Zerrbild ist. Aber es ist doch die Frage, ob es recht und anständig ist, dies Zerrbild auch in die Tagespresse zu übernehmen. Ja, das ist die Frage, denn wenn ich auch zugeben will, daß man im politischen Kampfe in allen Lagern sich nicht mit rosenumflochtenen Fleurets zu Leibe geht, sondern feste dreinzuschlagen pflegt und nur zu oft die Zweckmäßigkeit über die reine Wahrheit stellt: es ist doch bedauerlich, daß man in der Karikatur des Junkers bereits einen feststehenden Typus geschaffen hat. Das trägt zur Verwirrung der Geister bei und verschärft die Bitterkeit der Gegensätze; drückt das Niveau der menschlich-geistigen Gesellschaft herab, gibt eine verzeichnete Äußerlichkeit als verkörperte Innerlichkeit — ist schließlich auch albern. Gerade so albern wie der Typus, den man in der Witzpresse für den Leutnant, den ewig zerstreuten Gelehrten, den jüdischen Kommerzienrat erfunden hat. Sicher, daß die Karikatur in künstlerischer Beziehung dasselbe Recht hat wie die Satire in der Poesie und daß sie ein prachtvoll schneidiges Schwert in den Händen der politischen Opposition bildet. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen der ernsten Presse und der satirischen. Wie diese ernsthafte Tagespresse den Offizier nicht als hochnäsigen schnoddrigen Äh-äh-Menschen, den Gelehrten nicht als vertrottelten Wirrkopf, den jüdischen Kommerzienrat nicht als mauschelnden Altkleiderhändler darstellen darf, so auch nicht den Junker in Merkmalen bodenloser Übertreibung, nicht als einen Typus, wie er überhaupt n i c h t e x i s t i e r t.

Das ist die Tatsache: der Junker der antiagrarischen Presse existiert nicht. Dabei spreche ich selbstverständlich nur von der Allgemeinheit, die lediglich in Frage kommen kann; Ausnahmeexemplare gibt es überall. Ich sage das auch nicht, weil ich meinen eigenen politischen Standpunkt verteidigen will, der sich keineswegs in allen Punkten mit dem des preußischen Konser-

vativismus deckt. Ich möchte am liebsten die Politik ganz ausschalten (soweit das bei dem Thema möglich ist); mir liegt nur daran, aus meiner Kenntnis des sogenannten Junkertums einmal ein paar Worte der Wahrheit zu sagen: einer gewaltigen Lüge gegenüber, die sich so festgesackt hat wie die von dem Ritualmorde der Juden. Die Unwahrheit ist auch in die Literatur übernommen worden: der selige Spielhagen hat sie in zahlreichen Romanen verarbeitet, obwohl er persönlich den Junker als Einzelnen recht gern hatte und ihm die Stechlins eigentlich näher zu Herzen standen als die Hohensteins. Fontane hat die Junker auf seinen Streifzügen durch die brandenburgische Mark schon besser kennengelernt. Im Schlußwort zu seinem Bande „Spreeland" sagt er u. a. von dem Junker in seinem Daheim: „Nicht mehr in die Defensive gestellt, nicht mehr ein kreis- oder reichstäglich Belagerter, der sich in strikter Befolgung alter Taktik am besten durch Ausfälle zu schützen sucht, entäußert er sich einer ihm schließlich selbst unbequemen Stachelrüstung und kleidet sich in das Selbstgespinst seiner vorvorderlichen Tugenden. Und diese Tugenden heißen: ein gutes Teil Gutmütigkeit, ein noch größeres von gesundem Menschenverstand und ein allergrößtes von Kritik. Und diese Kritik ist das beste. Mit einem seiner Zuhörerschaft sich alsbald mitteilendem Behagen beginnt er plötzlich alles unter die Lupe seiner ihm angeborenen Skepsis zu nehmen und dabei Radikalismen laut werden zu lassen, Urteile von einer Fortgeschrittenheit, als flösse nicht die Nieplitz oder die Notte, sondern der Hudson oder Potomac an seinem alten Feldsteinturm vorüber . . . Er ist von einem scharfen und eindringenden, ja soweit praktische Dinge mitsprechen, von einem umfassenden Blick und führt einen Existenzkampf nicht deshalb so hart und unerbittlich, weil er des Gegners Recht verkennt, sondern gerade deshalb, weil er es erkennt . . . Alles in allem: sie sind doch anders als ihr Ruf, diese so viel verklagten Junker, anders und besser . . ."

Fontane sagt etwas sehr Richtiges, wenn er von der Defensivstellung des Junkers spricht. Ich habe gelegentlich an anderer Stelle versucht, die Ansicht von der Bevorzugung des Adels in Deutschland, speziell in Preußen, zu widerlegen. Alle seine Pri-

vilegien sind ihm im Laufe der Zeit genommen worden — aber auch alle. Es ist richtig, daß es bei uns noch einige Regimenter gibt, deren Offizierkorps sich völlig oder hauptsächlich aus Adligen zusammensetzen. Das beruht auf traditionellen Gepflogenheiten, die man ohne Schmerzgefühl aufgeben könnte, ist aber kein Privileg, denn im Felde haben diese Regimenter genau so ihren Mann zu stehen wie jeder andere Truppenteil. Man hat auch viel darüber geredet, wie stark in unserer Diplomatie der Adel vorherrsche. Doch wenn man im Gothaer Hofkalender nachsieht, wird man finden, daß auf den Ministersesseln, im Bundesrat und in den Reichsämtern sich zahlreiche Bürgerliche befinden, und es ist auch sicher richtig, was gelegentlich der frühere Staatssekretär von Schoen ausführte, daß fast die Hälfte unserer auf auswärtigen Posten stehenden Diplomaten jüngeren Adels, also aus dem Bürgerstande hervorgegangen ist. So sind beispielsweise bei unserer Botschaft in London allein vier Herren Kaufmannssöhne; die Väter wurden erst geadelt. Unsere Botschafter in Paris und Rom waren noch als Legationssekretäre bürgerlich, und bürgerlich war mehr als die Hälfte von den Attachés, die im Vorjahre probeweise angestellt wurden. Daß die Nobilitierung immer noch als Auszeichnung gilt, ist eine Sache für sich; jedenfalls ändert sie nichts an dem Faktum, daß der Adel als Stand im Staatengefüge gar nichts mehr zu sagen hat.

Die Defensivstellung des Junkers geht denn auch nicht aus Adelsinteressen hervor, sondern aus agrarischen. Er sieht sich in seiner materiellen Unabhängigkeit bedroht, und dagegen wehrt er sich. Das ist natürlich sein gutes Recht. Industrie und Arbeiterschaft verteidigen ebenso mit aller Energie ihre materiellen Interessen, und die Kaufmannschaft schuf sich im Hansabunde ein erfolgreiches Gegengewicht zum Bund der Landwirte. Der Bund der Landwirte hat die Demokratisierung unseres Adels vollendet, die Anfang des neunzehnten Jahrhunderts durch den Einbruch des Bürgertums in die Rittergüter begann. Die Adelsaristokratie wurde zur Bodenaristokratie, der Adelsstand von einst in eine Junkerklasse verwandelt, der auch der größte Teil des landsässigen Bürgertums angehört. Unsere sogenann-

ten „Junker" sind also keineswegs nur Edelleute, und die konservative Partei ist keine Interessenvertretung des Adels, sondern höchstens der agrarischen Selbständigkeit, für die auch Stein bei seinen Reformideen plädierte und die nicht so leicht zu zertrümmern ist. Diese Verschmelzung des Adels und Bürgertums auf dem platten Lande ist, wenn man sich auf eine höhere politische Warte stellt als die der Fraktionen, zweifellos ein gewaltiges Werk zu nennen, denn sie hat dem seiner Prärogative beraubten Adel höchst einflußreiche politisch-soziale Verbündete als neue Kräfte zugeführt und hat Ausgleiche geschaffen, für die sich auch die Demokratie begeistern könnte, wenn sie ehrlich wäre.

Aber der bürgerliche Junker ist kein so geeignetes politisches Schreckbild wie der von Adel. (In Parenthese: ich habe bürgerliche Junker kennengelernt, die viel „junkerlicher" dachten als mancher aus altfeudalem Adel.) Für die große Masse, die starke Eindrücke haben will, ist der adlige Junker als Produkt von Vererbung und Umgebung natürlich eine viel wirksamere Gespenstererscheinung. Hinter Namen wie Köckritz und Itzenplitz wittert der Demos ohne weiteres Zugbrücken und Burgmauern, die er sich bei Herrn Schulze-Gütersloh nicht so recht vorstellen kann. Wenn also vom Junker gesprochen wird, ist immer der adlige gemeint — der geschichtlichen Wahrheit zum Trotz. Daß er ein Fürstenknecht und Byzantiner ist, versteht sich von selbst. Du lieber Gott, wer nicht ewig durch die beschlagene Parteibrille schaut, weiß ganz genau, daß der ärgste Byzantinismus da zu finden ist, wo in der tapferen Mannesbrust die Sehnsucht nach Titeln und Ordenszeichen nicht still werden will. Es ist richtig, daß der Adel im Hofdienst noch eine alleinige Rolle spielt. Das beruht auf uralter Tradition, auf den Begriffen der ritterlichen Heeresfolge, der Entwicklung der Ministerialen zu freien Rittern, auch auf dem Zeremoniale, das im fränkischen Reiche seine Ausbildung fand. Aber der Hofdienst hat unsere Junker noch nie gehindert, gelegentlich auch ganz gehörig zu frondieren; das braucht nicht erst bewiesen zu werden. Die liberale Karikatur stempelt ihn zum Idioten. Da braucht man wieder nur die Gothaer Almanache zu durchblättern, um sich zu überzeugen,

wie viele altberühmte Junkernamen unter den Männern der Wissenschaft, den Professoren, Ärzten, Ingenieuren, Künstlern, und Schriftstellern zu finden sind. Über den Adel in der Diplomatie sagt Dr. E. E. Lehmann aus dreißigjähriger Erfahrung im letzten Hefte der in Zürich erscheinenden „Rundschau des auswärtigen Dienstes“: „Noch vor anderem möchte ich bei dieser Gelegenheit warnen: vor der Annahme, daß der deutsche Adel untüchtig sei . . . Er ist in seiner überwiegenden Mehrheit keineswegs arbeitsscheu und verrottet, wie man leider oft genug darzustellen versucht. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Meistenteils sind unsere wohlhabenden Aristokraten sehr ernste, pflichttreue, der Arbeit für die Gesamtheit ergebene Männer, und das auch dann, wenn ihnen solche Arbeit wenig oder gar nichts anderes denn Mühe und nicht Anerkennung einbringt...“ Über den deutschen Junker als Landwirt aber gibt am besten ein unverdächtiger Zeuge Auskunft: der Franzose Jules Huret in seinem Buche „Berlin“ (In Deutschland. Dritter Teil). Er erzählt, daß er sich die Junker als „ungeschlachte derbe Ritter“ vorgestellt habe, „als große Jäger, tüchtige Trinker, ganz ohne Bildung und Schliff, eine Art Bismarck ohne Kultur, die ihre Güter von halb slavischen Verwaltern und ganz geknechteten Arbeitern bebauen lassen.“ Und nun besucht er eines Tages die Herrschaft eines Baron H. und kommt allmählich zu der Erkenntnis, daß der Junker „weder der bäuerische Gutsbesitzer noch der müßige Aristokrat sei, den ich mir vorgestellt hatte. Ich sah ihn jetzt vor mir, auf steten Fortschritt bedacht, als gebildeten Landwirt, als Meteorologen, Geologen, Fischzüchter, Jäger, Fabrikanten und gewiegten Kaufmann. Ich wurde mir der Liebe des Preußen zu seinem Boden bewußt, aber nicht minder der staunenswerten, manchmal heldenhaften Bemühungen, die die Sandflächen Pommerns und die Moore Brandenburgs in prächtige Wälder und fruchtbares Erdreich verwandelt haben. Ich würdige jetzt das Verständige dieses Verfahrens, diesen fortschrittlichen Sinn, diese Freude an den Neuerungen, diesen Geist der Solidarität, die den Sieg über gefährliche Krisen davontrugen, und vor allem diese unermüdliche Energie und Ausdauer, die eine karge Natur zwingt, alle die Elemente

zum Reichtum, die sie in ihrem Schoße birgt, herauszugeben. Und ich konnte meine lebhafte Bewunderung nicht zurückhalten."

Was Huret sagt, ist absolut richtig. Und wenn in der demokratischen Presse das Gegenteil behauptet wird, so geschieht es entweder aus bewußter Unwahrheit, den Instinkten der großen Masse zuliebe, oder aus Unkenntnis. Zu den bekanntesten Zerrbildern auf den Junker gehört jenes Tableau, das ihn am schwelgerisch besetzten Tische zeigt, während ringsum halbverhungerte Arbeiter wimmern. Nun leugne ich gar nicht, daß der Junker, wenn er in der „landwirtschaftlichen Woche" oder zu den Parlamenten oder zu höfischem Dienst nach Berlin kommt, auch einmal über die Stränge zu schlagen liebt; das ist noch gerade so wie zur Zeit des alten Schweinichen. Aber ich behaupte aus guter Erfahrung, daß der wohlhabende Landedelmann ein viel schlichteres Hauswesen führt als der reiche Städter, daß ihm vor allem der Hang zum „Protzen", zum gegenseitigen Überbieten durchaus fernliegt. Er hält es im allgemeinen so wie der Bauersmann: daß Hof, Feld und Wald zu liefern haben, was er braucht. Und ganz unsinnig ist es, zu sagen, daß er seine Leute schlecht behandle. Im Gegenteil: er sorgt nach Möglichkeit für ihr Wohl, denn bei den Gefahren der Freizügigkeit und der Lockung der großen Städte hat er Mühe genug, sie festzuhalten. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, aber man soll sie um Gotteswillen nicht verallgemeinern. In keiner Fabrik und in keinem städtischen Haushalt existieren so viele alte Arbeiter und treue Dienstboten wie auf dem Lande; die meisten bleiben da jahrzehntelang, oft für Lebenszeit in ihrer Stellung, und das würden sie bei den gewaltigen Reizmitteln, die von außen her auf sie einwirken, sicher nicht tun, wenn sie nicht ihr Wohlsein fänden.

Gewiß hat unser Junker auch seine Schattenseiten. Es fehlt ihm nicht an geistiger Kultur, aber — auch darüber habe ich schon einmal geklagt — an der Freudigkeit, ihr dienen zu helfen. Das große und vornehme Mäzenatentum, dem Literatur, Kunst und Musik noch im achtzehnten Jahrhundert viel zu danken hatten, ist ihm verlorengegangen. Doch damals hatte er neben seinem Reichtum eine umfassende Machtstellung. Und denen,

die immer noch behaupten, daß er auch heute noch zahlreiche Vorrechte besitze, privilegierte wie unkodifizierte, möchte ich mit einigen Worten Friedrich Naumanns begegnen, also eines Mannes, der keineswegs ein Freund des Adels und ein durch und durch liberaler Mann ist. Er sagt in einem (natürlich von seinem Standpunkte aus geschriebenen) Artikel über das preußische Herrenhaus: „Er selber (der Adel) ist waffenlos. Seine Burg hat nur noch dekorativen Wert. Er kann keinen Bauern mehr zwingen, ihm den Zehnten zu geben, er darf nicht einmal mehr den Pferdejungen auspeitschen lassen, wenn er ihm wegläuft. Zu Hause in Schlesien oder an der Lahn hängen im Burgsaale noch alte Hellebarden, Armbrüste, Schilde, und vorn auf der Terrasse stehen zwei nette Kanonen, aber das alles ist doch nur wie eine Sage voll Rost und Schimmel. Er heißt Herzog oder Fürst oder Graf, aber kommandieren darf er nur, wenn der König ihn zum Obersten macht. Und die gutsherrliche Polizei hat er im Auftrage des Staates, den der König vertritt. Er ist in seinen Wäldern an das Wald- und Jagdgesetz gebunden, überall begegnet auch ihm das öffentliche Recht, und die Einnahmen seines Rentamts hängen von den Zöllen ab, die im Staate beschlossen werden. Ja, selbst seine Steuerfreiheit und sein Fideikommißrecht ruhen auf schwachen Grundlagen, wenn einmal der König über diese Dinge anders denken sollte. Deshalb ist er der Freund des Königs, nicht immer der Herzensfreund, aber der politische Freund auf Tod und Leben, so lange der König ihn schützt. Abends am Feuer im Marmorkamin, gegenüber dem dunkel gewordenen Ölbild des Ahnen, mag er wohl gelegentlich seine eigenen Gedanken über die Könige haben. Aber was hilft es? Geschichte ist Geschehenes, Geschichte ist Schicksal. Es gibt in diesen Kreisen unter einem leichten Spott oft eine tiefe Resignation, ein Gemisch von Gottesglauben und Kritik an der Weltregierung, die Stimmung einer Schicht, deren Würde darin liegt, gewesen zu sein. Dabei sind es Herren, die viel vom Leben gesehen haben, oft international verschwägert, des Auslandes und seiner Sprachen von Jugend ab kundig, gewöhnt, sich bedienen zu lassen. Wer die Mattigkeit, die aus Jahrhunderten kommt und die mit dem Reichtum so leicht sich

verbindet, überwindet, wer im Kern gesund geblieben ist, bringt alle Eigenschaften mit, um in einem Herrenstaate etwas zu bedeuten. Ein solcher besinnt sich, ob er dem König dienen will; dann aber sagt er: Es lebe der König! . . .“

Auch eine vollsaftige Natur wie Naumann kann in politicis nicht aus ihrer Haut heraus. Aber was er sagt, klingt doch anders als das auf die Schablone eingestellte Geschimpfe der Parteipresse. Und gerade aus seinem Munde zu hören, daß der Adel keine Prärogative mehr besitzt, ist sehr interessant. Das hat Naumann schon vor drei Jahren geschrieben — nur nützte es nichts: die Privilegien sind in der Einbildung geblieben, denn sie gehören ja zum Bilde des Junkers. Geradeso wie die nette Phrase: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut“ . . . Die Hohenzollern haben schwere Kämpfe mit dem Adel geführt — aber auch mit den Städten. Die Junker pochten auf ihre Urkunden, die Bürger auf ihre Rechte. Die schufen in früheren Zeiten die Sippen sich selbst, bis der Racker von Staat mit seinem Landrecht kam und der neue Herrscher mit seinen Haubitzen, es kräftig durchzusetzen. Und ist es im Wandel der Tage seit Jochimke auch anders geworden: heute noch verteidigt der Bürger das, was ihn Rechtens dünkt. Darf das der Junker nicht auch? —

In dem Zusammenschluß von Adel und Bürgertum hat die soziale Demokratie einen Keil geschoben. In der Politik gehen die Parteien der Linken heute vielfach mit den antimonarchischen Elementen. Damit verstärkt sich aber die weltgeschichtliche Mission des Junkertums. Denn in dem Augenblick, da der Bürger mit flatternden Fahnen den Roten sich anschließt, bleibt der Junker der letzte Pfeiler gegen den Ansturm der sozialen Revolution. Er bleibt das Rückgrat des monarchischen Staats. Und wenn die Regierung auch gelegentlich seinen agrarischen Überhebungen entgegentritt, wenn der Träger der Krone auch zuweilen einen Donnerkeil gegen die „Rebellen“ schleudert: Thron und Staat kommen ohne die Junker nicht aus. Schon vor achtzehn Jahren oder länger schrieb der verstorbene Professor Rudolf Meyer: „Die Macht Preußens ist sein ostelbischer Teil, und dessen Existenz beruht auf den Junker-Ritterguts-

besitzern in politischer, nicht in materieller Hinsicht." Damit soll nichts gegen die Reformbedürftigkeit des Junkertums gesagt sein. Ja doch: reformiert an Haupt und Gliedern, nur rüttelt nicht an seiner Basis, dem Landbesitz! . . . Steins Akten über die Umbildung des preußischen Volks sind verlorengegangen, doch sein Biograph gibt die Hauptzüge jener Reformgedanken wieder. Und auch dieser geniale Freiheitsmann sah in dem „Unabhängigkeit gewährenden Grundbesitz" eine Notwendigkeit für den Adel. Heute bläst man Sturm gegen die Fideikommisse. Stein wollte auch noch Standesgerichte für den Adel haben, was die Liberalen von heute verlachen würden, obwohl der große Reichsfreiherr zu ihren Göttern gehört. Ein kluger Diplomat wie Bülow nannte sich den letzten „agrarischen Reichskanzler". Selbst er stieß bei dem Erbanfallgesetz heftig mit den Junkern zusammen, aber er erkannte doch, daß ihr ökonomischer Zusammenbruch den Staat in seinen Grundfesten erschüttern würde. Denn wenn eine gewaltige Welle das Junkertum fortfegen wollte: den leeren Platz würde man nicht wieder ausfüllen können. Vielleicht würde das auch gar nicht mehr nötig sein: der Ruf „Es lebe der König!" wäre dann doch schon verklungen — so wie das letzte Lied aus den Zeiten ritterlichen Glanzes . . .

„Er ist anders und besser als sein Ruf", der vielverlästerte Junker, sagt Fontane. Und was sehr merkwürdig ist, was mir vielleicht nur diejenigen glauben werden, die ihn so gut kennen wie ich: er ist in seiner Weltanschauung und Lebensauffassung viel liberaler als mancher, der sich so nennt und doch aus seinem pfahlbürgerlichen Kastengeist nicht herauskriechen kann. Fontanes alter Stechlin ist nur eine Figur der Phantasie, aber sie trifft den Typus ausgezeichnet, und der Typus stimmt auch zu dem, was Naumann andeutet. In hundert Variationen wirft man ihm seine egoistischen Interessen vor (die alle Parteien haben) — aber man suche die Quellen seiner Selbstsucht nicht nur in der Enge seines Geistes. Denn es darf nicht vergessen werden, daß doch auch er der Erbe einer Kultur ist, der eine ganze Anzahl von freisinnigen politischen Grundsätzen zu verdanken ist . . .

Daß Industrie und Junkertum sich so heftig befehden, ist wohl am schmerzlichsten zu bedauern, zumal auch der Agrarier heute ohne die Industrie nicht mehr auskommen kann. Aber das Leidige der Politik verschärft die Gegensätze immer mehr, und bei aller Anerkennung der riesigen Tätigkeit des Bundes der Landwirte und des Hansabundes wird man zugleich auch mit Bedauern konstatieren müssen, daß dadurch der konservative wie der liberale Gedanke an ihrer Reinheit verloren haben.

Das Ende des Belle-Alliancetheaters — Der alte August Wolf

2. September

Im Südwesten Berlins ist eins der ältesten Theater Berlins zu Grabe getragen worden: das Belle-Alliance-Theater, das nach der Straße, in der es lag, seinen Namen führte. Ein vergessener Komiker, der dicke August Wolf, hatte es im Jahre 1869 begründet und unter günstigen Verhältnissen zu einer gewissen Blüte geführt. Da es einen großen und schönen Garten besaß, so wurde es namentlich im Sommer viel besucht. Es war für die Gegend vor dem Halleschen Tore ungefähr dasselbe wie seinerzeit das Krollsche Etablissement für das Viertel am Königsplatz. Im Garten musizierten Militärkapellen und konzertierten Tiroler Sänger, während man im Theater alles mögliche aufführte: klassische Stücke abwechselnd mit Berliner Possen, mit Schau- und Lustspielen. In den siebziger Jahren begann hier Guido Thielscher seine theatralische Laufbahn, auch Robert Philipp, der ein trefflicher jugendlicher Heldenspieler war, ehe er zur Operette ging, um schließlich bei der großen Oper zu enden. Thomas, die Gallmeyer und die Geistinger haben hier oft gastiert; August Wolf probierte es aber auch mit gewichtigen Erstaufführungen wie mit Björnsons „Fallissement“ und mit Ibsens „Stützen der Gesellschaft“. Nach seinem Rücktritt von der Direktion wollte es mit der entlegenen Bühne, die nur in Callenbachs Vaudeville-Theater am nahen Johannistisch ein Gegenstück hatte, nicht mehr so recht gehen. Unaufhörlich wechselte die Leitung; einer der letzten Direktoren, die man ernsthaft nehmen konnte, war der jetzige Oberregisseur

unserer Königlichen Oper, der es sogar mit Grabbes „Napoleon“ und Ibsens „Kaiser und Galiläer“ versuchte, aber infolge von allerhand mißlichen Umständen gleichfalls bald weichen mußte. Nun trat auch die Polizei mit der Forderung hervor, das alte Haus völlig umzubauen, eine absolute Notwendigkeit, die jedem einleuchten mußte, der die altersschwach gewordene Baracke kannte. Das lohnte sich aber nicht. So erwarb denn schließlich der Berliner Magistrat das ausgedehnte Grundstück und wird auf dem an die Yorkstraße grenzenden Teil des Geländes den Neubau für die Friedrich Werdersche Oberrealschule errichten lassen. Der alte Berliner, der an den Schuttmassen des niedergerissenen Hauskomplexes vorübergeht, aber wird sich mit einer gewissen Wehmut der Zeiten erinnern, da August Wolf am Vormittag in dem nach der Straße zu gelegenen Restaurant mit fleißigen Fingern die Verschnürung der Weißbierflaschen aufknüpperte und abends hinten im Theater eine „tragende Rolle“ spielte. Den alten Berliner treffen auf Schritt und Tritt solche Erinnerungen. Wenn ich die Tiergartenstraße hinunterschlendre, denke ich zuweilen an meine Jugend. Da stand hier noch der „Korso“ in Blüte, und aus Kempers Hof klangen Conradis volkstümliche Weisen, und im Hofjäger ließ Wieprecht seine Monstrekonzerte erdröhnen. Da lag links das Odeum und der freundliche Albrechtshof, wo wir als Kadetten uns an dicker Milch erlabten, und weiter hinauf Moritzhof mit seinem Potsdamer Stangenbier und seinen berühmten Koteletts mit Spargel für fünf gute Groschen. Alles vorbei; bloß die Erinnerung ist noch geblieben . . .

Tanz, Mode und Schutzmannsheim — Der Schlitz im Kleide — Tango

12. November

Tanz, Mode und Schutzmannsheim — entschiedene Gegensätze, aber bei dem gestrigen großen Wohltätigkeitsfest in den Festsälen des Zoologischen Gartens kamen sie friedlich unter einen Hut. Der Verein „Schutzmanns-Erholungsheim“, der unter dem Protektorat des Kronprinzen und dem Vorsitze der Geheimen Kommerzienräte Dannenbaum, Ravené und Friedländer-Fould steht, verfolgt den Zweck, den

Schutzleuten von Groß-Berlin, denen im anstrengenden Dienste die Sorge um Leben und Eigentum unserer Mitbürger anvertraut ist, die Möglichkeit einer Erholung auf dem Lande, namentlich für Genesungszwecke zu schaffen. Um dem Verein größere Mittel zuzuführen, trommelte man ein Festkomitee zusammen, und dies Komitee erließ nun eine Einladung zu einer Ballfestlichkeit „Tanz und Mode“ zum Besten des genannten guten Zweckes, bei dem der Preis für die Eintrittskarte auf 10 Mark, für eine Loge im Marmorsaal auf 100 Mark und für eine solche im Tangosaal auf 80 Mark festgesetzt war. Und da die Festräume eine angenehme Fülle zeigten, so ist anzunehmen, daß eine ganz hübsche Summe herausgekommen sein wird, die den Schutzleuten zu gönnen ist . . .

Das Hübscheste des Abends aber war die Tatsache, daß dieses Ballfest zugleich die erste große Modenschau der Saison bildete. Mich dünkt (und diesmal bin ich mit meiner Frau einig), daß seit langen Jahren keine so entzückende Ballmode geschaffen worden ist. Die schmal gerafften Untergewänder lassen bei jedem Schritt die zierlichsten Beine — ahnen, Manigmal auch nicht bloß ahnen, aber das kommt auf die Trägerin an und von ihr will ich nachher noch sprechen. Die kurz gestuften Tuniken markieren graziös die Hüften, die damit endlich wieder einmal „aktuell“ werden. Und nun weiß ich auch, was uns Männern bei dieser Saisonmode so gut gefällt: nicht die pikanten Pelzstreifchen am Ausschnitt, nicht das zarte Material des Stoffes oder sonst irgendeine Einzelheit, sondern das Echtweibliche der Toilette dünkt uns reizend. Echtweiblich, obwohl Prüdisten versucht haben, den kleinen Schlitz am Rocksaum als indezent mit Bann und Interdikt zu belegen und zu verkleben. Echtweiblich, wiederhole ich, weil diese Toilette die spezifisch weibliche Linie betont und zugleich weich verwischt. Der Chiffon- oder Spitzenkimono über entblößten Schultern ist wie der Schleier der Maja. Der kleine glitzernde Saum daran scheint zu rufen: „Schaut her, aber nur ein Augenblinzeln lang!“ Der hochgerückte Sammetgürtel mit der wehrhaften Magenschleife sagt: „Wir sind gut behütet.“ Der spitzengeraffte Abervolant markiert Lebensfreude; das Atlas- oder Brokatröck-

chen dokumentiert die — Sparsamkeit seiner Inwohnerin. Darunter springt unter dem schon erwähnten Schlitz das buntbeschuhte Füßchen hervor . . . „Echt männlich“, wird die geschätzte Leserin sagen, „er beschreibt, was ihm gefällt — aber was alles getragen wird, davon erzählt er nichts . . .“

Es kommt noch. Und zwar will ich sach- und fachgemäß von oben anfangen. Zunächst die verblüffende Tatsache, daß innerhalb der letzten vier Wochen unserer holden Weiblichkeit eine zarte Schicht Stirnhaare, nach der Eigenart gewisser Pferdchen „Ponys“ genannt, gewachsen ist. Wo dies Stirnhaar ansetzt, läuft ein schmales Bändchen oder Reifchen quer um den Vorderkopf, das mit (mehr oder minder echten) Steinen verziert ist. Die eigentliche Frisur besteht auch in diesem Jahre nur aus flachen, rund um den niedlichen Schädel gelegten Haarwellen mit Paradiesvogelschwänzen. Auf dem Ballfest im Zoo war auch manches Tüllhäubchen zu sehen, gekrönt durch eine aufrecht stehende schwarze Palmette oder eine dicke Sammetblume. Der entblößte Hals hat geographisch an Bezirk gewonnen. Im Rücken hört er dicht über dem Taillenschluß auf; vorn zieht der relativ warmzuhaltende Magen gebieterisch die Grenze. Die Taille besteht aus einem festen Leibchen ohne Träger, über das der Kimono aus Spitzen, Perlen, Chiffon gezogen wird. Ein breiter Gürtel hält das Stufenkleid mit seiner leichten Reifung am Rande; ein größeres Taschentuch aus glänzendem Stoff, mit den Zipfeln zusammengeknotet, erweckt die Illusion eines Rocks oder gibt vor, ein solcher zu sein. Wo eine Schleppe angebracht ist, erscheint sie schmal und beweglich wie ein Eidechsenschwänzchen und huscht boshaft hinter ihrer Trägerin her.

Eine der preisgekrönten Tänzerinnen (es gab nämlich auch ein Tanztournier) trug maisgelben Liberty mit einem Chiffonüberkleid; eine andere ganz junge Dame generalstabsroten Crêpe mit einer halben Pierettenkrause im Genick. Weiße, flimmernde Stoffe mit Chantillyinkrustationen und schwarzen Tüllstreifen waren mehrfach vertreten, auch völlig weiße Kleider mit schmalen Röllchen aus Sealpelz an den Stufen des Rocks und am Ausschnitt. Der unterste Rocksaum bleibt stets ungarniert und ist bald gerafft, bald aufgeschlitzt. Ja, dieser Schlitz! Die vornehme

Welt trägt ihn natürlich nur sozusagen „angedeutet“, so daß darunter nichts als der rechte Knöchel sichtbar wird. Im Palais de Danse dagegen und an ähnlichen Orten, wo die Vornehmheit nur auf das masculinum generis entfällt und die Heilsarmee das Haupt verhüllt, schwingt er sich höher hinauf und enthüllt zuweilen bedeutend mehr, als die Großmächte des guten Tons unter Garantie nehmen können. Ob man sich darüber laut entrüstet oder seiner inneren Empörung Meister bleibt, hängt gewöhnlich von der Architektur und dem künstlerischen Schwung dessen ab, was sichtbar wird. Auf dem Zoo-Ball spürte man, wie gesagt, nur ahnungsvoll vollendete Schönheit. Schuh und Strumpf sind stets in der Farbe des Rockes gehalten, der Strumpf undurchbrochen, der Schuh mit hohen geraden Louis-treize-Absätzen und Kreuzbändern. Doch konnte man auch kostbare Brokatschuhe und zweifarbig bemalte mit Edelsteinschnallen bewundern. Viele Damen tanzten ohne Handschuh, natürlich nicht aus Sparsinn, sondern aus dem Gefühl heraus, daß die modernen Tänze gewissermaßen jedes Gliedes Mitwirkung bedürfen, auch der geschmeidigen Finger und der biegsamen Handgelenke . . .

Einem hübsch arrangierten Zuge von allerhand Menschentypen aus Berlin O bis Berlin W folgte eine kleine Spezial-Modenschau auf erhöhtem Blumenweg quer durch den Marmorsaal. Ein tangotanzendes Paar, einige zuschauende Dämchen, dann eine Garde Mannequins aus einem bekannten großen Konfektionshause, mehr bunt und kostbar als besonders schön bekleidet. Die abgenommenen Mäntel wurden wie heilige Reliquien von uniformierten Burschen weihevoll auf den Armen dahin getragen, wo ein Großwürdenträger der Firma seine Schätze allsogleich wieder in hütende Schreine schloß. Ich weiß nicht, ob die Dämchen auch mitverpackt wurden. Jedenfalls amüsierte mich der Gestaltungstrieb, der unsere Kaufmannschaft seit einem Jahrzehnt neu belebt und der sich nicht nur in der künstlerischen Hebung der Schaufensterdekoration ausspricht, sondern sogar die Farbsterne des Konfektionshimmels zu kleinen dramatischen Szenen gruppiert. Das ist ein hübscher Fortschritt im Konservatismus des Geschäftslebens . . .

Den Tango habe ich an diesem Abend zum ersten Male mit vollendeter Grazie tanzen gesehen. Aber ich zweifle, daß er sich überall die Ballsäle erobern wird, weil er überall anders gelehrt wird. Wenn ich eine Dame zum Walzer, Polka oder One-Step auffordere, so weiß ich, daß ich mit meiner Partnerin über Takt und Setzen der Füße nicht zu streiten habe. Aber wenn ich meinen Tango bei Herrn X. gelernt habe und sie von Monsieur Y. eingeübt wurde, so steht es fest, daß wir niemals zusammenkommen. Im Zoo war es nicht so, weil die Teilnehmer des Tanztourniers besonders geladen waren und zusammengehörten. Und deshalb gefiel mir der Tango hier auch so ausgezeichnet, daß ich mich daheim vor dem Spiegel in ähnlichem Beineschlenkern ergehen wollte, was mir indessen nur unvollkommen gelang.

Der Wucherprozeß der Gräfin Elisabeth Fischler von Treuberg — Adel und Adelsverleihung — Die Rupfenden und die Gerupften

1. Dezember

Der Wucherprozeß der Gräfin Elisabeth Fischler von Treuberg hat sich allgemach zu einem recht interessanten Kultur- und Sittenbilde entwickelt. Im Mittelpunkte steht noch immer die „Frau Gräfin" selbst, das Schneidertöchterlein aus Offenbach, das die Hohe Schule der Lebewelt regelrecht absolviert hat und vor zwei Jahren einen wurzellocker gewordenen jungen Offizier zu veranlassen verstand, sich mit ihr trauen zu lassen und ihr zu ermöglichen, den Namen Uhl mit dem klangvolleren eines gräflichen Hauses zu vertauschen. Es heißt, daß der junge Graf Treuberg keine Ahnung von der Vergangenheit seiner Frau gehabt und daher auch die Scheidung von ihr beantragt habe. In diesem Falle liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß ihr die Weiterführung des gräflichen Namens und Titels verboten werden wird. Aberkennung des Adels oder „Ausstoßung aus dem Adelsstande" gibt es nach unserem Rechte nicht mehr. Nur das bayerische Landrecht verfügt noch über die Möglichkeit, Personen von Adel, die sich in „niederen Berufen" befinden, die Führung des Adelspartikels oder eines entsprechenden Titels zu verbieten; demgemäß wurde

vor einiger Zeit einem Steinklopfer, der einer Freiherrnfamilie v. R. entstammte, untersagt, sich weiterhin „Baron" zu nennen. Es ist verständlich, daß die demokratische Presse sich über dies Verbot weidlich lustig machte. Andererseits aber liegt doch die Erwägung nahe, daß, solange die Nobilitierung noch als Auszeichnung gilt, man auch an dem Begriffe der Auszeichnung festhalten müßte. Ob die Adelsverleihung etwas Zweckmäßiges ist, wird natürlich immer eine Frage bleiben, über die sich gleichfalls debattieren läßt. Die Bedeutung des Erbadels beruht auf der Geschichte; seine historische Berechtigung hat also eigentlich nur der Uradel, dessen Bestand bis auf die Häuptlingsschaften der germanischen und slawischen Völker zurückreicht und dessen traditionelle Anrechte keineswegs die allgemeine Gleichheit aller Freien aufhoben. Die sogenannte „Erhebung in den Adelsstand" war erst ein Produkt des sich entwickelnden Feudalwesens und ist in der Zeit ständischer Nivellierung zu einer „Verleihung des Adels" geworden; eine sprachliche Modifizierung, gegen die sich vom modernen Standpunkte aus nichts sagen läßt. Die Adelsverleihung von seiten des Herrschers gibt keine Vorrechte, ist aber zweifellos als eine gesellschaftliche Auszeichnung anzusprechen. Und so lange sie existiert, erscheint es auch nicht unberechtigt, Personen, die gegen die allgemeine sittliche Würde verstoßen oder aber sich in Stellungen und Berufen finden, die den gesellschaftlichen Gepflogenheiten nicht entsprechen, die Führung des Adels zu untersagen. Selbstverständlich soll und kann man auch nicht auf die Prinzipien des alten Ständewesens zurückgreifen. Vor hundert Jahren galt noch der Großhandel für „unadlig"; vor fünfundzwanzig Jahren aber plädierte ein durchaus feudalen Interessen dienendes Blatt dafür, daß unser ärmerer Adel sich doch auch der Bankkarriere widmen möge. Die Zeiten haben sich eben gewandelt; adelige Kaufleute gibt es heute genug. Aber das hindert nicht, daß man Lächerlichkeiten aus der Welt schaffen kann. Ein Baron als Steinklopfer ist eine Groteske, und wenn der Steinklopfer selbst der bravste Mensch unter der Sonne ist. Der Verkauf eines Adelsnamens durch eine Scheinheirat oder die Legitimierung unehelicher Kinder durch spätere Heirat sind Dinge, die noch

häufig vorkommen, und ich sehe nicht ein, warum den betreffenden Familien in solchen Fällen nicht ein gewisser Schutz zugestanden werden soll. Wie die Verhältnisse heute liegen, können sich nur die Familienverbände unter sich in beschränktem Maße schützen, können nachträglich legitimierten Ästen die Aufnahme verweigern und unwürdige Mitglieder ausschließen. Die Justiz unterstützt sie dabei nicht; wenn ein Graf X. zu mehrjährigem Zuchthaus verurteilt wird, so bleibt er der Graf X. auch nach seiner Entlassung. Es würde aber keineswegs der Gleichheit vor dem Gesetze widersprechen, wenn man ihm dann seinen Titel nähme und damit auch äußerlich dokumentierte, daß er nicht mehr dem Geschlechte der Grafen X. angehöre. Natürlich wird man mir erwidern können, daß einen ähnlichen Schutz jede Bürgerfamilie ebenso gut beanspruchen dürfte. Prinzipiell gewiß; aber ein Unterschied ist doch dabei: die Adelsnamen haften ungleich stärker im Gedächtnis als die selbst seltener vorkommenden Bürgernamen; wenn eine Gräfin Fischler von Treuberg in einen Prozeß verwickelt wird, so fällt das selbstverständlich mehr auf, als wenn die Angeklagte eine Frau Fischler ist. Endgültig aber dürfte das Volk in seiner Gesamtheit sich für eine „Degradation zum Bürgertum" bedanken, denn eine Aberkennung des Adelstitels ist nicht dasselbe wie eine Ausschließung aus dem Soldaten-, Rechtsanwalts-, Ärztestande, weil der Adel keine Korporation bildet. Ich lege auch immer nur die Tatsache zugrunde, daß die Adelsverleihung heute noch als eine, zum mindesten gesellschaftliche Auszeichnung gilt oder gelten soll. Man könnte sie ohne weiteres abschaffen, und wenn man sich auf historischen Standpunkt stellt, müßte man es sogar, denn es ist ein Unding, etwas imitieren zu wollen, was unter Voraussetzungen entstanden ist, die längst ihre Gültigkeit verloren haben. Aber darüber wollen wir nicht weiter streiten: kehren wir zu dem „Prozeß der Gräfin" zurück ...

Ein anmutiges Bild — alle Achtung. Was sind das alles für merkwürdige Existenzen, die hier Revue passieren! Auch der Adel ist wieder vertreten — und in wenig erfreulicher Weise. In diesem seltsamen Wucherprozesse handelt es sich in wohl keinem einzigen der zahllosen Fälle, die zur Sprache kommen,

um die Not des Lebens, um die Bitterkeit des Erwerbes, um bedrängte Arme und Elende, die schließlich der Ausbeutung zum Opfer gefallen sind. Die meisten der Bewucherten sind kaum des Mitgefühls wert. Sie stammen fast alle aus besten Kreisen, aus Offiziers-, Beamten-, Gutsbesitzerfamilien, und nur der Leichtsinn hat sie in die Schlingen jener „diskreten Privatleute“ getrieben, die in den Inseratenteilen der Zeitungen Geld gegen mäßigen Zinsfuß anzubieten pflegen. Wie „mäßig“ dieser Zinsfuß ist, haben die Verhandlungen in verblüffender Weise kundgetan. Der Doyen der Berliner Geldverleiher galt noch für den „Anständigsten“. Dieser würdige Greis ist allein schon eine Figur für einen modernen Juvenal. Er hat sein ganzes Leben lang gepumpt und einkassiert — und ist dabei immer auf die Kosten gekommen. Auch die Namen zweier Prinzessinnen von Geblüt schwirren am Ohre vorüber: die eine soll Helfersdienste bei irgendwelchen Ehevermittelungen geleistet haben, die andere ist auch in diesem Falle ihrer jahrelangen Übung im Geldauftreiben gefolgt.

Und das ist nicht immer leicht. Ein Wechsel ist schnell unterschrieben, aber die Valuten lassen auf sich warten, denn hier handelt es sich ja nicht um reelle kaufmännische Geschäfte, sondern um das, was man „Schiebungen“ nennt. Herrgott, wie wird da geschoben! Man bekommt Autos, Villen, Gemälde, Brillanten, Bücher, aber kein Geld. Man soll die Autos, Villen, Gemälde, Brillanten, Bücher erst zu Gelde machen — und da man alle diese schönen Dinge zu Phantasiepreisen annehmen mußte, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß man im allerbesten Falle knapp die Hälfte dessen dafür bekommt, was man in drei Monaten nach Sicht erbarmungslos berappen muß. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugendzeit einer der hervorragendsten Krawattenfabrikanten Berlins ein Berliner Tischler war. Von dem bekam man nie anders Geld als gegen einen Kaufschein über mehrere hundert Kindersärge, die er dann pro forma wieder zurückkaufte. So schützte er sich gegen die Unannehmlichkeiten des Wuchergesetzes. Aber was sind diese Kindersärge gegen die Hunderttausende von Büchern, die ein gewandter Sortimenter hier auf den Wechseltisch wirft! Ein junger

Schriftsteller, der noch auf Dornenpfaden wandelt, fragte mich nach dem Namen des Mannes; er dachte es wäre ein Verleger, und hoffte vielleicht auf ein ungeheuer rasches Bekanntwerden, wenn man seinen jüngsten Roman gleich in zwanzigtausend Exemplaren von einer Hand zur anderen wandern ließ. Ich mußte ihn leider enttäuschen ...

Einer war auch da, der Geld brauchte, um sein Examen machen zu können. Die meisten übrigen der Gerupften brauchten es zum Leben. Aber natürlich nicht zu einem Leben der Arbeit. Alle diese großen Wucherprozesse werfen eigentümliche Schlaglichter auf die soziale Mischung, die man als „gute Gesellschaft" zu bezeichnen pflegt. Ich habe mich nie zum Sittenrichter geeignet und verstehe, daß die Jugend auch einmal leichtsinnig sein kann — war ich doch selbst kein Tugendbold, da ich noch blond war und nie zum Zahnarzt zu wandern brauchte. Aber Donnerwetter — die Jugend unserer Wucherprozesse ist schon nicht mehr leichtsinnig im gewöhnlichen Sinne des Wortes — sie ist frevelhaft! Man faßt sich vor die Stirn, wenn man die Berichte liest. Am traurigsten ist es vielleicht einem armen Teufel ergangen, der einem Kameraden für 30 000 Mark Bürgschaft geleistet hatte. Der Kamerad zahlt nicht; nun kommt er an die Reihe. Er stellt einen Wechsel über 30 000 Mark aus, aber Geld bekommt er auch nicht, sondern nur die Zusicherung, daß er für diese Summe Bücher erhalten solle, die er dann weiter verkaufen könne. Schließlich kriegt er auch nicht einmal die Bücher zu sehen, die durch irgendeinen Mittelsmann für 3000 Mark verschleudert werden. Resultat: 27 000 Mark neue Schulden ...

Ompteda hat in seinem Roman „Eysen" mit Meisterhand das Schicksal eines Entgleisten geschildert, der schließlich nach Amerika flüchtet. Das ist die letzte Rettung vieler. Amerika oder der Revolver. Aber man soll nicht allein gegen die Sippe der Wucherer wettern, so wenig Mitleid sie auch verdient; man soll sich mühen, ein besserer Erzieher der Jugend zu werden. Die meisten der Bewucherten mögen sich eingebildet haben, am grünen Tische, auf dem Rennplatze, in Ballokalen zwischen Dirnen und Sektkübeln Muster an Vornehmheit zu sein — und waren doch nur traurige Zerrbilder ...

Der Feldzug gegen das Nackte in der Kunst
Kleidung und Sittsamkeit

28. Dezember

In Frankreich hat man sich darüber aufgeregt, daß Pierre Luys' Roman „Aphrodite“ und die Claudinen-Geschichten Willis von der Berliner Polizei beschlagnahmt wurden. Ein Streit darüber lohnt kaum. Anders steht es um den Feldzug gegen das Nackte in der Kunst, den die Polizeibehörden mit rasendem Eifer eröffnet haben und gegen den sich nun auch die Künstlervereinigungen energisch zur Wehr setzen. Fraglos ist der Kampf gegen das Unzüchtige in Wort und Bild ein löblicher. Aber unfaßlich ist, welche lächerlichen Mißgriffe die Behörden dabei begehen. Daß in einer Potsdamer Badeanstalt die Statuen von Adam und Eva auf höheren Befehl entfernt werden mußten, wirkte verblüffend; daß man schließlich auch Reproduktionen von Feuerbachs schlummernder Nymphe verboten hat, ging über die Verblüffung hinaus: es hat lebhaften Unwillen erregt. Lovis Corinth hat als Sachverständiger erklärt, die Postkartenabbildung des Feuerbachschen Gemäldes sei absolut harmlos. Aber ein Kunstverständiger wie Corinth genügte der Staatsanwaltschaft nicht; in der zweiten Verhandlung soll Professor Brunner, der Fachmann der Berliner Polizei, sein Urteil abgeben. Es wird kaum anders lauten können — es kann gar nicht anders lauten . . . Und nun folgt diesem Feldzug gegen das Nackte eine neue moralische Kampagne: von den Bischofsstühlen wettert man gegen die Schamlosigkeit der modernen Damenkleidung . . .

Zwei Arten sind in der Bekleidungsfrage zu berücksichtigen: das Kostüm als Schmuck und die Kleidung als Schutz. Letztere ist allein eine Folge der klimatischen Verhältnisse, trifft also die verschiedenen Breitengrade verschieden. Die Kleidung als Schmuck aber tritt seit Kulturbeginn überall in der Welt in wachsender Ausgestaltung oder Abnahme auf. Was nun in diesem und jenem Jahrhundert, in diesem und jenem Lande unter immer veränderten Verhältnissen als weibliche Mode galt, wurde bestimmt durch das Bestreben des Weibes, ihre Reize in den Augen des Mannes zu erhöhen. Wie sich in einzelnen Perioden die Frau mehr oder weniger entschleierte oder verhüllte, wie sie bald die Büste, bald die Rückenlinie in ihrem Kostüm

zu betonen verstand, die Beine mit ungeheuren Stoffwogen umbauschte, um die Taille zu verfeinern, oder die Gelenke mit Ringen beschwerte: stets handelte es sich um ein wohlüberlegtes und doch bedenkenloses Gefallenwollen. Der „Sitte“ in der Frauenmode zog immer nur die Männerwelt Schranken. Zugegeben, daß diese Mode zuzeiten extravagant und närrisch war; „schamlos“ wurde sie gewöhnlich erst durch den Geschmack der Männer, der den Geschmack der Zeit beherrschte. Selbst die lockere Tracht der Merveilleusen zur Zeit der französischen Revolution war nur eine Übertreibung des neuen Griechentums, das aus Davids Klassizismus hervorging. Und die noch heute vorgeschriebene Dekolletage bei der Hoftoilette begründet sich auf alten Vorschriften eines überlegsamen Zeremonienmeisters, der vielleicht seinem gnädigsten Herrn etwas Erfreuliches bieten wollte . . .

Ich käme in Verlegenheit, wenn ich erklären wollte, was an unserer Frauenmode die „Sittsamkeit und christliche Schamhaftigkeit“ verletzt. Die Mode von heute ist an sich ein logischer Unsinn, wie es die von gestern und vorgestern war. Aber das hindert sie nicht, sehr reizvoll zu sein. Der Ausschnitt ist viel kleiner geworden als je es die Hofsitte anbefahl. Ein gänzlich unmotivierter Schurz umflattert die zart sublimierten Reize dessen, was zu des seligen Rubens Zeiten Hüften waren. Ein weiches, dünnes Gespinst schmiegt sich eng um den Unterkörper: eine Fessel für allzu emanzipationslüsterne Vorwärtsschritte, wie einst das silberne Fußkettchen der Salambo. Aber dann der Schlitz am Rocksaum — das könnte der Gipfel der Schamlosigkeit sein, wenn er nicht so diskret wäre. Er zeigt nur das Füßchen und den Knöchel, nicht mehr. Er ist auch nicht einmal obligatorisch. Freilich, selbst dieses Kostüm, leicht, duftig und reizend, kann „schamlos“ werden, wenn sich hinter dem Duft des Gespinstes die Masse in der Form verbirgt. So sah ich einmal eine Dame in Rot heranwackeln (der Ausdruck ist richtig), und da flüsterte mir ein boshafter Nachbar ins Ohr: „Flammeri in Himbeersoße“ . . . Das ist es: unsere Zeit hat den feinen Sinn für taktvolle Unterschiede verloren!

1914

Das Thema Zabern — Der neue Oberhof- und Hausmarschall Baron Reischach — Die ersten Hoffeste — Bismarck und die Etikette

15. Januar

Vorläufig beherrscht Zabern noch immer das Thema der Unterhaltung. Wenn zwei sich treffen, fängt sicher der eine an: „Na, was sagen Sie" . . . und dann kommt Zabern auf das Tapet. Die Kannegießer an den Stammtischen sprechen von nichts anderem, und in den Zwischenakten der Theatervorstellungen erörtert man nicht das Stück und die Darstellung, sondern die Prozesse Reuter und Forstner . . . Aber es ist anders geworden wie damals, als die Mehrheit des Reichstags in schäumende Empörung ausbrach, ohne erst die Aufklärung der betrüblichen Geschehnisse abzuwarten. Ich weiß, daß damals auch sehr konservative Leute sich mißbilligend über das Vorgehen der Militärbehörden aussprachen: das lag einfach daran, daß man die Darstellung der Vorgänge nur durch einseitig gefärbte Berichte kannte, lag wohl auch an den lauen Erklärungen des Reichskanzlers, vor allem aber an der Suggestion der Presse. Dann kam die Jagowsche Bombe. Hurrjeh, schlug die ein! Es wehte ein förmlich revolutionärer Zug durch die Gesellschaft, und besonders die Leute des juste milieu schüttelten bedenklich den Kopf, und ein nationalliberaler Abgeordneter sagte fassungslos zu mir: „Hören Sie mal, das geht nicht — das geht denn doch nicht . . ." und wiederholte das ungefähr sechsmal . . . Heute scheint die Geschichte vom Krempeltier im Märchen wahr geworden zu sein:

Auffassungen, Ansichten und Urteile haben sich „gekrempelt". Ich las einen wutschnaubenden Artikel im „Vorwärts", der auf diese „Merkwürdigkeit" hinwies, auf die gleichsam plötzlich ausgegebene Parole „Ordnung muß sein", auf den Umschwung der öffentlichen Meinung und das Sympathisieren mit dem Obersten von Reuter, auf den „Kniefall der Feueranbeter vor der kalten Macht". Der Ärger ist begreiflich, aber die Tatsache besteht zu Recht. Und nun sogar der öffentliche Ankläger in Straßburg von gewissen „Hoheitsrechten" gesprochen hat, ist auch das Urteil über die vielerörterte Auslassung des Herrn von Jagow anders geworden. Am Abend nach ihrer Veröffentlichung in der „Kreuz-Zeitung" war ich im Trianon-Theater. Natürlich wurde im Parkett nur über Jagow gesprochen und über nichts anderes. Und auf einmal erschien der Herr Polizeipräsident höchstselbst in einer Loge und lächelte — lächelte ein wenig gezwungen und mit ironisch verzogenen Mundwinkeln, als wollte er sagen: „Kinder, ich pfeife auf die Welt, trülü" ... Heut kann er unbekümmerter lächeln, denn das Urteil von Straßburg hat ihm recht gegeben ...

Nun geht es auch bald mit den Hoffesten los, und der neue Oberhof- und Hausmarschall Baron Reischach, den man bisher bei derlei Gelegenheiten immer nur im roten Galarock seiner alten Gardedukorps oder im roten Rock seiner früheren Würde als Oberstallmeister sah, bekommt gleich alle Hände voll zu tun. Am 16. Januar zieht das Hoflager nach Berlin, am Sonntag, dem 18., findet das Krönungs- und Ordensfest statt, zu dem jeglicher (auch jegliche) Zutritt hat, der (oder auch die) im Laufe des Jahres mit einer preußischen Dekoration begnadet worden ist. Am Tage vorher, dem 17., geht es exklusiver zu: zum Feste des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler erscheinen natürlich nur die Ritter des Ordens, als solcher diesmal auch des Kaisers Schwiegersohn, Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg. Der erste Zeremonienmeister des Ordens unter König Friedrich I. war der kurländische Predigersohn und Hofpoet Geheimrat von Besser, der damals von jedem neugeschlagenen Ritter eine Spende von vierhundert Talern erhielt, was seinen immer etwas wackligen Finanzen einigermaßen auf

den Damm half. Derzeit sah man in solchen Geschenken nichts Unvornehmes. Besser ließ sich selbst seine Carmina gut bezahlen; Danckelmann gab ihm für ein schönes Lobgedicht 700 Taler, Wartenberg für ein Gedicht auf seine Frau 1000 Taler; auch seine zu höfischen Zwecken verfaßten Singspiele wurden anständig honoriert. Natürlich besaß er als Neugeadelter den Orden nicht selbst, durfte aber bei der Zeremonie den Orden de la générosité am Orangebande auf der Brust tragen. Die ersten Ritter des Schwarzen Adlers waren der Oberhofmeister und Generaladjutant v. Kamecke, der Obermarschall v. Printzen, der Oberstallmeister General v. Syberg, der Oberjägermeister v. Hertefeld, der Generalleutnant Baron Sonsfeld und der Oberheroldsmeister Marschall von Biberstein, der mütterlicherseits ein direkter Nachkomme Martin Luthers war.

Den beiden Ordensfesten folgten die beiden großen Couren. Da schwirren denn die Einladungen über Stadt und Land: „Auf Allerhöchsten Befehl Ihrer kaiserlichen und königlichen Majestäten beehrt sich der unterzeichnete Oberhof- und Hausmarschall . . .“ so fangen sie alle an. Der Kaiser befiehlt und der Oberhofmarschall ladet ein. Auf der Rückseite stehen dann die Vorschriften über den Anzug, die Anfahrt und den Versammlungsort. Die erste Cour gilt dem diplomatischen Korps und dem Zivil, die zweite ausschließlich dem Militär und dessen Damen. Dann kommen die Hofbälle, die diesjährig auf den 4., 11. und 24. Februar festgesetzt sind: der erste ein allgemeiner, der zweite ein kleinerer, der dritte der Fastnachtsball, der aber nicht mehr wie in früheren Zeiten im Kostüm stattfindet und mit dem Glockenschlage der Mitternacht endet. Daß das Kaiserpaar selbst (wie es an anderen Höfen noch Brauch) nie am Tanze, auch nicht an den Quadrillen, teilnimmt, ist bekannt; die Prinzen dagegen tanzen fleißig. Die ehemaligen großen Büfetts an den Ballabenden sind kleinen Tafeln gewichen, für die die Sitzordnung vorher bestimmt wird. Auch das hat natürlich seine Schwierigkeiten. Selbst der große Bismarck soll sich einmal geärgert haben, als er beim letzten Besuche des Zaren Alexander III. in Berlin schlecht plaziert wurde; man sagt, er habe den Grafen Perponcher darüber energisch zur Rede gestellt — Perponcher verschanzte sich hinter die Etikette, und bei der

nächsten Galatafel kam Bismarck zu spät: vielleicht nur, um zu zeigen, daß er für seine Person über die Etikette erhaben sei. Ich weiß nicht, welchen Offizieren in diesem Jahre das Amt des „Vortänzers" verliehen wird. Vielleicht denkt aber Exzellenz Reischach beim ersten Ball, den er als Oberhofmarschall zu leiten hat, an die Zeit der Mitte der achtziger Jahre zurück, da er als tannenschlanker Gardedukorps noch selbst Vortänzer war und sich seine Gattin, die Prinzessin Margarethe Ratibor, im Sturme eroberte. Das Amt des Vortänzers ist gar nicht so leicht, wie man vielleicht glaubt, zumal wenn ein anstrengender Dienst vorangegangen ist, denn der Königliche Dienst nimmt auch auf die Königlichen Hofbälle keine Rücksicht. Der Vortänzer eröffnet den Ball immer mit einer Prinzessin, und nur in Ausnahmefällen mit einer Hofdame der Kaiserin; tanzt aber eine Prinzessin, so ruht der Tanz der anderen. Zu Vortänzern werden altem Brauche zufolge immer je ein Offizier von der Gardekavallerie und einer von der Gardeinfanterie gewählt — aber sie müssen auch wirklich gute Tänzer sein. Und das sind die meisten unserer Offiziere. Den besten Tango, den ich sah, tanzte ein junger Rittmeister aus der Provinz; aber natürlich, diese Kunstfertigkeit darf er bei Hofe nicht zeigen...

Die agrarische Woche

29. Februar.

Die „agrarische Woche" bringt in die Physiognomie Berlins immer eine besondere Note. Ich hatte neulich einmal im Innern der Stadt zu tun und wollte bei Kempinsky frühstücken. Aber da konnte man mittags zwischen eins und zwei überhaupt nicht hinein. Es war eine förmliche Belagerung. Die Menschen drängten sich in dichten Massen vor der Eingangshalle; andere strömten wieder aus dem Lokal, und ein dicker Herr rief einem Bekannten zu: „Nicht ein Plätzchen frei! Drinnen sitzt man beinahe übereinander" . . . Nun ging ich ein paar Schritte weiter, in das bekannte Restaurant „Traube". Da herrschte dieselbe drangvoll fürchterliche Enge, aber auf dem Treppenpodest erwischte ich noch glücklich ein winziges freies Tischchen und konnte nun meine Beobachtungen machen.

Berlin ist immerhin keine Kleinstadt, und eine Invasion von einigen tausend Menschen mehr, sollte man meinen, würde im Straßengetriebe kaum zu spüren sein. Aber die Agrarier merkt man doch. Zunächst gerade da, wo ich an jenem Tage zufällig frühstücken wollte. Kempinsky und Traube sind in der landwirtschaftlichen Woche bei den Herren von draußen besonders beliebt. Aus mancherlei Gründen. Zunächst findet man in diesen Lokalen immer eine ellenlange Speisenkarte und auf ihr eine Menge Gerichte, die man in der heimischen Menage nicht kennt: nette kleine Delikatessen, allerhand Austernspezialitäten und dergleichen mehr, also Dinge, die dem rustikalen Magen fremd sind, die man aber gern einmal probiert. Und dann sind die Preise mäßig: achtzig Pfennige die kleine Portion, eine Mark vierzig die ganze — und die Leute, die um diese Zeit zur großen Heerschau nach Berlin kommen, haben durchaus nicht alle fettgespickte Portemonnaies. Der Großgrundbesitz hat es natürlich besser; der wohnt bei Adlon oder im Savoy oder im Kaiserhof. Der trifft sich bei Hiller, hat bei Habel seinen Stammtisch, speist bei Richards; der hat nicht so auf die Groschen zu sehen. Aber es gibt auch kleine Gutsbesitzer in Massen, Pächter und Halbbauern. Sie gehören mit zur Zunft und freuen sich schon das ganze Jahr hindurch auf die paar Berliner Tage und legen dafür rechtzeitig einen blauen Lappen beiseite. Der muß reichen. Da wohnt man denn in einem bescheidenen kleinen Gasthof, deren in Berlin mehr existieren als man glaubt, und um sich auch über die materiellen Genüsse Babylons auf dem Laufenden zu halten, geht man zu Traube und Kempinsky frühstücken.

Das hat mir Spaß gemacht, bei dieser Gelegenheit einmal unsere Agrarier zu beobachten. Es ist ein forscher Menschenschlag; man sieht ihm die Landluft an. Viele bringen Frau und Töchter mit, denn auch für diese sind die Berliner Tage eine fröhliche Abwechselung im Einerlei der Arbeit, die draußen, weiß Gott, nicht immer eine vergnügliche und gesegnete ist . . . Die Masse defiliert sozusagen an mir vorüber: man sucht in der Riesenfülle nach freien Plätzen. Da kommen zwei hochgewachsene Herren: der eine mit schneeweißem Vollbart, der andere mit kleinem, spitz aufgedrehtem Schnurrbart in einem gebräun-

ten, faltenzerknitterten Gesicht. Vornehme Erscheinungen, Typen aus dem Herrenhause; wenn sie im Frack wären, würde man bei jeder Wendung wahrscheinlich die kleinen goldenen Kammerherrnknöpfe blinken sehen. Sie finden keinen Platz mehr. „Ekelhaft", sagt der eine, „aber das wußte ich im voraus. Hier kann man sich auf die Kronleuchter setzen. Gehn wir zu Walterspiel" . . . Hinter ihnen suchen andere mit wildem Eifer. Ein Pärchen. Er ein alter Mann in aufgeknöpftem sogenannten Kaisermantel, einen langen blauen Rock darunter, im Knopfloch das Band des Eisernen Kreuzes. Vielleicht ein Domänenpächter. Die Gattin trippelnd, wenig graziös, dabei auch beinahe furchtsam, ungewohnt dieser lärmenden Umgebung. Dann ein schneidiger Herr in den Vierzigern in neuem sehr blanken Zylinderhut, mit gepflegtem Schnurrbart und von militärischem Gehaben. Sicher wird er auf seiner Scholle „Herr Rittmeister" genannt. Ein Monokel schaukelt sich an schwarzer Schnur über der farbigen Weste. Auch er hat seine Gattin bei sich und auch ein Töchterchen, einen Backfisch. Das Töchterchen trägt eben gekaufte Stiefelchen aus marmoriert farbigem Leder, aber sichtlich, daß sie noch etwas drücken. Die Gattin ist niedlich und hat die Augen überall; das Kostüm ist hübsch, der Schnitt nicht ganz auf der Höhe. Die drei sind glücklicher: sie finden noch Platz. Der Herr Rittmeister greift nach der Speisekarte. „Also, Agathe, Austern . . ." Agathe freut sich darüber; der Backfisch zieht ein krauses Näschen. Austern sind glibbrige Tiere; kaum hat man sie auf der Zunge, so rutschen sie auch schon weiter; man hat nichts davon. Der Backfisch sucht sich etwas Substanzielleres aus und bittet nachher um Eis. Agathe zieht ihren Besorgungszettel aus der Tasche und seufzt. Berlin verschlingt ein Heidengeld. . . . . Ein paar Tische weiter sitzen drei junge Herren bei schäumendem Sekt: Volontäre: Vier Tage Berlin — das ist ein Stückchen Seligkeit! Wenn der Mammon nur reicht. Sie haben ihr Geld zusammengetan; der eine ist Kassenverwalter. Er ist sehr gewissenhaft; jede Portion notiert er in seinem Taschenbuch. Pommery trinken sie nicht, sondern die Hausmarke. Da kostet die Pulle nur drei Emchen — und die Hausmarke schäumt auch. Schaum muß sein . . . . Etwas weiter zwei — gewiß, zwei

Inspektoren: breitschulterige Hünen mit frischen Gesichtern, in Anzügen, die zwar sauber sind, aber ihre Herkunft aus einem Atelier in Polzin, Schlochau oder Schwiebus nicht verbergen können. Bunte Schlipse, Stiefel mit Lederschäften, die Hosen etwas in die Höhe gerutscht. Beide Herren sprechen nur von der Jagd und von der Ernte — immer abwechselnd. Aber heute abend wollen sie in das Palais de Danse ... Nicht weit davon ein paar andere Typen: gereckte Gestalten, korrekt gekleidet, leicht befehlshaberisch in der Stimme — unverkennbar Leutnants der Reserve. Dann wieder ein älterer Mann mit eckigem Bauernschädel und schlecht rasiertem Kinn; er hat die Speisekarte vor sich liegen und fährt mit dem Zeigefinger über die Preise: „Hier kriegt man alles, aber es kostet auch. Im Hotel zum treuen Preußen in Wolitnick gibts bloß immer aufgeschwitzten Kalbsbraten mit Kartoffelsalat ...“

Es ist eine ganz eigenartige Demonstration, diese „agrarische Woche“. Wer ein Gegner des Demos ist und vor allem der Entnationalisierungswut der roten Kohorte, der kann nur eine ehrliche Freude empfinden bei diesem gewaltigen Aufgebot des flachen Landes, das symbolisch die Kraft seiner derben Fäuste weist. Es ist kein Kunststück, wenn die Sozialdemokratie in den von ihren Anhängern wimmelnden Großstädten gelegentlich imponierende Massenversammlungen zu arrangieren weiß. Sie hat ihre Leute bei der Hand. Aber die Landwirte strömen von weither, und wenn auch sie einmal zeigen, daß sie ebensogut eine „geschlossene Macht“ bilden wie die Republikaner, so ist das ein erfreulicher Beweis dafür, daß mit dem monarchischen Gedanken bei uns, Gott sei Dank! noch nicht zu spaßen ist. Das ist der Grundton der agrarischen Woche; der Schwur auf die Monarchie. In den beiden Zirkussen, in denen sich die Leute von draußen zusammenfanden, ist unendlich viel geredet worden. Und wer selbst Menschen zu schildern versucht, konnte sein stilles Vergnügen haben an der originellen Erscheinung des polternden Januschauers, an der behaglichen Dialektik Oertels, an der treffsicheren Art, in der Dietrich Hahn zu zünden wußte. Aber die Größe des Augenblicks liegt nicht in dem Kampfe ums Dasein, den auch das Land zu kämpfen hat, sondern in der geschichtlich-

gesellschaftlichen Tatsache, daß das Land allen Versuchen, die Monarchie zur Wehrlosigkeit zu verurteilen, mit äußerstem Widerstande entgegentritt. Und das ist in einer Zeit, in der eine mit Rhetorik und Affektation gepredigte politische Freiheit nur dem Republikanismus die Wege bereitet, nicht hoch genug einzuschätzen ....

Vom Ballfest der Berliner Künstlerinnen

1. März

Vom Ballfest der Berliner Künstlerinnen kann ich nicht aus eigener Anschauung berichten. Da ist das ewig Männliche immer noch ausgeschlossen — bis auf die Leute des Orchesters, die Kellner und die Feuerwehrmänner, die man schon mit in den Kauf nehmen muß und wahrscheinlich als neutrale Wesen betrachtet. Eine alte Sage erzählt, daß früher einmal ein „Herr" in der Verkleidung eines Kellners das Frauenfest besucht habe und erkannt worden sei. Man soll ihm hohnlachend die Tür gewiesen haben. Seitdem ist ein ähnliches Verbrechen in der Chronik des Vereins der Künstlerinnen nicht mehr verzeichnet worden. Ich hätte mich auch um alles in der Welt willen nicht in der schützendsten Vermummung in dies Haremlyk gewagt, aber ich fand eine getreue Mitarbeiterin, die nun auch hier für mich sprechen mag ...

Die Eigenart der Physiognomie, die das Jahresfest der Berliner Künstlerinnen von allen übrigen Kostümbällen unterscheidet, liegt nicht allein in dem Herrentabu, sondern mehr in der allgemeinen Beteiligung sämtlicher weiblicher Altersstufen. Die Süßlichkeit, die sonst leicht in einer nur nach der Seite der Anmut und Lieblichkeit ausgenützten „Spielzeugrevue" (so lautete diesmal das Motto) liegt, bekam durch eine Anzahl höchst charakteristischer Altfrauen- und Altmännerköpfe eine kräftige Note. Schon die straffe Reihe der Potsdamer Gardisten, die für Ordnung zu sorgen hatten, war von dem üblichen Theateraufmarsch in Trikot und Gamaschen weit entfernt. Die Pseudoherrenwelt war vom Smokingjüngling bis zum Petitmaitre, vom lauteschlagenden Minnesänger bis zum leitertragenden Schorn-

steinfeger vertreten. Pierrots, melancholisch und vergnüglich, hielten sich nicht nur an ihre Kolombinen — Trommelhäschen umringten den Jäger aus Kurpfalz, Hänsel und Gretel tanzten Ringelreihen mit Dornröschen und Schneewittchen, und beim Sekt saßen alle Gestalten, die je ein Kinderparadies bevölkert haben, fröhlich vereint. Jawohl, beim Sekt! Vorbei ist die Zeit der matten Seelen und der Limonaden! Lustig wie beim lustigsten Herrenfest klangen die Gläser zusammen, und aus zahllosen Zigarren stiegen blaue Kräuselwölkchen empor. Freilich, zwischen die Eiskühler drängten sich auch die Mineralwasserflaschen in reichlicher Fülle, und zu einem einzigen Flakon Henckell trocken oder Burgeff grün gehörte zum mindesten immer ein halbes Dutzend trinkfester Weiblein . . . Einen rüstigen alten Fischer sah ich allein bei seiner Flasche sitzen. Da schlich sich ein niedliches, weißrot gestreiftes Wesen an ihn heran. „Willst du auch ein Schlückchen?" fragte der Fischer gefällig. „Ach ja," antwortete das niedliche Wesen, „ich komme bald um vor Durst. Aber ich bin nicht allein . . ." „Nun, so ruf deine Freundin . . ." „Fischer, es sind ein paar . . ." „Laß sie beide kommen . . ." „Fischer, wir bilden das Kegelspiel — wir sind neun! . . ." Da kriegte der alte Seebär einen gehörigen Schreck. Für ein ganzes lebendiges und durstiges Kegelspiel reichte seine Flasche nicht aus . . .

Sechs ältere Policinellen in Lila drehten sich ernst und ehrbar unter dem Kronleuchter; sechs lilafarbene Luftballons schwebten zu ihren Häuptern. Dann traf ich vier Matrosenjungen, frisch, lustig und krausköpfig, die in einem Kinderwagen ein allerliebstes kleines Mädelchen in kurzen Röckchen und mit kielangem Blondhaar vor sich herschoben. Aber so täuscht man sich: das Mädelchen war schon eine Frau von vierundzwanzig Jahren und hatte bereits ein fünfjähriges Söhnchen. Auch der Humor der Wehmut fehlte nicht. Ich sah eine große schöne Frauenerscheinung in einem Puppenkleide. Die Ärmste hinkte — und trug auf ihrem Puppenkleide ein Plakat mit der Aufschrift: „Leider schon kaputtgegangen . . ." Man muß sehr hoch über den Dingen stehen, um sich mit einem so grimmigen Scherze über das Mitleid hinwegsetzen zu können . . . Eine

hübsche Kleine figurierte als „Drachen"; der lange Schnitzelschwanz pendelte hinter ihr her. Eine andere Dame wandelte als Aquarium umher; ihr wassergrünes Gewand war mit Fröschen und Goldfischen besetzt, und um ihren Kopf ringelte sich ein Schlänglein . . .

Plötzlich ein geller Pfiff, ein Jaulen und Zischen. Endlich hat man einen wirklichen „Herrn" entdeckt — oben auf der Galerie. Aber er trägt Uniform und Säbel — man kann ihn nicht vor die Türe setzen: es ist der aufsichtführende Polizeioffizier. Er schmunzelt unter dem Schnurrbart. Es schmunzelt auch der Mann, der das Karussell dreht; die Kellner schmunzeln verstohlen; das ganze Orchester schmunzelt. So viele nette schlanke Beinchen, wehende Zöpfe, vergnügte Mäulchen sieht ein Männerauge nicht oft zusammen . . .

An berühmten Frauen fehlte es natürlich nicht. Ich weiß nur nicht, ob man ihnen einen Gefallen erweist, wenn man sie im geflammten Narrenkittel schildert. Der Männeregoismus erlaubt der Frau nicht gern die ernste und die heitere Maske zugleich... Oft steigen die bunten, schillernden Vergnügungsblasen aus einem vielsagenden Grunde auf; in der Hefe des Ballokals schlummern künftige Möglichkeiten. Ich erinnere an gewisse Künstlerfeste, die sich historischen Ruhm erworben haben. Aber es erscheint mir zweifelhaft, ob das Fest der Künstlerinnen das nächste Jahrzehnt überleben wird. Bei aller anscheinenden Heiterkeit, bei aller Pracht der Aufzüge und Kostüme, bei aller Lebhaftigkeit und Tanzlust bin ich das Empfinden des Surrogats nicht losgeworden, das sich schon in dem sich immer wiederholenden Zusammenfinden eines Pseudoherrn mit einem wahr- und wahrhaftigen Fräulein ausspricht. Und daß diese unechten Herrchen wenigstens im äußeren Gehaben ihre Rolle nicht ganz vortrefflich durchführten, scheint mir abermals ein Beweis dafür, daß jedwede stimmungsvolle Geselligkeit auf der Mischung der Geschlechter beruht. Denn eins fehlt bei der großen Komödie, etwas Unersetzliches; der flirrende Funke, das Herüber und Hinüber der Blicke, das Bewundernde — und wo es nachgeahmt wird, wirkt es abstoßend . . .

Heimkehr aus Südamerika — Die „große Promenade" Berlins — Baronin Suttner † 29. Juni

Die unvergleichlich schöne Reise mit dem Prinzen Heinrich an Bord der „Cap Trafalgar" nach Südamerika liegt hinter mir — nun muß man versuchen, sich wieder langsam in Berlin einzugewöhnen. Ein erster Spaziergang zeigt wenig Neues. Die „große Promenade" Berlins ist längst von den Linden nach dem Westen verlegt worden: nach der Tauentzienstraße und dem Kurfürstendamm. Der Bummel Unter den Linden hat natürlich nicht aufgehört, aber er ist auf spätere Stunden angesetzt worden, auf die Zeit nach Theaterschluß und dehnt sich nachts über aus, bis den Himmel ein Grauen überkommt. Im Westen beginnt das große Flanieren so etwa um 5 Uhr nachmittags. Vor fünfzehn Jahren war das noch eine stille und sehr vornehme Gegend, in der stille und vornehme Leute wohnten. Heute hat hier der Leichtsinn Einzug gehalten. Goldfliegen und Schmetterlinge herrschen vor, und auch Nachtfalter gibt es zuhauf. Es ist natürlich sehr amüsant, aber Puritaner und Moralbeschwerte werden mit Recht die Nase rümpfen. Ernsthaftere Leute können auch ihre Studien machen: Sittenstudien natürlich. Das Tauentzien-Girl ist keine Romanerfindung: es existiert wirklich. Wenn man die halbwüchsigen Mädel Arm in Arm durch die Straße schlendern sieht, mit kecken Blicken die Vorübergehenden musternd, halb Göhre, halb Dirne, der Typus der Demi-Vierge, dann kann man schon an unserer Erziehung der höheren Tochter ein wenig irre werden. Es ist in der Tat nicht recht begreiflich, daß Eltern ihren Backfischen erlauben, sich schutzlos, wenn auch nicht hilflos, unter das elegante Gesindel zu mischen, das dieser Promenade ihre charakteristische Färbung gibt. Zuweilen weiß man auch wirklich nicht, ob bei dieser und jener Maid sich die Grenzlinien nicht schon bedenklich nähern, die Welt und Halbwelt trennen. Es liegt das an dem ganzen Sichgeben der jungen Damen, an ihrem Gehaben, an Miene und Geste, auch an der Toilette. Gegen die moderne Frauentracht ist ja von den Schützern der Sittlichkeit oft genug gewettert worden; von den Kanzeln wurde dagegen polemisiert, ein Bischof fand scharfe Worte gegen die Sünde der geschlitzten

Röcke und das Oberlicht der Blusen. Nun bin ich kein Eiferer und halte nicht alles für Sünde, was keck ist, habe mich kürzlich sogar einmal gegen das allgemeine Verdammungsurteil unserer Damenmoden ausgesprochen. Doch ich gestehe zu, daß meine Ansicht sich geändert hat, daß unsere Damenkostüme nicht nur hui, sondern hie und da entschieden pfui geworden sind. Wenn Mädchen der sogenannten guten Gesellschaft das Bein bei jeder Bewegung bis zum Knie zeigen, so gehört dazu immerhin ein befremdender Mangel an Schamgefühl. Aber der Begriff der Scham hat sich in unseren Tagen gewandelt. Das, was man Sitte und Sittsamkeit zu nennen pflegt, verändert sich ja häufig in den Zeitläuften und kann morgen schon ein abgestandener Wert von gestern sein. Neu dünkt mich dagegen das Sinken des Schambegriffes. Toiletten, wie wir sie alle Tage sehen, waren vor zwanzig Jahren unmöglich gewesen; unter dem Direktoire mögen die Nymphen des Palais royal sie ähnlich getragen haben. Damals hatte die Revolution von oben den Anstoß zu dem Umschwung der Dinge gegeben; heute kommt der Anstoß aus der Mitte des kreuzbraven Bürgertums. Denn die Damen im Schlitzrock und mit der weitgehenden Dekolletage sind um Himmels willen keine Frauenzimmer aus den Nachtlokalen, sondern gehören guten Familien an. Und gerade das ist das Skandalöse . . . .

Auch die sommerliche Herrentoilette ist recht leger geworden. Daß man den Hut in der Hand trägt, mag noch angehen. Aber daß man Sakko oder Jackett über den Arm legt und in Hemdärmeln spazieren wandelt, ist doch schon mehr Handwerksburschen-Manier. Und wenn das Hemd noch so sauber ist: es ist unschicklich und bedeutet auch einen Mangel an Schamgefühl, sich öffentlich in einem Aufzuge zu zeigen, wie er nicht gesellschaftlicher Gewohnheitssitte entspricht. Dazu kommt, daß das Herrenhemd vielfach aus weichem Stoffe getragen wird: mit einem breiten zurückgeschlagenen Kragen, der nach Matrosenart den Hals völlig frei läßt. Das kleidet einen hübschen jungen Burschen, wenn er vom Tennisplatz kommt, mitunter nicht übel, sieht aber bei älteren, zumal dicken Herren schauderhaft aus. Auch den weißen Tropenanzug aus Leinen oder Flanell sieht

man an heißen Tagen häufig; nur ist es eine modische Verirrung, wenn man dazu einen Zylinderhut trägt. Der Zylinder scheint indes Sommerehrung zu genießen; man trägt ihn zum Sakko wie zum Cutaway — und dabei ist die schwarze Angströhre in der Prallsonne noch unangenehmer als im Grau des Winters. Aber die Mode nimmt selten Rücksicht auf die Bequemlichkeit . . .

Der Tod der Baronin Suttner erinnert mich an mein erstes Zusammentreffen mit ihr vor etwa einem Vierteljahrhundert. Sie war damals mit ihrem Gatten in Berlin, und ein Kreis von Freunden gab ihr ein Bankett, bei dem es sehr lustig zuging. Sie war eine geborene Gräfin Kinsky, und ich entsinne mich, daß sie mir erzählte, ihre Mutter habe der Dichterfamilie Körner angehört und daher stamme wohl auch ihr poetisches Können. Ihr Vater, der vor ihrer Geburt starb, war Feldmarschalleutnant gewesen, ihr Vormund der Landgraf Friedrich zu Fürstenberg. Die Verhältnisse im mütterlichen Hause müssen indessen nicht angenehm gewesen sein, denn sie trug sich mit der Absicht, Sängerin zu werden, und wurde, als sich dieser Plan nach einer Probe bei der Viardot zerschlug, sodann Erzieherin im Hause des Freiherrn Karl Gundaccar von Suttner auf Veste-Harmannsdorf. Hier lernte sie den jüngsten Sohn der Familie lieben, der übrigens auch sieben Jahre jünger als sie war, und da aus der Ehe nichts werden sollte, so brannten die beiden durch, heirateten irgendwo und reisten dann zu einem alten Freunde im Kaukasus, dem Fürsten Nikolaus von Mingrelien, der damals freilich nicht mehr souverän war, aber noch seine schönen Besitztümer hatte. Später zog das Paar nach Tiflis, und während Baron Suttner als Ingenieur und sie als Sprachlehrerin tätig war, begannen zugleich die ersten schriftstellerischen Versuche. Baron Suttner steht mir als schlanke, hochgewachsene, vornehme Erscheinung in der Erinnerung. Er hieß Gundaccar wie alle Suttners, führte zur Erkennung von den übrigen aber auch noch den Vornamen Arthur. Beide begannen (Baronin Bertha anfänglich unter dem Pseudonym B. Oulot) ihre schriftstellerische Karriere mit kleinen Essays und Novellen in „Über Land und Meer". Erst als sie sich mit ihren

Familien ausgesöhnt und nach Österreich zurückgekehrt waren, kamen auch größere Arbeiten an die Reihe. Die mingrelinschen und kaukasischen Romane Arthur von Suttners: „Daredjan", „Aznaour", „Die Adjaren", „Schamyl" u. a. haben noch heute ihren Wert, während von den Werken seiner Gattin neben dem gut gemeinten Roman „Die Waffen nieder" nur noch ein recht interessantes Buch „Das Maschinenzeitalter" dauernd bleiben wird, das sie aber nicht unter ihrem Namen veröffentlichte, sondern das auf dem Titel als „von Jemand" verfaßt bezeichnet wurde. Ihre Propaganda für die Friedensbewegung, der sie ihrer eigenen Erzählung nach übrigens nur durch Zufall zugeführt wurde, brachte ihr den Nobelpreis ein — und wenn man sich gegen den Überschwang ihrer Pazifikationsbestrebungen auch ablehnend verhalten mag, das eine steht fest, daß diese gütige Frau aus vollster Überzeugung und edelster Seele ihr Liebeswerk vertrat . . .

Sturmzeichen im alten Wetterwinkel Europas — Das Ultimatum — Der Krieg

3. August

Ich saß noch in der Sommerfrische, als es in der Ferne zu donnern begann. Unten natürlich, im alten Wetterwinkel Europas. Daran sind wir seit langem gewöhnt. Wer ahnte bei dem ersten Schritte Österreichs gegen die Anstifter des Mordes von Serajewo, daß die Wolken über dem Balkan so rasch das Firmament Europas verdunkeln würden?! Es geht wieder los da unten, sagte man sich. Aber der Zusatz „da unten" schien nicht beunruhigend für uns. Und dann folgte Schlag auf Schlag . . .

Da ließ ich den Frieden des Sommers hinter mir. Draußen auf dem Lande steht die Natur noch in vollem Prangen. Nach langer Trockenheit haben die Regengüsse der letzten Tage Baum, Strauch und Wiese erquickt. Im Walde ist es wundervoll. Da wohnt das große Schweigen.

Aber schon auf der Station ist der Friede zu Ende. Ich fuhr in einem endlosen Bummelzuge, mit Soldaten und Flüchtlingen

besetzt. Wirklich mit Flüchtlingen. Wer in den Bädern weilte und in den Bergen, hat es eilig mit der Rückkehr. Die allgemeine Unruhe ist das Treibende. Jetzt kommt man noch mit. Vielleicht schon in wenigen Tagen wird die Passage schwieriger. In wenigen Tagen ... Im Hochsommer ziehen die Gewitter mit Windesflucht herauf ...

Und nun Berlin. Ich stehe schon in älteren Semestern und kann ziemlich weit zurückdenken. Es war im Jahre 1870, ungefähr in den gleichen Julitagen, da ich als junger Kadett in den Ferien weilte: auf derselben Scholle Erde, die mich auch jetzt beherbergte. Und damals fuhr der sengende Blitz ähnlich schnell über die Welt wie heute. Ein Gutsnachbar jagte zu Pferde vor das Herrenhaus. „Es gibt Krieg, Kadett!" rief er mir entgegen. Da war auch schon die Depesche Bismarcks nach Paris geflogen.

Bestimmte Erinnerungen aus der Jugendzeit bleiben ewig haften. Ich entsinne mich noch so genau, als sei es gestern gewesen, der ungeheuren Aufregung in Berlin, die von einem jubelnden Schwunge der Begeisterung getragen wurde. Und der lügt, der bestreiten will, daß auch diesmal der Enthusiasmus hohe Wogen schlägt. Aber mich dünkt, es ist dennoch anders als es damals war. Es liegt eine seelische Vertiefung in den Kundgebungen, und durch die Begeisterung weht zugleich ein Odem tiefsten Ernstes ...

Im Westen Berlins ist tagsüber von der allgemeinen Erregung wenig zu spüren. Das Antlitz der Straßen hat sich kaum geändert. Alles geht wie sonst seiner Arbeit nach, auch dem Bummel. Auf dem Kurfürstendamm und in der Tauentzienstraße flanieren die Nichtstuer. Nur die Ausrufer der Extrablätter verändern ganz plötzlich das Leben und den Schlendrian. Sie werden bestürmt; dickgekeilte Menschenhaufen umgeben sie; man reißt ihnen die Blätter aus der Hand. Einen sah ich, der flüchtete schließlich, weil er erdrückt zu werden fürchtete. Die Menge staut sich dann besonders vor den Cafés; zuweilen liest ein Herr den Inhalt des neuesten Extrablattes vor.

Dieselben Menschenansammlungen findet man vor den Redaktionen der großen Tageszeitungen. Auf der einen hatte ich um

die Mittagszeit geschäftlich zu tun. Als ich wieder auf die Straße trat, begrüßte mich ein Bekannter und fragte mich, ob ich „oben“ etwas Neues gehört hätte. Ich gab ihm Bescheid — und war im Augenblick von fünfzig, sechzig Menschen umringt. Ich ging weiter, aber die Menge folgte mir. Man stellte mich förmlich. Das war um die Stunde, da die Ermordung Jaurès' bekannt zu werden begann. Sie flog wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Aus dem Tode Jaurès' wurde die Ermordung Poincarés, wurde Revolution in Paris, wurde die Mobilmachung Frankreichs. Der Schreck wurde zum Schrecken und jagte den Unsinn vor sich her.

Der Unsinn wird Wahnsinn. Ich traf eine befreundete Dame, die mir klagte, sie habe den Monatslohn an ihre Dienstboten auszahlen wollen, aber die Leute hätten die Reichsbanknoten zurückgewiesen. Sie wollten Gold oder Silber haben — die Scheine hätten keinen Wert mehr. Tatsächlich wurde mir selbst in einem großen Geschäft ein Zwanzigmarkschein zum Wechseln zurückgewiesen. Noch unglaublicher ist das Faktum, daß in einem Restaurant wie das „Rheingold“ in der Potsdamer Straße die Kellner den Hundertmarkschein nur gegen Verlust von zwanzig Mark annehmen wollten, und sich weigerten, kleinere Scheine in Zahlung zu nehmen. Unerhört ist auch die spekulative Verteuerung der Lebensmittel. Ein Produktenhändler in der Uhlandstraße schlug so unverschämt auf, daß sich die Polizei ins Mittel legen mußte. Viele andere hatten ihre Geschäfte geschlossen, weil sie ausverkauft haben und erst neue Zufuhr erwarten. Das alles wird sich geben, wenn die ungeheure Spannung gehoben, wenn der Dämon der Nervosität ruhiger Überlegsamkeit gewichen ist.

Diese Nervosität ist begreiflich. Sie kreist wie ein heimliches Fieber über Berlin und entladet sich zuweilen in spontanen Kundgebungen. Ein glücklicher Zufall führte mich am 31. nachmittags nach dem Lustgarten. Es war ein heißer Tag, und ich sah mich plötzlich von einer strudelnden Menge gepackt und bis auf die Schloßterrasse gedrängt. Schutzleute sprangen dazwischen, aber sie traten zurück, denn oben im Schlosse klangen die Balkonfenster. Der Kaiser, die Kaiserin, die jüngsten Prin-

zen! Ein großes Jauchzen — dann flogen die Hüte von den Köpfen. Der Kaiser hatte gegrüßt und gewinkt: er wollte sprechen. Totenstille. Ich brauche nicht zu wiederholen, was der Draht noch am selben Abend bis an die Grenzen des Reichs gemeldet hat. Aber sagen möchte ich, wie sich die Worte des Kaisers in die Herzen hämmerten! Ihr Klang läßt sich schwerer beschreiben. Man weiß, wie der Kaiser spricht. Ich habe ihn oft gehört: so aber hörte ich ihn noch nie. Der Zorn sprach aus ihm; einen Augenblick bebte seine Stimme. Dann gewann sie wieder an Festigkeit und an Willensausdruck — und als er schloß, man solle in die Kirche gehen und niederknien, solle Gott um Hilfe bitten für das brave Heer: da mögen sich auch die Herzen der Ungläubigsten gerührt haben.

„Nicht sentimental werden," sagte einer neben mir. Und er wischte sich über die Augen. Es gibt unvergeßliche — unvergeßliche Momente . . .

In späterer Nachtstunde saß ich in einem Biergarten am Kurfürstendamm, um den Durst der ausgedörrten Kehle durch ein Glas Pilsener zu löschen. Da trafen die Extrablätter mit dem Ultimatum ein. Das war wie ein Riß in die unerträglich werdende Spannung der Gemüter; es war ein Aufatmen.

Also Krieg! Es gibt keinen Ausweg mehr, auch nicht für den Friedenskaiser . . .

Inhaltsverzeichnis

1902

1903

1904

1905

1906

1907

1908

1909

1910

1911

1912

1913

1914



Namen- und Sachverzeichnis

A

B

C

D

E

F

G

H

J

K

L

M

N

O

P

R

S

T

V

W

Z



